Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		—. M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰.
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

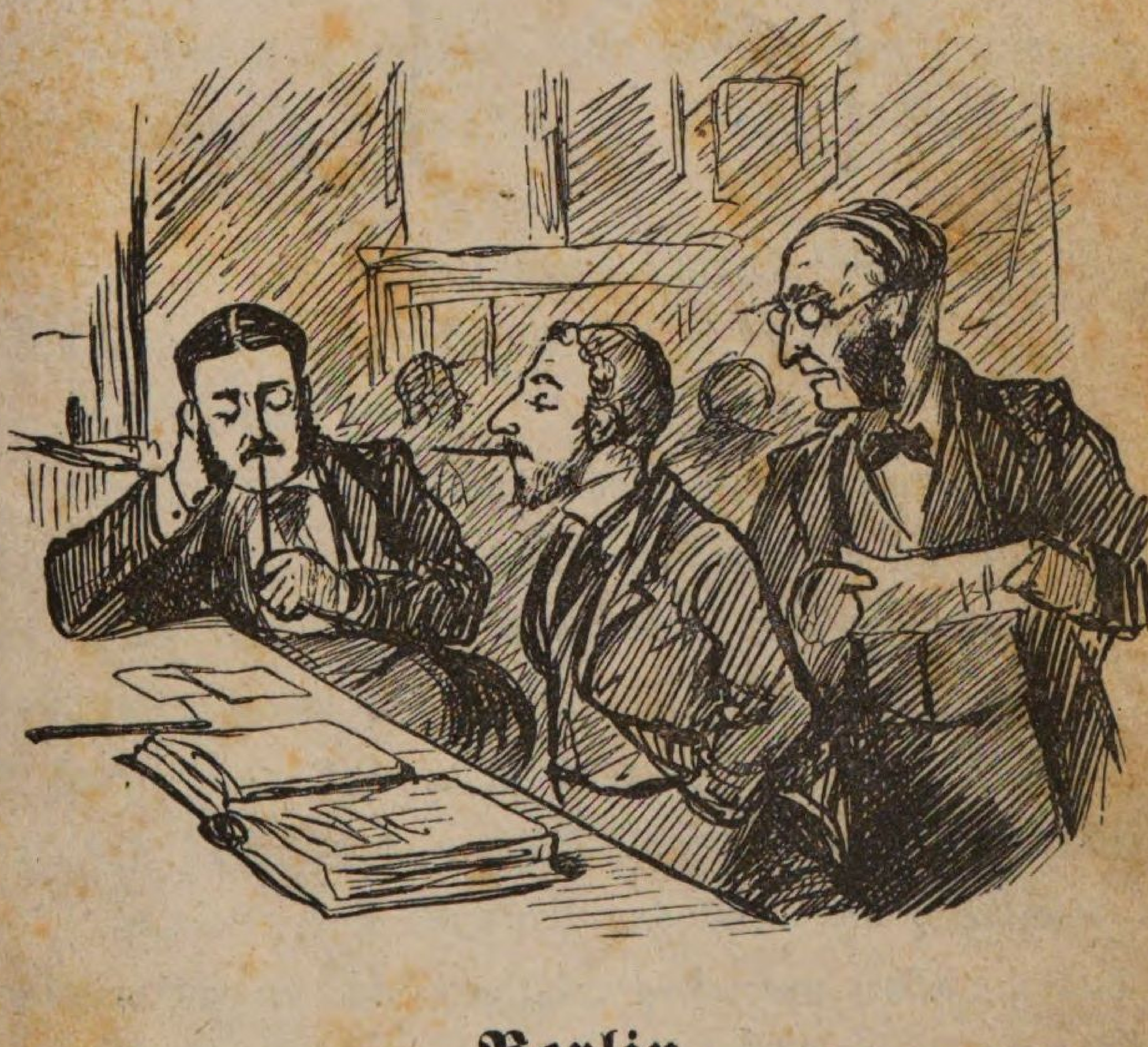
J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

PER ULTIMO!

oder:

Das Verbrechen von Erquelines.

Roman von Franz Moor.



Berlin.

Denicke's Verlag. Georg Reinke.

Verehrte Frau!

Sie erinnern sich zweifellos noch jenes Abends, als wir in der Soirée der Frau v. H. abseits, in einer blumenumrankten Nische, zwischen dem zweiten Walzer und Galopp „Literatur" plauderten?

— Zweifellos! Denn unsere Unterhaltung endete mit einem Versprechen meinerseits und einer Zusage Ihrerseits.

Unsere Unterhaltung war nicht uninteressant. Sie gab mir noch später lange Stoff zum Denken, Lust zum Versuchen, Material zum Arbeiten.

— Soll ich Ihnen die Pointe unseres literarischen Geplauders in's Gedächtniß zurückrufen?

— Von Herzen gern!

— Sie erzählten mir von einem „wunderbaren" — deutschen — Romane, den Sie vor einiger Zeit gelesen hatten, und von einem „süßen" Romane, den Sie soeben im Begriff sind zu lesen. Ich bestätigte Ihnen aus vollster Ueberzeugung, daß ich beide Werke kenne, und den „wunderbaren" wunderbar sowie den „süßen" süß fände und verrieth Ihnen sogar die Lösung des „süßen": nämlich: daß Manfred und Elise ein glückliches Paar werden und daß mit dieser glückverheißenden Hoffnung und dem Blick auf die durchaus problematische Zukunft der „süße" Roman schließt.

— Schlechter Mensch! riefen Sie mir, mit Ihrem „süßen" Fächer „wunderbar" spielend, zu; schlechter Mensch, weshalb verrathen Sie mir die Pointe, deren Lösung ich schon seit acht Tagen mit Ungeduld entgegensehe?

— Aus Bosheit, Madame! aus purer Bosheit! — Schließlich, meine Gnädigste! welche andere Pointe wäre denn überhaupt bei dem „süßen" möglich gewesen?

Sie erwiderten, so viel ich mich erinnere, Nichts, sondern caressirten Ihr superbes Points-volant und äußerten dann zögernd:

— Ja, was verlangen Sie denn, in aller Welt — Sie sagten: in aller Welt! — von einem Roman?

— Daß er interessiren und vor Allem befriedigen soll! antwortete ich — wie ich mich erinnere — sehr schnell, fast wie auf's Stichwort wartend. — Unter „befriedigen" verstehe ich aber etwas Anderes, als daß sich Manfred und Elise nur heirathen.

— Ja, aber dann sind sie, die Liebenden, ja an ihrer Wünsche Ziel? . . .

— Verzeihen Sie, meine Gnädigste, dann fängt ihre Geschichte erst an! Die Heirath ist, nach meinem Begriffe, nur ein auf das eheliche Glück ausgestellter Wechsel, das Glück hat denselben noch nicht „acceptirt", und wer weiß ob er am Verfalltage ohne Protest honorirt wird!

— Sonderbare Logik!

— Sonderbar vielleicht, aber wahr! Ich werde deutlicher sein. Elise, die „innig" liebende, hat sich meines Erachtens ihrem Manfred geradezu an den Hals geworfen. Sie haben sich geheirathet. Das Buch schließt damit. Wer giebt Ihnen eine Sicherheit, daß sie nicht ein Jahr später zu oder unter Manfred's Füßen liegen wird?

2

— Aber ich bitte Sie, mein Herr!

— Wer giebt Manfred beispielsweise die Garantie, daß seine Elise nicht einem Romane gleicht, dessen Vorwort das interessanteste Kapitel desselben ist? . . .

— Eine Limonade, wenn ich bitten darf . . .

— Wissen Sie denn nicht, meine Verehrte, daß die Eitelkeit, die Vergnügungssucht, die Emancipation einer Frau den Mann ebenso unglücklich machen können, als ihn die „innige" Sanftmuth seiner Braut einst beglückt hatte? Wissen Sie auch, daß solche „innige Romanliebe" im nicht geschriebenen zweiten Theile zumeist nicht an gebrochenem Herzen, wohl aber an verdorbenem Magen stirbt?

— Wenn ich bitten darf, mein Herr! sprechen wir von etwas Anderem!

— Ich weiß nicht, ob ich Ihrer Empfindsamkeit oder Ihrer Empfindlichkeit zu nahe getreten bin . . . ich wollte nur eine kurze Charakteristik der modernen „süßen" deutschen Leihbibliothek-Romane entwerfen, — Sie haben Recht, gehen wir zum „wunderbaren" über!

— Haben Sie vielleicht auch an diesen etwas auszusetzen, wollen Sie vielleicht meinen Ahnen zu nahe treten?

— Weder Ihren „Ahnen", meine Gnädigste, noch „Ingrobam". Ich verehre beide, sowie alle Schriften, deren Quellen die Geschichte, unsere wohlassortirten Antiquare und deren Schätze der Vergangenheit sind. Ich verehre die Meister, deren poetische Creationsgabe auf diesem Fundament ein Gebäude errichtet, dessen First die Ethik und Moral bilden. Zugegeben, Madame! Ich tadle nur, daß unsere deutsche Romanliteratur nur diesen beiden — der „süßen" und der „wunderbaren" — Richtungen huldigt,

und die goldene Mittelstraße: die wirklich amüsante, fesselnde Lektüre fabelhaft stiefmütterlich behandelt wird.

— Was nennen Sie amüsant und fesselnd?

— Meine Verehrte! Weder Zeit noch Ort erlauben mir, Ihnen stante pede einen amüsanten, fesselnden Roman als Beispiel zu erzählen, selbst die Mittheilung des „Vorwurfs“ würde bis tief in den Cottillon dauern, und es wäre schade um den Cottillon! Aber . . .

— Aber . . .

— Verzeihen Sie, wenn ich ausspreche, aber ich verweise Sie einfach auf Frankreich und England. Beide Länder und deren Literatur sind Ihnen ja wohl bekannt. Haben Sie einmal mit angesehen, wenn bei Michel Lévy frères oder Hachette oder Dentu oder Chapman & Hall ein neuer Roman erscheint? Wie die Boulevards und die Regent Street mit dieser Novität fast bedeckt sind, wie ein jeder — anständige und 3 Francs zahlungsfähige Mensch sie unter dem Arm trägt? Der Mann bringt ihn seiner Frau, die Frau dem Mann, der Freund dem Freunde, die Freundin der Freundin u. s. w. mit. Ist er nicht amüsant, dann wehe dem Autor, ist er amüsant, dann wird derselbe l'enfant chéri de la société. — Solche amüsanten Bücher wünschte ich auch in **unserer** Unterhaltungsliteratur zu haben.

— Und Sie, ein Deutscher, wollen die Hand zu solchem Frevel bieten? Als ob Sie nicht wüßten, was diese französische Dreifrancs-Literatur amüsant und dem Publikum wünschenswerth, was die englischen Romane, die mit 1 sh in zwanzigtausend Exemplaren verkauft werden, begehrenswerth macht? Bei den einen die Unmoral, bei den zweiten die „Sensation“. Beide Genres sind vielleicht für den Buchhändler sehr vortheilhaft, aber Beide vergiften den gesunden Volkssinn. Es ist Ihnen

vielleicht nicht bekannt, daß Lamartine diese Art Romane: „l'opium de l'occident“ genannt und richtig gekennzeichnet hat.

— Bravo, Madame, bravo Lamartine! „Dies Feuer ist lobenswerth“ und — ich unterschreibe jedes Ihrer Worte.

— Einverstanden?

— Einverstanden! . . . nur . . . will ich Sie jetzt auf dem von Ihnen gebahnten Wege einige Schritte weiter führen, um an das mir wünschenswerthe Ziel zu gelangen.

— Da bin ich neugierig!

— Nun, bitte genau Acht zu geben, meine Gnädigste: — Positus . . . das heißt auf deutsch: Ich setze den Fall, daß solch monsieur Féval, Gabauriau, Ponson du Terrail, Feuillet, Daudet, Sue, Wilkie Collins, Bret Harte oder Miss Braddon, Wood bei ihrer vollendeten Technik in Bezug auf den Aufbau nicht allein alles Unmoralische der Fabel entfernten, sondern vielmehr ihr Thema so wählten, daß gerade ihr Buch die Unmoral geißelte, daß die Pointe desselben den Vorwurf hätte: So kann es Euch gehen, wenn Ihr unmoralisch zu Werke geht, — wenn sie Enthüllungen brächten über Lagen, in welche man durch „den Schritt vom Wege“ kommen kann, anstatt „den Schritt vom Wege“ mit naturgetreuen Farben zu malen; — wenn also — meine ich — unsere deutschen Schriftsteller, es brauchen ja nicht gerade Freitag's, Auerbach's, Heyse's, Marlitt's oder Lewald's zu sein, solch einen, mit Daudet'scher oder Collins'scher Technik gewürzten Roman schreiben würden, in welchem die Unmoral verpönt, die Moral verherrlicht und das Sujet fesselnd, naturwahr wären, würde dies nicht die goldene Mittelstraße zwischen dem „Süßen“ und „Wunderbaren“ bilden?

— Allerdings! . . . Aber . . .

— Aber . . . ob man ihn kaufen, oder ob nur Leihbiblio-

thekare die Prägorative des Erwerbsrechtes haben würden? Ich will Ihnen antworten: Die Verleger würden von solchen Romanen nicht tausend an Leihbibliotheken, sondern Zehntausend an's Publikum verkaufen. Durch eine so große Auflage kann der Verkaufspreis auf das Drittel reduzirt werden. Auerbach's „Waldfried", den ich am Tage des Erscheinens mittelst baarer zwanzig Mark erworben habe, steckt mir noch heut in den Gliedern — oder — Sie verzeihen! — im Portemonnaie!

— Ich gebe Ihnen vollkommen recht, — weshalb hat man denn noch nicht den Versuch dazu gemacht?

— Das liegt hier in Norddeutschland, meine Gnädigste! in den Witterungsverhältnissen. Man weicht nicht vom alten Zopf, unsere „Ahnen" haben es ja auch nicht anders gethan. Noch Eins: Ganz wunderbarer Weise sind alle Helden unserer Romane und Lustspiele in Deutschland sehr wohlerzogene, nebenbei auch sehr wohlhabende, namentlich sehr ideal denkende Leute. Solch Manfred, Edgar, Ferdinand, Walther und Compagnie, deren interessantem Liebesgirren wir durch 3 Bände beiwohnen müssen, haben nie Appetit oder Nahrungssorgen, auch haben sie immer die Miethe für das nächste Quartal bereits in der Tasche.

Ich muß nun offen gestehen, mich interessirt weit mehr ein junger Mann, der im Roman mit den Nothwendigkeiten des Lebens auch ein wenig, und nicht nur mit Vormündern, Tanten, auch älteren Schwestern und derartigen Convenienzklippen der Gesellschaft zu kämpfen hat. Die junge Heldin des Romanes, mag sie nun Lisbeth oder Evangeline heißen, ennuyirt mich auch fabelhaft, wenn sie durch 3 Bände mit vollendeter Prüderie die Augen niederschlägt, auf Commando erröthet und verlegen lispelt. Sie will durchaus mit ihrer „deutschen" Wohlerzogenheit dem

Helden zu verstehen geben: Ich sehe wohl, daß Du männliche Kleidung trägst, ich weiß aber gar nicht — ich bin ja erst 19 Jahre alt — daß Du ein Mann bist. Ich empfinde zu meiner Scham, daß ich ein Mädchen bin, und schäme mich so lange, bis der Prediger uns getraut hat! — Solche blonden Evangelinen ennuyiren mich collossal, es interessiren mich aber Mädchen, die sich ihrer Mädchenaufgabe und zukünftigen Frauenpflicht wohl bewußt sind, dem Manne scharf in's Gesicht sehen und ihm zu verstehen geben: Ich will keinem Seladon, ich will nur einem ganzen Manne meine Hand reichen!

— Dies, gnädige Frau, wollte ich nur nebenbei bemerkt haben!

— Ich . . . kann . . . Ihnen . . . nur . . . beipflichten, mein Herr! — Wollen Sie es unternehmen, einen solchen Roman zu schreiben?

— Was für einen?

— Welcher interessant und doch nicht unmoralisch ist, im Gegentheil für die Moral eintritt?,

— Ich will es versuchen.

— Ihre Hand darauf?

— Meine Hand darauf! Basta!

Meister Liebig (— Wagner möge mich entschuldigen, daß ich mit den „Meistern" so herumwerfe —) intonirte den Galopp.

— Darf ich bitten, meine Gnädigste?

— Gern.

Madame erhob sich.

— Also, Sie halten Wort?

— Ich habe nur eins!

— Und werden mir den Roman zuschicken?

— Ich werde ihn Ihnen widmen!

— Mit Ihrem vollen Namen?

— Ohne einen einzigen Buchstaben meines Namens, vielmehr nur mit Franz Moor!

— Franz Moor?

— Ich befand mich gerade in einer „Franz Moor-Stimmung“ und deshalb wählte ich diesen Namen. — Schließlich... weshalb Märtyrer sein?

— Märtyrer?

— Allerdings! Nehmen Sie an, das einige Deutschland steht wie ein Mann gegen diesen Versuch auf, dann hätte ich meine Galanterie theuer gebüßt, nein . . .

Mir blieb nur die Wahl zwischen: meinen Namen nennen und das Manuscript in den Papierkorb werfen, oder meinen Namen nicht nennen und das Manuscript dem Verleger übergeben und nun das Publicum fragen: Ist Euch das recht?

Und das Publicum bleibt nie die Antwort schuldig. Auf Kritik macht solcher Roman gar keinen Anspruch, denn wenn ich selbst Kritiker wäre, so würde ich mich fragen: Worin besteht der Werth dieses Buches?

Im Amüsement des Publikums! würde ich antworten.

Das ist kein ethischer Werth eines Buches, würde ich fortsetzen — ergo — in den Papierkorb mit ihm!

Ich finde aber, daß das Publikum auch eine nicht ganz urtheilslose Schaar ist. Sein Urtheil ist nicht in den Zeitungen unter: „Literarisches“ zu lesen, aber in der Gesellschaft, im Volke, in den Wein- und Bierstuben zu hören. Ich bewege mich mit Vorliebe in den letztgenannten vier Schichten.

Sollte das Urtheil befriedigend ausfallen, so werde ich ein Opus II. in derselben Weise herausgeben, meinen vollen Namen

nennen, so wie mich als Verbrecher des Vorliegenden offen bekennen.

Dem umgekehrten Falle möchte ich mich nicht gern exponiren.

Verehrteste! Ich war so frei, Sie an unsere Unterhaltung zu erinnern und mein Ihnen gegebenes Wort zu erfüllen.

Ich sende Ihnen hierbei mein Buch. Erschrecken Sie nicht, es heißt: „Per ultimo!“

— Sie wissen gar nicht, was das heißt?

— Ich werde es Ihnen umstehend erklären!

Genehmigen Sie, verehrte Frau, den Ausdruck meiner vorzüglichsten Hochachtung

ergebenster

Berlin, 20. October 1876.

Franz Moor.

„Per ultimo!“ . . . erbärmliches, von Spielern — der Moral vor die Füße geworfenes Paroli, — charakteristischer Wahlspruch catilinarischer Existenzen auf dem Tourniere des „Zéro pair et passe!“

Die Spielhöllen, die Roulettes, die Trente-et-Quarante sind geschlossen und aufgehoben, die Kümmelblattspieler werden polizeilich verfolgt — — — unschuldige, kindliche Spiele, bei denen man höchstens die eingesetzten Zahlpfennige verlieren kann, denn der Bankhalter pflegt schwerlich seinen sauberen Gästen Credit zu geben — aber „Per ultimo!“ das fashionabelste Räuberspiel, bei welchem man Nichts einsetzt und Schätze gewinnen oder im unglücklichen Falle das Bischen Namen verlieren kann — ist gestattet, sanctionirt und an der Tagesordnung!

Von vornherein soll hier einem Mißverständnisse vorgebeugt werden. Wenn auch der Tummelplatz dieser „Per ultimo“-Ritter, diese von keiner Polizei zu beseitigende Spielhölle, die Börse ist, so ist damit nicht gesagt, daß die Börse eine Spielhölle ist. — Sie wird dazu mißbraucht! —

Wie Kaufleuten und Fabrikanten die Messe zu einem Vereinigungspunkte dient, auf welchem Waare gekauft, verkauft und

umgesetzt wird, so ist die Börse, oder soll die Börse ein Vereinigungspunkt der Banquiers sein, auf welcher die Aufträge ihrer Kundschaft in Bezug auf Einkauf als Verkauf von Geldwerthen ausgeführt werden.

Es wird kein vernünftiger Mensch dem Banquier verdenken, wenn er bei dieser Gelegenheit seine eigenen Aufträge ausführt, d. h. eigene Speculationen unternimmt. Wer hundert Thaler besitzt und — als Banquier — mit dreiunddreißig ein Drittel Thalern die Strömung benützt, hat dies mit sich selbst zu verantworten. Man mag den Gewinn sehr moralisch finden oder nicht, er schädigt wenigstens nicht seinen Nebenmenschen.

Der Vorwurf soll also nicht die Börse, die Banquiers oder die Commissionaire treffen, welche dergleichen sehr legale Geschäfte vermitteln, sondern nur Diejenigen, welche die Börse als eine Spielhölle benutzen oder sie zu einer solchen degradiren! —

— „Per ultimo!" — Also der erste beste Tagedieb — in allerdings sehr modernem Rocke, mit vorschriftsmäßig gebranntem Haar, mit untadelhaftem Glas im Auge, sagt zu einem Commissionair auf der Börse:

— Ich kaufe heut (am 5. Mai) zehntausend Stück X . . .-Actien per ultimo zu 86½%. — Heut (am 5. Mai) stehen dieselben 60%. Ich habe Meinung für die Hausse. Politische Gründe veranlassen mich zu dieser Annahme.

— Ist gemacht! — lautet die Antwort des Commissionairs.

Das Geschäft wird an eine Firma übermittelt, zuweilen übernimmt auch der Commissionair (namentlich wenn er „vereidet" ist) das Geschäft selbst, und man geht zur Tagesordnung über. —

Stehen am Ultimo die X . . .-Actien 86½% oder darüber, so hat der junge Tagedieb 26½% oder darüber auf zehntausend

Stück verdient, und empfängt diese Summe in baar ausgezahlt denn der Commissionair als das Bankhaus müssen, ohne ihren Credit zu schädigen, dieser Verpflichtung nachkommen.

Anders verhält es sich jedoch im umgekehrten Falle. Wenn der Herr Auftraggeber sich geirrt hat, wenn diese Actien am Ultimo nur 50% stehen, er also 10% verloren hat, so fällt es ihm, in sehr häufigen Fällen, gar nicht ein, diese Differenz von 36½% zu bezahlen, er bleibt einige Tage von der Börse fort und — — **kommt wieder.**

— Er kommt wieder?! wird der Nichtsachverständige überrascht fragen.

— Ja, allerdings!

— Weshalb?

— Die Börse „braucht" ihn; — braucht ihn, wie jene „Ulanen" auf der Börse, die für „Treiberzwecke" irgend eines Speculanten „equipirt" und „bezahlt" werden.

— Aber wie in aller Welt bekommen solche Tagediebe überhaupt Credit? wird Jedermann fragen.

— Die Börse giebt der Börse Credit! lautet die Antwort. Im Allgemeinen wird ja bezahlt, der Eine ist auf den Anderen angewiesen, — „bleibt Einer mal fort," — tant pis!

So lange dies Verfahren nur auf der Börse blieb, traf es nur solche, die selbst bei einer verunglückten Speculation dieselbe Möglichkeit einer glücklicheren wiederfanden. Das Gift der Versuchung drang aber schnell ins Publicum. Die ehrenhaftesten Firmen haben dies „Per ultimo"-Verfahren beim Publicum eingeführt. Nur waren sie vorsichtiger. Sie haben sich von ihren Kunden ein Depot geben lassen, welches die eventuelle Differenz decken dürfte. — Der unglückliche Spieler hört aber nicht bei einem Verluste auf, er trägt wieder sein Depot zum Banquier

und hat ja die Chance oder die „Marge", wie der terminus technicus heißt, bei Eintreffen beruhigender oder beunruhigender politischer Nachrichten in der Hausse oder Baisse große Summen mit Nichts zu gewinnen. Er braucht ja nur seine Cigarren zu rauchen, lange zu schlafen, gut zu essen — aber bei Leibe nicht zu — arbeiten. Der Courszettel erscheint ja Nachmittags, und es ist immerhin eine angenehme Aufregung, den Monat über die verschiedenen Stadien des Steigens oder Fallens seiner ideel gekauften oder verkauften Papiere verfolgen zu können.

Ein Umstand wird uns immer unerklärlich bleiben.

Wir haben von vorn herein die Besitzer geachteter Bankhäuser, welche ihr Geschäft achtungswerth betreiben, von unserer Besprechung ausgeschlossen. Aber auch diese antworten uns auf unsere Frage: Weshalb man diese „Per ultimo-Ritter" tolerire: „Die Börse braucht sie!" —

Nicht das allein. Grade diese geldaristokratischen Herren, welche in ihren vier Pfählen eine, an Kastengeist grenzende, Exclusivität beobachten und das nicht ganz „millionenbürgerliche" Element aus ihrem Dunstkreise ausschließen, harmoniren Tag für Tag auf das Freundlichste mit diesen Industrierittern, verkehren mit der größten Liebenswürdigkeit mit diesen Patronen und lassen sich von ihnen anschreien, stoßen und die Hand drücken.

— Die Börse braucht sie, ergo . . . . der Zweck heiligt die Mittel, und à la fin des fins — jedes Zwanzigmarkstück sieht ja gleich aus, woher es kommt? peu importe! — wenn es nur klingt!

In keinem Börsenstadium, wo (was einer unserer bedeutendsten Banquiers sich nicht entblödet hat, öffentlich auf der Börse auszusprechen) die Course, wie die Lawinen! fallen oder steigen!

rentirt sich die Per Ultimo-Speculation besser als in oder vor Kriegszeiten.

Wenn Jemand in Kriegszeiten auf der Börse seinen Verpflichtungen nicht nachkommt, so ist dies ja sehr erklärlich. Aber man kann sehr viel per ultimo in solchen Zeiten verdienen!

— Schmach, Schande und Fluch über Diejenigen, die daran verdient haben und reich, ja Millionäre daran geworden sind.

— Ist es nicht ein erhebendes Bewußtsein, zu wissen: Da draußen im Felde stehen deine Brüder. — Todesmuthig sind sie in den Kampf für König und Vaterland gezogen. Jetzt stehen sich die beiden feindlichen Heere gegenüber (inzwischen verkaufst Du per ultimo 10,000 preußische Papiere, weil du die österreichischen Waffen für besser hältst), der große, furchtbare Augenblick der Feuertaufe deiner Brüder rückt immer näher, (du verkaufst inzwischen per ultimo noch 5 Tausend „mit noch“, weil du Meinung für die Oesterreicher hast), die erste Salve schmettert ihre Todesgeschosse in die feindlichen Reihen, — Pulverdampf, Geschrei, Geächz, Kanonenbrüllen — — — die Depesche von dem Erfolg der Schlacht trifft ein. Die Börse wartet mit Spannung auf die Nachricht. Hurrah! viertausend Brüder sind erschossen, Deine preußischen Papiere sanken 5%, Du hast auf einen Schlag dreitausend Thaler durch die Baisse gewonnen! — He! Kutscher! zu Hiller, nein! zu Poppenberg; drei männliche und drei weibliche Brüder mitgenommen. „Sect auf den Tisch, frappé Kellner!“ und — — — — wenn Mitternacht längst vorüber ist, wenn da oben im Dachkämmerlein der fleißige Bürger noch die Existenzfrage des nächsten Tages für Frau und Kind erarbeitet, wenn in anderen Häusern Mann und Weib schlaflos daliegen, weil der einzige Sohn mit draußen auf dem Schlachtfelde steht und sie jeder Nach-

richt über ihn entbehren, — taumeln unsere „Per ultimo-Ritter" besoffen aus ihrer Orgie nach Hause, reißen sich ihre seidenen Lumpen vom Körper und schnarchen bis zum nächsten Mittag um 12 Uhr, wo die Wolff'schen Depeschen neue Nachrichten über ihren illusorischen „Luft-Arnheim" bringen. —

Unser Roman ist kein Börsen-Roman. Der Verfasser würde seine Feder nicht damit beflecken, näher auf das Treiben dieser, jeder Moral hohnsprechenden Subjecte einzugehen. Er rückt die „Per ultimo-Machination" aus dem Rahmen seines Bildes hinaus und malt nur die Consequenzen solchen Greuels.

— Sind sie wahr? sind sie erdichtet? —

— Sie sind möglich, sie sind wahrscheinlich!

Dieser Roman ist für Mädchen und Frauen, Töchter und Mütter geschrieben. Männer kennen ihn aus eigener Erfahrung. Sie haben ihn an sich oder Anderen erlebt; ihre Frauen und Töchter sollen gewarnt werden!

*
* *

Es wird ein „Ultimo" kommen, wo die Wage der Hausse und Baisse nicht in der Hand des Zufalls, sondern des Fatums und der richtenden Gottheit schweben wird. Die Gesellschaft wird bunt, und das „bürgerliche Element" nicht ausgeschlossen sein.

Was das Gesetz nicht hindern konnte, was die Welt schaudernd mitansah, wird sich vor der Moral verantworten müssen und von der Moral gerichtet werden!

Bleiche Gespenster, blutige Opfer der Speculation, blutigere Opfer des Selbstmordes tauchen auf. Drohend erheben sie ihre fleischlosen Hände, unheimlich flimmert es in ihren auglosen Höhlen, dann schwinden sie wieder hin, zu ihren unbekannten Ruhestätten.

An diesem Tage, meine Herren Catilina u. Comp., Beeinflusser der öffentlichen Meinung, Rechtverdreher, Croupiers der Hausse und Baisse, Orgien-Arrangeurs, Arbeit-Verächter, Prosceniumslogen-Bevölkerer — haben nur Warheit, Gesetz und Recht Credit!

— Au revoir! meine Herren: **„Per ultimo!“**

Franz Moor.

Antwort.

Das verlohnte sich auch, den delphischen Gott zu befragen,
Daß er mir sage genau: wer der Anonymus sei!
Wie am Gemälde der Maler und wie am Waschfaß der Böttcher,
So wird an Schnabel und Schweif jeglicher Vogel erkannt!

Ein „Fixer“.

I.

Ein warmer Strahl der schönen Julisonne des Jahres 1866 erleuchtete malerisch die antik gebauten Straßen Prags. Der Tag von Königgrätz war geschlagen und die Kanonen Sadowas brüllten aus ihrem Feuerschlunde Preußens Waffenruhm hinaus in die Welt.

Ein siebentägiger ruhmvoller Krieg war beendet. Das Duell zwischen den preußischen und österreichischen Kanonen war geschlagen. — Krupp hatte gesiegt, Schleswig-Holstein war preußisch geworden. Die Kanonen Sadowas brüllten es in die vier Winde.

Prags Straßen wimmelten voll Soldaten verschiedenster Uniformen. In den Wirthshäusern saßen Bürger, Pfaffen, Soldaten, Verwundete in buntem Durcheinander, lustig die Bierkrüge aneinanderstoßend, singend, rauchend, zechend, Brüderschaft trinkend. Auf der Straße bildeten sich vielfach Bürgergruppen, welche sich von irgend einem preußischen, zur Einquartierung eintreffenden Soldaten von dem Königgrätzer Tage erzählten, dort wiederum stand eine Menge Neugieriger, welche sich von einem Grenadier das preußische Zündnadelgewehr zeigen und erklären ließen, welches einen panischen Schrecken in die österreichische Armee gebracht und Wunder verrichtet, wie die Jungfrau von

Orleans gegen die tapferen englischen Soldaten. Die Monotonie des Prager Alltagslebens war durch die preußische Einquartierung gestört, und, zum Lobe der Prager und der Pragerinnen sei es gesagt, die Preußen wurden nicht wie Sieger von den Besiegten, sondern wie Kameraden empfangen. Am meisten zeigte sich dies Gefühl der Nächsten- und Menschenliebe, wo die zermalmenden Kriegsgeschosse ihre blutigen, oft unheilbaren Spuren hinterlassen, wo Verwundete unter Obhut barmherziger Schwestern oder anderer edlen Jungfrauen auf dem Siechenlager seufzten. Wenn nach Ausspruch aller preußischen Soldaten, diese freiwillige Gastfreundschaft selbst dem gemeinen Mann zu Theil wurde, um wie viel mehr empfanden dies die Officiere und höheren Militairs.

Und so wenden wir unsern Blick auf das Krankenlager eines jungen, edlen, lebensgefährlich verwundeten preußischen Officiers. Trotzdem, wie in allen, den Kriegsschauplatz berührenden Städten, Lazarethe errichtet waren, wo unter dem musterhaften Schutze preußischer Aerzte den Soldaten die besterdenkliche Pflege zu Theil wurde, so ließen es sich wohlhabende, angesehene, selbst ärmere Prager Familien nicht nehmen, der Pflege bedürftige Soldaten und namentlich Officiere in's eigene Haus zu nehmen.

In einer der vornehmsten Straßen Prags sehen wir eine große, die ganze Hausfront einnehmende Schicht Stroh den Damm bedecken. Der vorbeirollende Wagen, dessen Lärm gedämpft wird, fährt im Schritt, das vorübergehende Publicum wirft einen scheuen Blick in's Innere des Hauses, in welchem sonst Leben, Treiben und Rührigkeit herrschten.

Das Haus gehört dem reichen, angesehenen und weit über die Grenzen der Stadt und des Landes bekannten Banquier van Zuiden, einem geborenen Holländer, welcher vor etwa vierzig

Jahren sich in Prag niederließ, als er eine dortige junge Dame heirathete. Diese Dame war kinderlos geblieben, und Frau van Zuiden starb im zehnten Jahre einer überaus glücklichen Ehe.

Die Parterre-Etage des Hauses wurde ganz und gar von den Bureaux der Firma L. van Zuiden benutzt. In der ersten Etage befand sich die Wohnung des Chefs, die zweite bewohnte zur Hälfte der Geschäftsführer und Procurist, Herr Oswald Rey, die andere der Justizrath Grimm, welcher daselbst auch seine Geschäftsstube hatte. Im Hofe erhob sich ein einstöckiges Gebäude, worin sich Stallung für drei Pferde, Remise für zwei Wagen, sowie andere Wirthschaftsräume befanden; im Portal rechts die Portierloge, links der Eingang zur Kasse.

Wenden wir uns zur ersten Etage und zu ihren Insassen. Zwei große Salons nehmen den linken Theil der Front ein, allein die verhängten Möbel, Bilder und Gegenstände bezeugten, daß sie lange nicht benutzt wurden, und die Bilder der altholländischen sowie rheinischen Meister, daß ihr Besitzer, wenn auch nicht Kunstkenner, doch Kunstliebhaber sei. — Das Ensemble machte, wenn auch einen reichen, doch keinen modern-luxuriösen Eindruck. Alles war gediegen, ernst, geschmackvoll, Nichts überladen. Hier athmete Alles, nicht die ordnende zierliche Hand einer Dame, wohl aber den prüfenden, wohlerwogenen Schönheitssinn eines ernsten, denkenden Mannes. An diese Salons reihte sich eine Anzahl bewohnter Zimmer. Eine Bibliothek, welche zugleich als Arbeitszimmer des Herrn van Zuiden diente, ein Eß-, Schlaf- und Rauchzimmer. Darauf folgte ein reizendes, im modernsten Style gehaltenes Boudoir, dann ein einfenstriges Toilettenzimmer. Diese beiden Zimmer waren von der Nichte des Herrn van Zuiden, Fräulein Julia van Zuiden, welche der-

selbe vor zehn Jahren an Kindesstatt angenommen hatte, bewohnt. Hinter diesen Zimmern lagen Wirthschaftsräume, und bei denselben die Wohnung Fräulein Julia's ehemaliger Gouvernante, jetzt Leiterin des ganzen Hauswesens, einer etwa fünfzigjährigen Engländerin, Miß Pynes. Dienerzimmer und Küche beschlossen den rechten Flügel der ersten Etage.

Die Bewohner derselben hatten sich um eine Person vermehrt. Oscar von Sabrand, preußischer Officier im Garde-Dragoner-Regiment, war auf Wunsch des Herrn van Zuiden in sein Quartier genommen worden. Eine Kugel hatte ihn fast tödtlich getroffen und nur der geschickten Operation des Generalarztes von Langenbeck, sowie der unermüdlichen Pflege von Seiten der van Zuiden'schen Familie konnte er die Erhaltung seines Lebens verdanken. Sein Lager war in dem Rauchzimmer improvisirt, in welchem Miß Pynes die Anwendung der nothwendigen Arzeneien, Umschläge und Kühlungen nach Anordnung des Arztes dirigirte. Indeß dies war nicht der einzige Patient im Hause. Herr van Zuiden lag an einer belästigenden Lungenkrankheit im Rückfalle darnieder, und erst seit einigen Tagen war eine Art Reconvalescenz eingetreten, welche ihm bereits auf dem Sopha zu liegen, zu lesen und leise zu sprechen gestattete. In seinem Zimmer durfte Niemand, als Fräulein Julia walten. Sie ließ es sich nicht nehmen, jeden Löffel Medicin dem Onkel, welchen sie wie einen Vater liebte und verehrte, selbst zu reichen und die kleinsten, sowie die beschwerlichsten Dienste zu verrichten.

Jetzt war die sonst so heitere Wohnung, welche den Anziehungspunkt für den Adel der Prager Handelswelt bildete, und in welcher Humor und Liebenswürdigkeit der Bewohner und Gäste sich paarten, in ein Lazareth umgewandelt.

Kein Ton erschallte von dem staubig gewordenen Piano, man ging durch die angrenzenden Zimmer auf den Fußspitzen und sprach nur mit halber Stimme. Aber unendlich wohl that beiden Patienten die engelhafte Umgebung der sie pflegenden Damen, welche gerade Reconvalescenten von so unschätzbarem Werthe ist. Es schlug zwölf Uhr. Lustig schien die Sonne durch die halb geschlossenen Fensterladen und unsere beiden Patienten hatten sich soeben an einer stärkenden Bouillon erquickt. Ein Wagen fuhr vor, und bald darauf trat der Doctor Wendel, Hausarzt der van Zuiden'schen Familie, ein.

Der Doctor war ein bejahrter Herr mit jovialem Gesichtsausdruck und schneeweißem Haar. Julia eilte ihm in's Vorzimmer entgegen und machte die nöthigen Mittheilungen über den Verlauf der Nacht und des Vormittags. Keine Miene verzog sich im Gesichte des Arztes; Julia bemerkte nur, als der Doctor, ohne ihr das Mindeste zu entgegnen, in's Nebenzimmer trat, ein ungläubiges Achselzucken.

— Guten Morgen, mein lieber Zuiden, rief Wendel dem Patienten zu. — Habe ja vortrefflichen Bericht von Ihrem kleinen Schutzgeist bekommen. Wie fühlen Sie sich?

— Wohl, Doctor, recht wohl, versetzte Zuiden, indem er sich leicht erhob, aber schwach.

— Das ist ja prächtig, wohl aber schwach. Der Krankheit zu begegnen ist schwer, sehr schwer; die Schwäche kuriren kann ein Student. Bitte um den Puls. Ah! Bravo! die Zunge? — prächtig. Wie ist's mit Papa's Appetit, liebes Fräulein?

Julia zeigte auf den soeben geleerten Teller Bouillon.

— Und hat es Ihnen gut geschmeckt, bester Zuiden?

— Recht gut, Doctor.

Der Doctor wandte sich mit leiser Kopfbewegung zu Julia, aber schon hatte dieser das Zartgefühl gesagt, daß sie augenblicklich hinderlich sei, und war in's Nebenzimmer verschwunden. Dort fand sie aber Gesellschaft. Herr Oswald Rey, Procurist des Hauses und Günstling seines Chefs, ein junger Mann von einigen dreißig Jahren, hatte kaum das Erscheinen des Arztes vom Comptoir aus bemerkt, als er schon hinauf eilte, um mit wahrer, inniger Theilnahme nach dem Ausspruche des Arztes zu forschen.

— Was sagt der Doctor, liebes Fräulein? fragte er mit sichtlicher Zurückhaltung.

Ich danke Ihnen, Herr Oswald, er hat sich noch nicht ausgesprochen, er findet Alles gut; ich bemerkte indeß, daß er mit den Achseln zuckte, anstatt mir zu antworten; mir kommt es vor, als ob er sich nicht aussprechen wolle.

Oswald schlug die Augen empor und murmelte einige unverständliche Worte.

Julia wollte eben eine Frage an Oswald richten, als die Stimme des Arztes sich vernehmen ließ:

— Treten Sie näher, liebes Kind!

Julia hüpfte in's Zimmer, und Oswald trat bescheiden auf die Thürschwelle.

— Fräulein Julia, sagte der Arzt, ich bin mit dem Onkel Papa recht zufrieden und bitte Sie, ihm recht kräftige Mahlzeiten zu geben, sowie ihm möglichst viel Zerstreuung zu gewähren, was bei Ihrer Liebenswürdigkeit ja nicht fehlen kann.

— Darf ich ihm vorlesen, Herr Doctor? versetzte Julia schüchtern.

— Gewiß, liebes Kind, doch ich sähe lieber, wenn er sich

nicht mit Angelegenheiten beschäftigte, die ihn persönlich interessiren, dies würde ihn vielleicht unnöthig erregen.

Julia wollte wiederum den Arzt etwas fragen, doch sie erröthete bescheiden und hielt augenscheinlich die Rede zurück, indem sie mit einer stummen, fragenden Geberde auf Oswald zeigte, welcher immer noch in der Thür stand.

— O! ich errathe, sagte der Arzt, ob Herr Oswald zu Papa kommen darf, nicht wahr? Ja wohl, gewiß! Treten Sie näher Herr Oswald, erzählen Sie Papachen Neuigkeiten, doch nichts Unangenehmes, das wollte ich mir ausgebeten haben!

Oswald eilte an's Sopha und v. Zuiden reichte ihm die Hand, indem sich seine Züge sichtlich erheiterten.

— Guten Tag, Oswald! versetzte derselbe mit etwas schwacher, doch klarer Stimme. Es schlug längst zwölf Uhr und Du bist noch nicht zur Börse? Der Herr Doctor muß seine Visite zu einer andern Stunde einrichten, denn ich bemerkte Dich alle Tage, wenn er hier war. Ich habe nicht gern, wenn meinetwegen Etwas versäumt wird. Nach der Börse, lieber Oswald, nach der Börse erwarte ich Dich, da plaudern wir Etwas zusammen, aber nach der Börse, hörst Du, nach der Börse! —

Oswald mußte sich's gefallen lassen, sanft von v. Zuiden vom Sopha gestoßen zu werden, nahm Abschied von Julia, die ihm lächelnd „nach der Börse" zurief, und eilte davon.

Der Arzt folgte ihm und sagte mit auffallend lauter Stimme:

— Herr Oswald, ich würde Sie um eine Gefälligkeit bitten, wenn Sie zur Börse gehen — —

Bis hierher konnte man genau ein jedes Wort verstehen. Nun aber sagte Wendel mit leiser Stimme, indem er die Achseln wieder zuckte:

— Es geht schlecht, Oswald, schlecht, ich bin sehr unzufrieden, diese auffallend schnelle Reconvalescenz, die gesunde Gesichtsfarbe bedeuten nach dem Vorhergegangenen nichts Gutes.

Oswald blieb wie angewurzelt stehen, dann sprach er mit bebender Stimme:

— Ich dachte, es ginge zur Besserung? —

— Es geht zur Besserung, versetzte Wendel bestimmt, aber zu schnell. Wissen Sie nicht, Oswald, ob der Chef sein Testament gemacht hat?

Oswald wurde fahl im Gesicht, vergebens versuchte er die Sprache zu gewinnen, endlich brachte er mühsam die Worte hervor:

— So schlimm steht es?! —

— Ich sage nicht, daß es so schlimm steht, antwortete Wendel mit Nachdruck, sondern ich frage nur, ob der Chef sein Testament gemacht hat, ich halte dies unter den obwaltenden Verhältnissen nicht als Arzt, sondern als Freund des Chefs, als Fräulein Julia's Freund, als Ihr Freund, Oswald, fügte er mit Nachdruck hinzu, für unbedingt nothwendig.

Oswald sah starr in des Arztes Gesicht, dann sagte er mit ruhiger Stimme:

— Vor etwa drei Jahren übergab mir der Chef nach einer soeben überstandenen Krankheit ein versiegeltes Packet, auf welchem mit seiner Hand geschrieben steht: „Dies ist mein letzter Wille", und er fügte nur hinzu: Lieber Oswald, ich bin kein Jüngling mehr, ich habe als ordentlicher Mann gelebt, ich will als ordentlicher Mann sterben. Dies wirst Du öffnen, wenn ich die Augen geschlossen. Mein Freund, der Advocat, Justizrath Grimm, hat es gefertigt und hat die Copie dem Gericht übergeben. Also

Herr Doctor, hiernach kann ich mit Fug und Recht antworten: der Chef hat sein Testament gemacht.

Des Doctors Gesicht nahm einen sichtlich befriedigten Ausdruck an.

— Sehr gut, sehr gut! sagte er zu sich selbst, das erspart uns einen schlechten Tag, jetzt wollen wir ihm den Rest seines Lebens so angenehm als möglich machen. Nun, lieber Oswald, eilen Sie zu Ihren Geschäften und vergessen Sie unsere Unterhaltung.

Damit entließ er Oswald, welcher kopfschüttelnd das Zimmer verließ, während der Doctor mit heiterem Gesicht zum Patienten zurückkehrte.

Julia blickte ihn fragend an, indeß der Doctor schien dies nicht zu bemerken, sondern ordnete an, daß die Jalousien geöffnet würden, damit die liebe Sonne ihre Antrittsvisite machen könne, schüttelt van Zuiden die Hand, nahm Hut und Stock und eilte hinweg. Julia hielt ihn, mit einem sanften „lieber Herr Doctor" zurück und bat schmeichelnd:

— Bitte, bitte, besuchen Sie doch für einen Augenblick unsern armen Herrn Officier.

— Liebes Kind! ich vermeide es so viel als möglich, in meiner Eigenschaft als Arzt an das Krankenbett mir nicht anvertrauter Patienten zu gehn. Die preußischen Collegen nehmen es übel, aber wenn es sich um einen freundschaftlichen Besuch handelt, so thue ich es gern.

Sichtlich erfreut versetzte Julia: Miß With versichert, es ginge viel besser. Der arme Herr unterhält sich viel mit ihr, wiewohl es ihm schwer wird, den ganzen Tag englisch zu sprechen.

Schon bei den letzten Worten hatte der Doctor die gegenüberliegende Thür geöffnet und begab sich zum Officier.

Miß With erhob sich schnell und murmelte einige englische, dem Arzte unverständliche Worte. Derselbe nahm hiervon keine Notiz, sondern wandte sich schnell zum Patienten, indem er seinen, gewiegten Aerzten eigenthümlichen, forschenden Blick auf ihm ruhen ließ.

— Wie geht's Herr Lieutenant, haben die Schmerzen seit vorgestern abgenommen?

— Merklich abgenommen, erwiderte der junge Mann mit heiterem Gesicht. Diese Medicin hat mir sehr wohl gethan, der Schlaf hat sich endlich eingestellt und mich sehr gekräftigt.

— Bitte um das Recept, Madame, sagte Wendel zur Engländerin.

Dieselbe bemerkte allerdings, daß man Etwas von ihr wünschte, brachte aber erst das Recept, als der Officier sie englisch darum bat.

— Aha, Bromium Kali! brummte Wendel vor sich hin, sehr gut! Ist Ihnen der Kopf frei, Herr Lieutenant?

— Vollständig, Herr Doctor.

— Fühlen Sie das Bedürfniß oder die Lust zu lesen?

— O ja! Herr Doctor, noch mehr aber zu schreiben, ich habe nöthige Briefe zu schreiben, und es quält mich, dies nicht thun zu können.

— Dies, lieber Freund, kann ich Ihnen nicht gestatten. — Wann erwarten Sie die Visite Ihres Arztes?

— Ich weiß es nicht, sagte der junge Mann betrübt, unsere Aerzte sind leider so enorm in Anspruch genommen, die ganze Stadt, sagte mir der Stabsarzt, liegt voll kranker Kameraden.

In diesem Augenblick ging die Thür auf und ein Herr in Uniform trat in's Zimmer. Es war der Stabsarzt Schmidt, ein älterer Herr von strengem, energischem Aeußern. Die Uniform ließ sein Auftreten noch steifer erscheinen und sein Degen rasselte ihm auf Schritt und Tritt nach. Doctor Wendel sprang, eine Verwünschung murmelnd, vom Stuhle auf und ließ das Recept zu Boden fallen. Der Officier, welcher seine Verlegenheit bemerkte, stellte den Doctor vor, und beide Herren reichten sich die Hand.

— Herr Stabsarzt, versetzte Wendel, ich bat um die Erlaubniß, Herrn Lieutenant einen freundschaftlichen Besuch zu machen und bitte um Entschuldigung, wenn ich störe. — Dies sagend, schickte er sich zum Gehen an. —

Der Stabsarzt hielt ihn zurück und bat ihn, zu bleiben. Hierauf examinirte er den Patienten, besah die Wunde, und befragte Miß With in englischer Sprache über Schlaf, Appetit und Anderes. Dann bat er Wendel, die Wunde zu betrachten, indem er ihm in lateinischer Sprache Einiges sagte. Wendel antwortete nach sichtlicher Ueberlegung ebenfalls einige lateinische Worte, worauf die beiden Aerzte sich zurückzogen. Die Herren blieben etwa zehn Minuten mit einander und traten alsdann vor das Bett des Patienten. Stabsarzt Schmidt sagte alsdann mit langsamer, etwas feierlicher Stimme:

— Herr Lieutenant, wir sind mit Ihnen recht zufrieden, Luft und Ortsveränderung halten wir für nothwendig, Zerstreuung für geboten, kräftige Nahrung für wünschenswerth, große Ruhe und Schonung müssen Sie Ihrer Wunde schon zum Opfer bringen. Im Uebrigen wäre Ihr Zustand derartig, daß Sie aufstehen, ja in acht Tagen nach Berlin zurückreisen könnten,

aber die Wunde muß erst frei von jeder Eiterung sein, fügen Sie sich also in Ihre Lage mit Geduld. Der Geheimrath von Langenbeck hat Ihnen in der That! eine musterhafte Operation angedeihen lassen. Wenn Sie sich ruhig halten, sind Sie gerettet.

— Und wie lange, Herr Stabsarzt, glauben Sie? fragte der junge Mann, ...

— Ich bitte Sie, Herr Lieutenant, diese Art Fragen zu vermeiden, Ihre Reconvalescenz liegt in Ihrer Hand. Sie werden Zerstreuung genießen, ich erlaube Ihnen ein anderes Zimmer zu besuchen und, wenn Sie wollen, den ganzen Tag über zu lesen.

— Darf ich auch schreiben, Herr Stabsarzt? fragte der Officier schüchtern, einen Blick auf Doctor Wendel werfend.

— Nein, nein, in keinem Fall! erwiderte schnell der Stabsarzt, indem er seinen Helm zur Hand nahm und das Besteck zusammenschnürte. Nicht schreiben, aber machen Sie es doch wie viele Ihrer Herren Kameraden, dictiren Sie. Es wird sich schon Jemand hier im Hause finden, welcher sich die Stunde zum Schreiben abmüßigt, und wenn Sie keine zu discreten Herzensangelegenheiten haben, so geht dies ja prächtig. Auf übermorgen! — Er machte der Miß Pynes, welche, tief erröthend, so graziös als es ihre 50 Jahre erlaubten, knixte, einen steifen militairischen Gruß. Wendel reichte dem jungen Manne die Hand und folgte dem Stabsarzt auf dem Fuße. Im Vorzimmer angelangt, sagte Wendel zum Stabsarzt:

— Darf ich Sie vielleicht bitten, auch meinen Patienten hier in der Wohnung einen Augenblick zu besuchen?

— Ganz zu Diensten, erwiderte Jener, ich hatte neulich das Vergnügen, Herrn van Zuiden zu begrüßen, als ich den Officier hierher schaffen ließ.

Die Herren traten ein und van Zuiden freute sich sehr, den Stabsarzt kennen zu lernen. Mit großer Theilnahme fragte er nach dem Befinden des Officiers.

— Es geht ihm recht gut, er bedarf nur der Ruhe und Stärkung.

— Der Tausend! versetzte van Zuiden, das sind ja dieselben Worte, welche Wendel mir verordnete.

— Also Beide, warf Wendel schnell ein, Reconvalescenten. Darf ich wohl noch einmal um den Puls bitten?

— Ich danke, Herr Stabsarzt, ist die Farbe des Herrn van Zuiden nicht vorzüglich?

Statt jeder Antwort reichte der Stabsarzt Herrn van Zuiden einen Toilettenspiegel, worauf Letzterer mit ungekünsteltem Erstaunen ausrief:

— Für so gesund hätte ich mich ja gar nicht einmal gehalten!

Julia, welche am Fußende des Sophas saß, war überglücklich.

— A propos, Fräulein, sagte Wendel, bitten Sie doch Herrn Oswald, dem Officier einen Herrn aus dem Büreau zu schicken, er darf noch nicht selbst schreiben und möchte gern einen Brief dictiren.

— Recht gern, antwortete Julia, ich würde sehr gern selbst schreiben, fügte sie lächelnd hinzu, wenn ich wüßte, daß der Herr keine Geheimnisse hätte.

Der Stabsarzt sagte einige Worte in Wendel's Ohr, worauf Letzterer äußerte:

— Wir fänden eine Orts- und Luftveränderung für beide Herren nöthig, vorn stehen ja die beiden großen, luftigen Säle unbenutzt, richten Sie doch einen derselben zum Wohnzimmer um. — A propos, ich wüßte da einen guten Rath. Wie wäre es, wenn wir unsere beiden Herren Patienten jetzt zusammen brächten? Beide bedürfen eines anderen Zimmers, — gut, so kommen sie Beide in den Saal, Herr van Zuiden auf das Sopha und Herr von Sabrand auf den Großvaterstuhl, hierzu Fräulein Julia als Schreiberin, Miß With als Haushofmeisterin, da haben Sie Zerstreuung auf ein Mal. Sind Sie's zufrieden?

v. Zuiden freute sich wie ein Jüngling, Julia hüpfte im Zimmer umher, und beide Aerzte verabschiedeten sich freundschaftlichst. Julia geleitete sie bis zur Treppe.

Wendel drehte sich noch einmal um und sagte zu Julia:

— Sollte sich Abends kein Schlaf oder Schweiß einstellen, so schicken Sie sogleich zu mir. Adieu, mein gutes Kind!

Auf der Treppe sahen sich beide Aerzte an, worauf der Stabsarzt kopfschüttelnd murmelte:

— Ein bis zwei Monat! — Der gute alte Herr, — man sollte ihn dennoch vorbereiten.

Wendel sagte in derselben trüben Stimmung:

— Sein Testament ist gemacht, ich erfuhr es heut von seinem zukünftigen Schwiegersohn. —

— Herr Doctor, sagte der Stabsarzt, ich weiß nicht, ob ich mich täusche, ich sah den Herrn zum zweiten Mal in meinem Leben, allein mein Blick trügt mich selten, der Herr van Zuiden

ist vor der Zeit grau geworden — vor der Zeit! Der Mann leidet nicht allein an seinem Uebel, sondern auch an einem geheimen Kummer, der an ihm nagt.

Wendel erwiderte bestimmt:

— Herr van Zuiden ist mein Freund und Patient, so lange er in Prag lebt. Das einzige Unglück, welches er erlebt hat, war der Tod seiner Frau.

— Wie lange ist dies her?

— Etwa fünfzehn Jahre.

— Dann liegt es tiefer, Doctor, tiefer! — Wer ist Fräulein Julia?

— Seine Nichte, die Tochter seiner Schwester, welche auf einer Seereise verunglückt ist. Er nahm dies eltern se, acht Jahr alte Kind zu sich, gewann es lieb, ließ es brillant erziehen und ganz Prag rühmt die Eigenschaften dieses Mädchens.

— Lieber Doctor, meine Meinung wird Ihnen nicht viel Neues sagen, ich halte den alten Herrn für hoffnungslos. Erlaubt es seine Constitution und seine frühere Lebensweise, so halten Sie ihn einen bis drei Monate, dann wird er auf einmal zusammenklappen. Er fühlt dies auch wohl selbst, denn er war über sein gutes Aussehen sichtlich überrascht, als ich ihm den Spiegel reichte; aber ich sehe in seinem Blick etwas Unruhiges, Aengstliches. — Sie sagen, sein Testament sei gemacht, die Vermögensverhältnisse sind ja über allen Zweifel erhaben, ich werde irre an meiner eigenen Diagnose. Dennoch bleibe ich dabei, der Mann ist v o r der Zeit grau geworden und hat Etwas auf dem Herzen. Ich habe einmal in Berlin acht Nächte lang einen Kranken im Schlaf belauschen lassen. Nicht während des Schlafes,

sondern beim Erwachen entwich seinem Munde ein Name, und auf der Basis dieses Namens erfuhr ich von der Familie einen ganzen Roman. Ich erzähle Ihnen dies morgen in der Ressource. Es ist ein Uhr, man erwartet mich in der Commandantur, auf Wiedersehen! —

Beide Wagen rollten auf dem Stroh leise davon.

II.

Der große Saal, welcher Monate lang unbenutzt geblieben, bot am nächsten Tage ein geradezu freundliches Ansehn, obgleich er der Aufenthalt zweier Patienten war.

Die antiken, mit gepreßtem Leder überzogenen Möbel waren aus ihrer Verhüllung genommen, das Piano stand geöffnet und ein Papagei schwang sich lustig, zeitweise seinen Jocco plappernd, durch die Luft. Mitten im Saal auf einer Causeuse lag der alte Herr van Zuiden behaglich hingestreckt. Sein Gesicht war belebt und man bemerkte, daß er sich in seiner neuen Umgebung recht behaglich fühlte. Er hatte eine recht gute Nacht verbracht und soeben eine Tasse Thee mit großem Appetit zu sich genommen. — Einige Schritte von ihm entfernt stand ein großer, altmodischer Lehnstuhl, auf welchem Herr von Sabrand angelehnt saß. Obgleich die Schmerzen der vergangenen Wochen starke Spuren auf seinem Aeußeren zurückgelassen, empfand er jetzt ebenfalls in seiner neuen Umgebung das Gefühl unendlicher Annehmlichkeit und wußte kaum dem Danke Ausdruck zu geben, welchen er, der Fremde, angesichts der liebevollen Pflege auf's Wärmste empfand. In der That überboten sich die beiden Damen, einen jeden Wunsch ihm vom Gesicht zu lesen, und Herr van Zuiden,

der jede ihrer kleinsten Beschäftigungen mit dem freundlichsten Interesse verfolgte, versuchte durch möglichste Liebenswürdigkeit und Gesprächigkeit den guten Wirth zu machen. Zur Seite des Lehnstuhls stand ein Tisch, auf welchem eine Schreibmappe mit einem soeben beendeten Briefe sich befand. Julia hatte Wort gehalten und nach Herrn von Sabrands Dictat einen Brief an Frau von Sabrand, des Officiers Mutter, nach Berlin geschrieben. Jetzt schloß Julia das Couvert und bat um die Adresse.

— Frau von Sabrand, Berlin, Wilhelmstraße, lautete die Antwort.

Julia machte geschäftig ein Siegel darauf und übergab es Miß With behufs sofortiger Expedition zur Post.

— So, Herr Lieutenant, fuhr sie fort, wenn Sie noch einige Briefe zu expediren haben, so bin ich bereit. Es ist zehn Uhr, wir haben noch den ganzen Vormittag Zeit, aber um Eines muß ich bitten, — wenn Sie wieder unserer und speciell meiner erwähnen, so bitte ich freundlichst, thun Sie dies in weniger schmeichelhaften Ausdrücken!

— Mein verehrtes Fräulein, versetzte der Officier mit gerührter Stimme, es giebt keinen Ausdruck, wenigstens finde ich keinen, welcher die unbegrenzte Liebenswürdigkeit zusammenfaßte, die ich in Ihrem Hause genieße.

— Junger Mann, warf Herr van Zuiden ein, Sie befinden sich hier auf neutralem Terrain; wir sind Holländer und Sie sind weder unser politischer Feind noch Freund. Aber ich bin überzeugt, daß ein jeder Oesterreicher Ihnen ebenso entgegenkommen würde.

Was Ihr Souverain mit dem Hause Oesterreich hat, kann unmöglich die Gefühle der Unterthanen und die einfachsten Ge-

setze der Humanität berühren. Wir sind vor allen Dingen Menschen. Schlimm genug, daß der Hader der Könige mit dem Blute ihrer Kinder besiegelt werden muß. Schlimm genug!

Von Sabrand's Gesicht erröthete plötzlich, und kaum seiner Erregung mächtig, rief er aus:

— Ich aber blute gern für meinen König, ich, so wie ein jeder meiner Kameraden. Der Himmel hat uns den Sieg geschenkt, wir haben unter den Augen unsers Königs gefochten; sein Königlicher Sohn, Friedrich Wilhelm, commandirte mein Corps, der Prinz Friedrich Carl das andere. Kann man dem Lauf einer feindlichen Granate gebieten? Konnte sie nicht, wie sie mich und Tausende meiner Kameraden und Vorgesetzten traf, auch die Personen unserer Höchstcommandirenden erreichen? Wir haben nicht gezittert im Kanonendonner, aber unser Herz schlug höher, wenn wir aus dem Munde unserer, vor der Front galoppirenden Prinzen den Ruf vernahmen: Vorwärts, mit Gott für König und Vaterland!

Julia war der Rede des Officiers mit steigender Theilnahme gefolgt, in diesem Augenblicke vergegenwärtigten ihr die wenigen Worte des Patienten das Schlachtfeld. Ein neuer ungekannter Gesichtskreis eröffnete sich ihren, die Grenzen der Häuslichkeit nie überschreitenden Blicken. Als von Sabrand ausgesprochen, drohte sie ihm mit der Feder und sagte lächelnd:

— Herr Lieutenant, das ist wider die Ordre gehandelt, hier bin ich Commandant und ich muß mir jedes so laute Sprechen durchaus verbitten. Es ist Ihnen Ruhe verordnet und ich muß streng darauf halten, ich bitte also, hier die Kriegszustände vollständig zu vergessen. Hier ist Frieden!

— Verehrtes Fräulein, antwortete Sabrand lächelnd, könnte ich das? Ich bin an's Kriegsleben gewöhnt, und dieses Bild steht stets vor meinen Augen. Die Wunden, aus denen ich blute, sind nicht die ersten, welche mir ein feindliches Geschoß geschlagen. Das Schlachtfeld kennt mich.

— Sie waren schon verwundet? fragte Julia mit sichtlicher Theilnahme.

— In welchem Kriege? fügte van Zuiden theilnehmend hinzu. Haben Sie den Feldzug gegen Dänemark mitgemacht?

— Nein, mein Herr, es war weit, weit von hier. Beim Ausbruch des letzten amerikanischen Krieges waren der Nordarmee aus den meisten Staaten und Nationen Officiere der verschiedensten Waffen attachirt. Ich kam beim Könige um die Ehre ein, den amerikanischen Feldzug mitmachen zu dürfen, empfing den gewünschten Erlaub und reiste mit meinem Freunde, einem Kameraden unserer Schwadron nach New-York. Durch Empfehlung unseres Kriegsministers an Jefferson Davis aggregirte General Scott uns Beide einem Cheveaux-légers-Corps. Ein französischer Officier, welchen derselbe Wunsch zum Kriegsschauplatz gezogen, wurde der Dritte in unserm Bunde, und so haben wir Monate lang, trotz Unbequemlichkeiten des Terrains, des Wetters und der Launen des Krieges mit Glück und Unglück gekämpft. — — Mein Kamerad aus Berlin fiel an meiner Seite. Tournaville, so hieß der Franzose, und ich begruben ihn an seiner Todesstätte. Wenige Tage darauf kam Tournaville bei einem Ueberfall in die Hände des Feindes. Was aus ihm geworden, habe ich nie erfahren. Eine Woche darauf kam ich, leicht verwundet, nach Washington, wohin ein Freiwilligencorps sich begab, und lag dort einen Monat darnieder.

— Armer junger Mann, versetzte van Zuiden, und Ihre gute Frau Mama mußte sich in dies Alles fügen?

— Meine Mutter, erwiderte von Sabrand, ist eine Soldatentochter. Ihr Vater, der General von Wedell, zog an der Seite des verstorbenen Königs 1815 in Paris ein. Mein Vater, der Major von Sabrand, starb auf dem Schlachtfelde. Wäre sie es im Stande, so würde sie, dem Rufe unsers Königs folgend, sich ebenfalls in den Reihen seiner Krieger befinden.

Van Zuiden schüttelte nachdenklich den Kopf und blickte zu einem Bilde empor, welches an der gegenüberliegenden Wand hing, dann sagte er schwermüthig:

— Ja, ja ich habe es erfahren, ich weiß, was Mutterliebe und Mutterstolz vermögen, ich bewundere solche Frauen! — Vielleicht habe ich das Vergnügen, Ihre Frau Mama kennen zu lernen.

— Sie sind tausendmal zu gütig, Herr van Zuiden. Wie Sie hörten, schrieb ich ihr, in welch' liebenswürdiger Gefangenschaft ich schmachte und zweifle nicht, daß sie mich demnächst besuchen und, will's Gott, abholen wird.

Julia hatte unterdessen vielleicht schon zehnmal die Feder in die Tinte getaucht. Ihr machte die neue Schreiberfunction großes Vergnügen, und ungeduldig fragte sie:

— Haben Sie an den andern Brief vergessen, Herr von Sabrand? Erst hatten Sie so große Eile damit, ich sitze schon eine halbe Stunde bei Feder und Papier und nun lassen Sie mich warten. Ich dachte, die preußischen Officiere seien galanter!

— Ich bitte vielmal um Verzeihung, gnädiges Fräulein, allein die Aehnlichkeit der Situation, in der ich mich heute und

nach dem amerikanischen Kriege befand, veranlassen mich gerade zu diesem Briefe. Dieser Brief soll nach Washington gehen.

— Nach Washington? fragten van Zuiden und Julia wie aus einem Munde, und Julia setzte etwas zurückhaltend hinzu:

— Ich weiß nicht, ob meine englische Orthographie ausreichen wird und glaube, daß Miß Pynes dafür besser am Platze sein würde.

Der Officier lächelte über so viel Bescheidenheit und fügte hinzu:

— Nein, mein Fräulein, ich schreibe an einen Deutschen, an einen lieben, lieben Freund. Wir sind so undankbare Menschen, daß wir erst durch Unglück an unsere Dankbarkeit erinnert werden müssen. — Wenn ich Ihnen erst sagte, daß meine damalige Situation eine der heutigen ähnliche war, so füge ich nur hinzu, daß ich hülflos und verwundet in Washington anlangte, woselbst ein Comité edler Männer und Frauen zur Pflege der vielen Verwundeten zusammengetreten war. Ich kam in das Haus eines jungen Mannes, welcher seine Wohnung mit mir theilte. Obgleich er den Tag über sehr beschäftigt war und mich dann der Aufsicht seines alten Dieners überlassen mußte, so opferte er mir doch alle seine freien Stunden, seine Abende, lud seine Freunde zu mir ein, und da meine Verwundung nur unbedeutend war, so verbrachte ich eine außerordentlich angenehme Zeit. Wir schieden als warme Freunde von einander und versprachen, uns recht oft zu schreiben, da vorläufig doch keine Aussicht vorhanden ist, uns wieder zu sehen.

Julia hörte aufmerksam zu und, indem sie die Feder wiederholt in das Tintenfaß tauchte, setzte sie hinwerfend hinzu:

— Da der junge Mann ein Deutscher ist, liegt doch die Möglichkeit nah, daß er einmal sein Vaterland besucht.

Der Officier schüttelte den Kopf.

— Ihn fesselt, sagte er traurig, nichts an sein Vaterland. Seine Mutter starb, als er ein zehnjähriger Knabe war, sein Vater war schon viel früher gestorben, Verwandte hat er nicht, wohl aber viele Freunde, die ihm seine Familie ersetzen. Sein Edelmuth, seine Hochherzigkeit lassen ihn Jedermann gewinnen, der in seine Nähe kommt, und das Glück begünstigt alle seine Unternehmungen.

Julia seufzte auf. Hatte auch ihr Schicksal viel Aehnlichkeit mit dem des Amerikaners? Aber hatte sie nicht einen zweiten Vater an ihrem Onkel gefunden? Lebte sie nicht wie im elterlichen Hause? Sie interessirte sich schon für den fremden jungen Mann und fühlte eine gewisse Befriedigung darin, mittelbar an ihn schreiben zu dürfen. Der Officier bemerkte die Geschäftigkeit, mit welcher sie sich zum Schreiben anschickte, und fragte lächelnd:

— Ist es jetzt gefällig?!

Julia nickte bejahend und Sabrand begann:

— Theuerster Freund!

Ist Ihnen mein letztes Schreiben zu Händen gekommen? Damals theilte ich Ihnen die Möglichkeit eines Krieges zwischen Preußen und Oesterreich mit. Heute ist dies zur Thatsache geworden. Ich schreibe Ihnen nach Beendigung eines siebentägigen ruhmvollen Krieges. Sie werden die Depesche der Schlacht von Königgrätz empfangen und die Einzelheiten derselben in den Zeitungen gelesen haben. Ob Sie wohl dabei an mich gedacht haben? Ob Sie ahnen mögen, daß ich wieder, aber diesmal ernstlicher als damals, getroffen bin? Leider empfangen Sie die

Gewißheit. Aber ich beklage mich nicht, da ich mich in der liebenswürdigsten . . .

Sabrand stockte, es war ihm unmöglich, nicht der liebevollen Pflege zu erwähnen und konnte nicht umhin, dieselbe zu rühmen; er erinnerte sich aber ebenso gut Julia's Bitte, seine Ausdrücke hierüber zu mäßigen. Julia erröthete leicht und las vor sich hin:

— Da ich mich in der . . . .

Sabrand dictirte weiter:

. . . in einer ähnlichen Situation wie damals befinde. All' die Annehmlichkeiten, die Sie mir damals zu Theil werden ließen, genieße ich in einer hochgeehrten Familie, und als Beweis hierfür diene Ihnen, daß die Schriftzüge, welche in diesem Augenblicke vor Ihnen liegen, das Manuscript einer jungen Dame sind, welche sich des armen, verwundeten Soldaten christlich annimmt und mir die Möglichkeit giebt, trotz des Verbotes meines strengen Arztes mit Ihnen zu plaudern. Eine glückliche Operation, auf dem Kriegsschauplatze, von der Meisterhand unseres Generalarztes ausgeführt, hat mich dem Leben wiedergegeben und hier in meiner Umgebung, wie Sie aus dem Poststempel ersehen, in Prag, wird alles Mögliche dazu gethan, mir dasselbe zu erhalten. Ich weiß nicht, ob ich mich darauf freuen soll, in kurzer Zeit wieder nach Berlin zu kommen, in jedem Falle aber hoffe ich, dort Nachrichten von Ihnen zu empfangen. Ich erwarte dieselben sehnsüchtig und grüße alle Ihre lieben Freunde herzlichst. Lassen Sie bald Etwas von sich hören und seien Sie versichert von der unwandelbaren Freundschaft und Dankbarkeit Ihres Sabrand.

P. S. Wie ich Ihnen bei unserer Trennung sagte und Ihnen mehrfach schrieb, warne ich Sie vor Edwin. Ich halte

ihn nicht für aufrichtig, einzelne mir gegenüber gemachten Bemerkungen seinerseits veranlassen mich hierzu. — Da Sie die Güte selbst sind, steht einem Freunde wohl das Recht zu, Sie zu warnen, dieselbe nicht mißbrauchen zu lassen. Nochmaligen Gruß!

— Punktum! rief Julia. Nun, für heute ist's genug Aufregung gewesen! — Nicht für mich, fügte sie lächelnd hinzu, aber für Sie. Wenn ich Arzt wäre, erlaubte ich Ihnen nicht einmal das Dictiren; ich dächte, die geistige Anstrengung ist Patienten schädlicher als die körperliche, nicht wahr Papachen?

Herr van Zuiden nickte Julia lächelnd zu und fand es richtig, für heute die Correspondenz zu schließen.

Sabrand war damit auch völlig einverstanden und sagte, daß er überhaupt nur diese zwei Briefe, an seine Mutter und an seinen Freund, auf dem Herzen gehabt hätte. Seine Kameraden hätte er Zeit zu sprechen, wenn er wieder gesund wäre, außerdem könne er gar nicht wissen, welcher derselben noch am Leben sei. Julia hatte den Brief gefaltet und steckte ihn in ein großes Couvert.

— Wenn ich nun um die Adresse bitten darf, Herr von Sabrand?

Derselbe erwiderte:

— Bitte, schreiben Sie oben, Washington per New-York, und in Klammern Amerika. So, nun bitte ich einen Strich darunter. — Sehr gut. — Mister Harry Stendal.

Julia schrieb Alles in der angegebenen Weise nieder, aber ein entsetzlicher Schrei, welcher vom Sopha her erschallte, ließ ihr die Feder aus der Hand fallen. Sabrand wandte sich be-

troffen, trotz großer Schmerzen um, aber eine furchtbare Katastrophe harrte seiner. —

Herr van Zuiden war mit Jünglingskraft von seinem Lager aufgesprungen, hatte das ihn bedeckende Plaid weit von sich geschleudert und mit weit aufgerissenen Augen und hochroth glühenden Backen war er mit einem Sprunge beim Stuhl des Officiers, packte denselben an den Schultern und schrie mit der Stimme eines Wahnsinnigen:

— Harry Stendal, welcher Harry Stendal?!

Julia, welche ihren Onkel noch nie so aufgeregt gesehen hatte, gerieth vor Angst außer sich.

Der Officier starrte den anscheinend wahnsinnig gewordenen Alten mit Blicken der Verzweiflung an und bemühte sich vergebens, sich des ihm überaus schmerzlichen Angriffes zu erwehren.

All' dies geschah im Verlaufe zweier Secunden. Miß Pynes lief aus dem Nebenzimmer herbei, und indem sie: „O, Gracious me!“ ausrief, fiel sie ohnmächtig zur Erde. Zum Glück trat ein Diener, welcher zufällig eine Medicinflasche brachte, in den Saal. Auf Julia's Veranlassung trennte er die beiden Männer und trug den alten van Zuiden trotz allen Widerstandes auf's Sopha.

Julia, welcher zuerst die Besinnung zurückkehrte, rief dem Diener zu:

— Schnell, schnell, Doctor Wendel, rufen Sie Herrn Oswald!

Letzterer erschien nach einigen Minuten athemlos im Saale.

— Um Gottes Willen, rief er, was ist vorgefallen?

— Nichts, gar nichts, rief Julia mit weinender Stimme, aber schnell Wasser, Eau de Cologne, Onkel stirbt!

Miß With hatte sich inzwischen erholt und brachte, selbst bleich wie ein Geist, das Geforderte.

Oswald rieb Herrn Zuiden's Schläfe mit Eau de Cologne und sprengte ihm Wasser in's Gesicht.

Nach einigen Minuten holte Jener tiefen Athem, verfiel jedoch bald darauf in vollständige Apathie, welche Schlaf zu sein schien.

Von dem Zustande des Onkels zu sehr in Anspruch genommen, hatte Julia das Stöhnen des Officiers, welcher sich fast vor Schmerzen krümmte, nicht beachtet.

— Um Gottes Willen, Herr von Sabrand! rief Oswald.

— Der Verband! stöhnte Jener, der Verband hat sich verschoben, ich leide schrecklich!

Oswald schickte Julia aus dem Zimmer und entkleidete mit Miß With's Hülfe den Oberarm des Officiers. Der Umschlag und das Hemde des jungen Mannes schwammen in Blut, man bemerkte die Spuren der Finger, mit welchen Herr van Zuiden gerade die wunde Stelle an der Achsel krampfhaft gepackt hatte.

— Was ist hier zu thun? sprach er, ich bin rathlos; ist zum Doctor geschickt? — Etwas Eau de Cologne!

Miß With ließ ihn daran riechen und rieb ihm die Schläfe ein. In diesem Augenblick ging die Thüre auf und Doctor Wendel stürzte in's Zimmer. Mit einem Blicke übersah er die ganze Scene. Sein Gefühl trieb ihn zum Sopha des Herrn van Zuiden, seine Pflicht zum Officier. Hier war Gefahr im Verzuge.

— Warmes Wasser, einen Schwamm! rief er laut, nach der Commandantur, den Stabsarzt oder einen andern preußischen Militairarzt!

Die Diener, der Portier, die jungen Leute aus dem Büreau, Alles eilte, dem verehrten Chef dienstbar sein zu können. Wendel hatte die Wunde oberflächlich gewaschen und legte interimistisch den noch reinen Theil der langen Bandage um die Wunde, aus welcher das Blut hervorschoß.

— Jetzt transportiren Sie den Officier in sein Zimmer, lieber Oswald, sorgen Sie für Eisumschläge, lassen Sie ihm zwanzig Tropfen von seiner Medicin geben, die alte Engländerin weiß Bescheid.

Die Diener und Oswald rollten den Stuhl aus dem Saale, und im Nebenzimmer angelangt, wurde er auf's Bett gelegt. — Miß With und ein Diener blieben bei ihm. Oswald eilte vor in den Saal, dort war bereits Wendel beschäftigt, eine Ordonnanz aufzuschreiben, während Julia ihm das Vorgekommene erzählte. Trotz der großen Ausführlichkeit derselben konnte sich Wendel noch kein richtiges Bild vom Ganzen machen, er constatirte vorläufig nur eine große nervöse Aufregung und schritt energisch gegen dieselbe ein.

— Hatte der Onkel kurz vor dem Vorgefallenen gelesen? fragte der Arzt aufmerksam.

— Das kann ich nicht sagen, antwortete Julia kleinlaut, ich schrieb nach dem Dictate des Herrn von Sabrand einen ziemlich langen Brief und kann nicht beurtheilen, ob Onkel während dieser Zeit las. Die Zeitung lag auf seinem Sopha, er hatte während des Morgens mit vielem Interesse gelesen und sich später mit dem Officier unterhalten.

— Wann hatte der Onkel seine letzte Mahlzeit zu sich genommen?

— Um neun Uhr hat er den Thee mit großem Behagen getrunken und einen Zwieback gegessen.

— Sah der Onkel heute Vormittag so gut als gestern aus?

— Er sah so wohl, wie vor seiner Krankheit aus, entgegnete Julia, so daß ich ihn fast für ganz gesund hielt.

Der Doctor wandte sich an Oswald:

— Haben Sie, lieber Oswald, dem Chef gestern irgend Etwas mitgetheilt, das ihn aufregen oder beschäftigen konnte?

Oswald erröthete leicht und sagte, daß er ihm nur allgemein Geschäftliches günstigster Art mitzutheilen hatte.

Julia trommelte mit den Fingern gegen die Fensterscheiben.

— Sonderbar, sonderbar, murmelte der Doctor, auf diese Krisis war ich nicht vorbereitet. Schicken Sie doch, so wandte er sich an Julia, zu diesen beiden Herren hin, und damit schrieb er zwei Adressen auf ein Blatt Papier, und lassen Sie sagen, ich würde heute nicht zu ihnen kommen. Lassen Sie dieses Recept schnellstens in der nächsten Apotheke machen und den Boten warten. Er schrieb mit ziemlich großen Buchstaben „Citissime“ über dasselbe.

— Ich muß sein Erwachen abwarten, Oswald. Der Puls geht im Fieber; es kann dies eine unerwartet schnelle Krisis sein. Lassen Sie Blutegel kommen, wir müssen auf alle Fälle vorbereitet sein.

In diesem Augenblick trat der Stabsarzt Schmidt ohne Helm und mit aufgestülpten Aermeln ein. Unzweifelhaft kam er bereits von Sabrand.

— Was in aller Welt ist geschehen? rief er Wendel entgegen — mein Patient ist in Todesgefahr!

— Ich verstehe von Allem Nichts, entgegnete Wendel, der meine liegt in den letzten Zügen. Fieber im höchsten Maaße, der Puls bestätigt Symptome von Wuthanfall. —

— Was sagt die Lunge? fragte der Stabsarzt bestimmt.

— Hören Sie selbst, erwiderte Wendel.

Der Stabsarzt untersuchte van Zuiden etwa drei Minuten lang. Ich halte den Zufall nicht für so bedenklich, Herr College, haben Sie . . . . verschrieben?

— Es wird sogleich hier sein.

Oswald trat mit der Medicin ein. Schnell goß man dem Patienten einige Schluck in den Mund, und Athem und Puls wurden ruhiger.

— Mein Herr, sagte der Stabsarzt zu Oswald, bleiben Sie hier am Bette des Patienten. Bei der geringsten auffallenden Erscheinung rufen Sie uns, wir gehen einen Augenblick zu Herrn von Sabrand.

Die beiden Doctoren eilten hinüber zu dem anderen Patienten, welcher unter heftigstem Stöhnen in unruhigem Schlafe lag.

— Schlimm, sehr schlimm, sagte der Stabsarzt, und nahm den Verband von der Wunde. Wenn der junge Mann die nöthigen Kräfte hat, kann er es vielleicht überstehen. Ich rathe, seinen Angehörigen zu telegraphiren. Miß With bekam ebenfalls die Weisung, bei der geringsten auffallenden Erscheinung die Doctoren zu rufen, welche sich wieder in den Saal begaben.

Dort saß Julia weinend in einer Ecke und betrachtete den geliebten Onkel mit trostlosem Blicke.

— Fräulein, sagte der Stabsarzt leise, kennen Sie vielleicht die Adresse der Angehörigen des Herrn von Sabrand, sonst kann ich dieselbe vielleicht bei seinem Capitain erfahren.

— Ich habe heute einen Brief an seine Mutter geschrieben, versetzte Julia, daher kenne ich ihre Adresse.

— So bitte ich darum, entgegnete Ersterer, sogleich derselben zu telegraphiren, hierher zu kommen.

Julia brach in lautes Weinen aus.

— O Gott, rief sie, der arme junge Mann!

Oswald schrieb schnell eine Depesche auf und Julia gab unter Schluchzen die Adresse. Als diese fortgeschickt war, wandte sich der Stabsarzt ernst zu Julia.

— Mein liebes Kind, sprach er, Sie wollen doch vor Allem das Möglichste thun, ihren Herrn Onkel zu retten. Derselbe befindet sich augenblicklich in ziemlich bedenklichem Zustande. Wir müssen für den Modus unserer Behandlung vor Allem eine sichere Feststellung des Vorgefallenem haben. Fassen Sie sich und erzählen Sie uns mit Ruhe und Ueberlegung, was sich zugetragen hat. —

Julia, welche begriff, daß ein Wort von ihr den Aerzten vielleicht dienlich sein könne, begann mit Ruhe und Gelassenheit das Vorgefallene mitzutheilen.

— Ich hatte den Brief des Herrn von Sabrand couvertirt, so antwortete sie, — und schrieb die Adresse auf's Couvert, als ich plötzlich Onkel aufschreien hörte und aufspringen sah.

Die Aerzte waren dem Vortrage des jungen Mädchens genau gefolgt, als der Stabsarzt langsam folgende Fragen an sie richtete:

— Antworten Sie mir mit ganzer Ueberlegung, liebes Kind, hatte Herr von Sabrand vorher noch gar nicht von dem Herrn, an welchen der Brief gerichtet war, mit Ihrem Onkel gesprochen?

Julia besann sich nicht lange, sondern sagte, nach kurzer Ueberlegung, bestimmt:

— Herr von Sabrand hat etwa eine halbe Stunde lang dem Onkel von dem jungen Manne aus Washington und den sonderbaren Verhältnissen, wie er denselben kennen gelernt, erzählt.

— Und hatte — fragte der Stabsarzt weiter — dies auf Ihren Onkel keinen auffallenden Eindruck gemacht?

— Nicht den Mindesten, antwortete Julia, er hörte mit anscheinend großer Theilnahme der Erzählung des Herrn von Sabrand zu.

— Unbegreiflich! sprach der Stabsarzt für sich hin. — Ich halte es für geboten, sagte er zu seinem Collegen, uns mit dem Inhalte des Briefes bekannt zu machen.

Wendel nahm den auf dem Tisch liegenden Brief, öffnete das bereits geschlossene Couvert und las ihn mit halblauter Stimme. Als Wendel geendet hatte, fragte er Julia, ob der im Postscriptum genannte Edwin schon vorher zwischen den beiden Herren genannt wurde.

Julia verneinte dies.

— Dieser Mann ist also unstreitig die Veranlassung, sagte Wendel triumphirend zum Stabsarzt gewendet.

Letzterer schüttelte ungläubig den Kopf.

— Nach dem, was das Fräulein erzählt, hörte man den ersten Schrei ihres Onkels viel später, als dieser Name bereits ausgesprochen wurde. Hinter dem Namen Edwin kommt noch

ein ganzer Satz. Hierfür rechne ich zwei Minuten. Zwei Minuten bedurfte der Brief unbedingt zum Trocknen, denn die Schrift ist dick, und weder mit einem Löschblatt noch durch Sand getrocknet. Der Brief wurde gefaltet, in's Couvert gethan, gesiegelt und adressirt, hierauf rechne ich noch gute zwei Minuten, dann kam die Katastrophe. Also mindestens erst sechs Minuten nach dem Zeitpunkte, wo der Name Edwin Schultz ausgesprochen war. — Ich bleibe bei meiner ersten Behauptung. Auf der Adresse steht nur der Name Mr. Harry Stend..... Mitten im d hörte Fräulein zu schreiben auf, in diesem Momente muß der Aufschrei gekommen sein. Hieß der Name des Adressaten denn Mr. Stend? fragte er, sich an Julie wendend.

— Stendal, glaube ich, antwortete Jene.

— Ich frage noch einmal, mein Fräulein, hatte der Officier diesen Namen vorher schon ausgesprochen?

Julia blieb sinnend stehen, dann sagte sie, immer noch überlegend:

— Ich kann bestimmt behaupten, daß Herr von Sabrand von diesem Herrn als von seinem Freunde erzählt, ob er jedoch den Namen ausgesprochen, kann ich nicht behaupten, ich erinnere mich nicht, ihn gehört zu haben.

Der Stabsarzt lächelte triumphirend. Erinnern Sie sich, Herr Doctor, sagte er zu Wendel, was ich Ihnen gestern von einem Patienten aus Berlin erzählt habe. Nach achttägigem vergeblichen Bemühen, auf den Grund der Krankheit zu kommen, ließ ich ihn beim Schlafen belauschen, und beim Erwachen nannte er den Namen Paul. Hier ist ein analoger Fall. Der von einem Fremden ausgesprochene Name Harry Stendal wirkte wie ein

Feuerfunke, welcher in ein Pulverfaß geschleudert wurde. Die Explosion erfolgte momentan.

Wendel nickte beistimmend und wandte sich zu Oswald mit der Frage:

— Ist Ihnen der Name Harry Stendal bekannt. Stehen oder standen Sie zu einem so genannten Herrn jemals in geschäftlicher Beziehung?

Oswald verneinte dies entschieden, und erklärte, niemals einen solchen Namen gehört zu haben. In diesem Augenblicke bewegte sich van Zuiden und athmete hoch auf.

Der Stabsarzt zog Wendel mit sich hinter die Bettgardinen, indem er flüsterte:

— Er darf uns nicht sehen, wenn er erwacht. Alles hängt von dem ersten Moment des Erwachens ab. Beobachten Sie ihn genau.

van Zuiden erwachte. Er blickte einige Secunden starr vor sich hin, dann fiel sein Blick auf das gegenüberhängende Bild.

— Henriette! seufzte er. — Dann plötzlich rief er: — Harry!

In diesem Augenblicke wandte er seinen Kopf zur rechten Seite, wo der Rollstuhl gestanden. Er schlug sich mit der Hand vor die Stirn, dann rief er:

— Julia, mein Kind!

Diese eilte zu ihm.

— Julia, mein Kind! rief er, habe ich geträumt? Wo ist der Officier? War er nicht erst hier? Wohin ist er gegangen, wo ist mein Lehnstuhl?

Julia zögerte mit der Antwort und blickte ängstlich auf Wendel. Dieser trat plötzlich vor, van Zuiden erschrak. Wendel nahm seinen Puls.

— Bester Freund, sagte er, Sie sind im Fieber, schonen Sie sich.

— Wo ist der Officier geblieben? rief Zuiden wimmernd.

— Der Officier ist in seinem Zimmer, er ist kränker geworden, antwortete Wendel.

— Ist er todt? schrie van Zuiden verzweiflungsvoll.

— Nein, mein bester Freund, er schläft, erwiderte Wendel beruhigend.

— Julia, mein Kind, fuhr van Zuiden fort, hatte er Dir nicht einen Brief an Harry Stendal dictirt? Sage, hat mein Ohr mich nicht getäuscht? an Harry Stendal? — —

Julia schwieg, sie fürchtete einen neuen Zufall. Da trat der Stabsarzt langsam vor, und indem er van Zuiden mit Feuerblicken betrachtete, sagte er:

— Ja wohl, hier liegt der Brief an Harry Stendal!

van Zuiden faltete die Hände:

— Gelobt sei Gott in der Höhe! rief er aus, jetzt kann ich ruhig sterben. Seine Augen schlossen sich sanft, er athmete hoch auf. Augenscheinlich von der Aufregung bewältigt und durch die Worte des Stabsarztes beruhigt, schlief er ein.

Wendel prüfte den Puls und überließ denselben mit sehr befriedigter Miene dem Stabsarzt. Julia weinte herzzerreißend, sie glaubte, der Onkel sei gestorben, indeß beide Aerzte beruhigten sie, indem sie auf seine hoch- und niedergehende Brust deuteten

Jetzt wandte der Stabsarzt sich an Julia und sprach:

— Muth, mein Kind, Ihr Onkel ist gerettet, das Bewußtsein, daß ein Harry Stendal existirt, hat ihn unendlich beruhigt, es war dies vielleicht eine ihn schon lange quälende Sorge. Niemand von uns weiß, wer dieser Harry Stendal ist und in

welchem Zusammenhange er zu ihm steht. Lassen wir denselben bei Seite. Aber wer ist Henriette? was ist dies für ein Portrait? Er deutete dabei auf das Frauenbild, auf welches van Zuiden bei seinem Erwachen geblickt.

Niemand antwortete. Niemand wußte Auskunft zu geben.

— War Herr van Zuiden nicht verheirathet? fragte der Stabsarzt unerbittlich weiter.

— Gewiß, antwortete Julia, dort jenes Portrait stellt meine verstorbene Tante vor.

Alle Blicke wandten sich dorthin, der Stabsarzt schien nicht befriedigt, er sah nach der Uhr und sagte zu Wendel:

— Bleiben Sie noch eine Stunde hier, ich löse Sie alsdann ab.

Er drückte Julia die Hand, warf noch einen Blick auf das unbekannte Frauenbild und ging in's andere Patientenzimmer. Dort betrachtete er noch einige Minuten den Officier, verordnete Erneuerung der Umschläge und eilte von dannen. Vor der Hausthür stand Oswald und richtete einen fragenden Blick auf den Arzt.

— Sie sind, glaube ich, der Schwiegersohn des Herrn van Zuiden? sagte der Stabsarzt mit freundlichem Tone. Oswald verneinte dies auf das Bestimmteste.

— Aber was sagte mir denn Doctor Wendel gestern, erwiderte der Stabsarzt, ist Fräulein Julia denn nicht Ihre Verlobte? — Er sah Oswald bedeutungsvoll an.

Jener schlug die Augen nieder und lispelte:

— Noch nicht.

— Dann rathe ich Ihnen, sagte der Stabsarzt etwas hastig, aber mit lächelndem Gesicht, dann rathe ich Ihnen, sich damit zu

beeilen. Wer weiß, ob Fräulein Julia nach Herrn van Zuiden's Ableben noch ihren eigenen Willen hat.

Oswald erschrak, dann fragte er:

— Steht es denn so schlimm mit dem Chef? Er betonte nachdrücklich dies Wort Chef.

— Bester Freund, antwortete der Stabsarzt, seine Wagenthür öffnend, — wenn ein alter Herr sechs Wochen an einem Lungenleiden darnieder lag, und eine Katastrophe, wie die heutige, hinzutritt, so müßte er ja ein Riese sein, wenn dies ihn unberührt ließe. Das sieht ein Kind, dazu braucht man nicht Arzt zu sein! Erinnern Sie sich meines Rathes, Fräulein Julia ist eine Perle, Sie sind ein junger Mann. Wenn ich meinen Officier durchbringe, schnappt er sie Ihnen vor der Nase weg. Die jungen Leute interessiren sich für einander. Ich gebe etwas auf meinen Blick, er trügt mich selten. Halten Sie sich heran, junger Mann!

— Nach der Commandantur! rief er dem Kutscher zu, und der Wagen rollte von dannen.

Als am Nachmittage van Zuiden nach einem erquickenden, lang anhaltenden Schlummer erwachte, war die erste Frage, welche er dem an seinem Bette stehenden Stabsarzte vorlegte:

— Wie geht's dem Officier?

— Besser, erwiederte Jener, doch kann ich unter keinen Umständen eine Unterhaltung mit demselben gestatten.

— Dann bitte ich darum, sogleich zu meinem Anwalt, dem Justizrath Grimm, hinauf zu schicken, ich habe ihn nothwendig zu sprechen.

— Auch davon möchte ich mir erlauben abzurathen. Sie haben heute so mannigfache Aufregung gehabt, daß ich die Folgen einer solchen Unterredung nicht gern verantworten möchte.

van Zuiden bestand jedoch darauf, indem er versicherte, dies würde ihn viel mehr beruhigen als aufregen. Der Stabsarzt gewährte endlich diesen Wunsch, nachdem Oswald ihm zugeraunt hatte, daß dieser Advocat das Testament des Herrn van Zuiden aufgenommen habe. Der Justizrath erschien nach etwa einer Stunde, erfuhr mit Bedauern, daß ein schlechter Tag in der Krankheit hinzugetreten sei, und bat die Wünsche des Patienten zu vernehmen.

Herr van Zuiden warf Oswald und Julia einen Blick zu, welchen Beide verstanden. Sie entfernten sich, der Stabsarzt wollte ein Gleiches thun, indeß der Justizrath erklärte, da er noch nicht wisse, warum es sich handle, müsse er vielleicht um ein ärztliches Gutachten bitten.

van Zuiden erklärte nun, es handle sich um einen Punkt seines Testaments, welchen er zwar nicht zu ändern, wohl aber zu präcisiren wünsche.

Der Justizrath machte ein bedenkliches Gesicht und warf dem Arzt einen besonderen Blick zu. Jener schien denselben verstanden zu haben und erklärte: Ich bestätige hierdurch, daß der Herr van Zuiden sich im Vollbesitze seiner geistigen Kräfte befindet und durchaus dispositionsfähig ist.

— Wäre es Ihnen gefällig, Herr Doctor, dieses Attest schriftlich zu Anfang unserer Verhandlung niederzulegen?

— Gewiß! setzte Jener hinzu, und indem er zur Schreibmappe griff, welche noch vom Vormittag her auf dem Tische lag, beeilte er sich, dem Wunsche des Justizrathes zu entsprechen. Als

er geendet hatte, wollte er, um nicht indiscret zu erscheinen, sich entfernen, jedoch der Patient selbst hielt ihn zurück und versicherte, daß es ihn sehr erfreute, einen so würdigen Zeugen seiner Mittheilungen zu haben. Hierauf begann er:

— Der Paragraph 2 meines Testaments, liebster Freund, lautet: Mein Vermögen soll von meinem Todestage an gerechnet, in drei gleiche Theile getheilt werden, A, B und C. Das Theil A fällt ganz meiner geliebten Nichte, dem jetzigen Fräulein Julia van Zuiden zu und soll bis zu ihrer Vermählung von dem vorbenannten Curatorium verwaltet werden.

Das Theil B verbleibt in der Handlung, welche unter der bisherigen Firma unverändert fortgesetzt werden soll. Der Verdienst dieses Capitals soll in zwei gleiche Theile getheilt, die eine Hälfte meiner Nichte Julia und die andere meinem bisherigen Procuristen und Freunde Herrn Oswald Rey jährlich gezahlt werden. Das Antheil C verbleibt einem Herrn Harry Stendal.

Der Stabsarzt zuckte mit keiner Wimper.

— Dieser Herr ist heute zweiunddreißig Jahre alt, und sein Aufenthalt mir unbekannt. Er ist in Amsterdam am dreizehnten Mai des Jahres 1833 geboren und bis zu seinem achten Lebensjahre dort verblieben, nachher aber verschwunden. Sollte trotz der Bekanntmachung meines Testamentes derselbe sich nicht melden, so verbleibt das Theil C wie das Theil B in den Händen der Firma, wird von derselben verwaltet, und die Dividende zwischen meiner Nichte Julia und Herrn Oswald Rey getheilt.

— Ist so der Wortlaut des Paragraph 2, Herr Justizrath? fragte van Zuiden mit kräftiger Stimme.

— Wörtlich, antwortete Jener.

— Nun, bester Freund, fuhr der Kranke fort, Herr Harry Stendal lebt, und ich kenne seinen Aufenthalt.

Der Justizrath fuhr, sichtlich überrascht, vom Stuhle auf und sagte:

— Ist dies gewiß?

— So gewiß, antwortete van Zuiden, als wir hier sprechen.

— Nun, das vereinfacht die Testamentsexecution ja außerordentlich. Haben Sie nun noch besondere Wünsche in dieser Beziehung?

— Gewiß, sagte van Zuiden, gewiß, deshalb habe ich Sie herbitten lassen. Schreiben Sie gefälligst, was ich Ihnen vorsage:

— Ich erkenne hiermit den Herrn Harry Stendal, am dreizehnten Mai 1833 zu Amsterdam geboren, Sohn der am zwölften September 1812 zu Cöln geborenen und zu Amsterdam verstorbenen Henriette Stendal als meinen Sohn an.

Beide Männer blickten sich starr an.

van Zuiden fuhr fort:

— Ich wünsche, daß er hiermit als mein Sohn in die Rechte des Erbtheil C, dem Dritttheil meines Nachlasses, eintritt, meinen Namen van Zuiden fortführt und mit meinem bisherigen Procuristen Oswald Rey als stiller oder thätiger Theilnehmer gemeinschaftlich die Firma mit gleichen Verdienst- und Verlust-Antheilen übernimmt. Dies ist mein fester, wohlerwogener Wille!

— Ich bitte, mir dies noch einmal vorzulesen.

Dann griff er mit fieberhafter Eile zur Feder, unterzeichnete mit fester Hand die in Prag so wohl bekannte Unterschrift und bat die beiden Herren, als Zeugen der Verhandlung mit zu unterzeichnen. Nachdem dies geschehen, beurlaubte sich der Justizrath, da er dies Codicill sogleich amtlich niederlegen wollte.

Als der Justizrath fortgegangen war, reichte der Stabsarzt dem Patienten die Hand und schüttelte sie herzlich.

— Herr van Zuiden, sagte er mit fester Stimme, Sie sind ein Ehrenmann!

— Wenigstens sterbe ich als ein solcher nun beruhigt; unter uns, Herr Doctor: habe ich Aussicht, noch ein Jahr zu leben?

Er sah den Doctor ängstlich an.

Derselbe antwortete:

— Wenn Sie sich ruhig halten, noch lange, wenn Sie aber viele Tage wie den heutigen verbringen, keinen Monat. — Erlauben Sie mir meinerseits nun eine Frage, werther Herr, sie klingt indiscret, ist aber brav gemeint.

Herr van Zuiden hob den Kopf in die Höhe, um aufmerksam hören zu können.

— Reden Sie, ich werde Ihnen offen antworten.

— Ist der Herr, welchen Sie als Ihren Sohn anerkennen und in Ihrem Testamente bedenken, ist dieser Herr... Ihr Sohn?

— Er ist mein Sohn! antwortete der Greis, mein geliebter lang vermißter Sohn.

Eine kurze Pause entstand, in welcher sich die beiden Herren gedankenvoll anblickten. Der Stabsarzt unterbrach diese Pause mit den Worten:

— Ich dächte, als Mensch, als Arzt und als Freund, der Platz des Sohnes wäre am Krankenbette seines Vaters!

— Mann! Freund! Doctor! rief der Alte in größter Aufregung, schaffen Sie ihn mir, bringen Sie ihn mir, bevor ich sterbe, daß ich ihn umarme und um Verzeihung bitte!

— Eine sonderbare Fügung des Himmels hat Sie mit dem Aufenthaltsorte Ihres Sohnes bekannt gemacht, versetzte der Arzt,

ich glaube leider, — erschrecken Sie nicht, — daß der Officier nicht mehr lange am Leben bleiben wird. Wir werden die ihm noch vergönnten Tage benutzen, Näheres von demselben zu erfahren, Ihrem Herrn Sohne die nöthigen Mittheilungen machen, und ehe zwei Monat verstrichen sind, kann an der Stelle, wo ich stehe, Ihr Sohn in Ihren Armen liegen!

— Der Himmel gebe es! seufzte van Zuiden.

In diesem Augenblicke trat Wendel in's Zimmer, hinter ihm Julia und Oswald. Miß With stürzte in den Saal und sprach in großer Eile wenige unzusammenhängende Sätze. Die Aerzte rissen die Thüre auf. Vor dem Bette des Herrn von Sabrand stand ein General in großer Uniform und hängte dem braven Officier im Namen des Königs den Orden pour le mérite um den Hals. van Zuiden konnte dies von seinem Sopha aus sehen.

— Kinder! rief er aus und seine Augen richteten sich gen Himmel, ich segne den Heldenjüngling auf seinem Lager, welches Lorbeeren beschatten. Er hat mir einen Sohn, Dir Julia einen Bruder, Dir Oswald einen Freund geschenkt. Meine Herren Doctoren, lassen Sie mich sterben, ich habe mit dem Leben abgeschlossen, erhalten Sie mir diesen Jüngling! Gott hat ihn in mein Haus gesandt, wie einst einen Engel dem Abraham. Retten Sie diesen Engel!

III.

Am nächsten Morgen fühlte sich v. Zuiden so gekräftigt, daß er den innigen Wunsch fühlte, dem Officier einen Besuch an seinem Bette zu machen. Man rollte ihn auf dem Lehnstuhl zu Sabrand. Dieser hatte sich auffallend verändert. Seine Augen waren gläsern, und ein mattes Lächeln umspielte sein bleiches Gesicht.

— Junger Mann, sagte Zuiden, ich komme, Ihnen meine Glückwünsche zu Ihrer Decoration zu bringen.

Der Orden hing an einem rothen Moiré-Bande um seinen Hals.

— Zu spät! lallte Sabrand. Es wird ein Trost für meine arme Mutter sein.

Nachdem er einige Minuten seine Augen geschlossen hatte, fuhr er fort:

— Ich bitte Sie, verehrter Herr, mir folgenden, ich fühle, letzten Wunsch zu erfüllen.

van Zuiden erschrak sichtlich, und sagte:

— Vertrauen Sie auf Gott, junger Mann!

— Ich vertraue auf ihn, lallte Jener, und werde bald bei ihm sein. Um Folgendes bitte ich Sie: wenn ich meine Augen geschlossen habe, geben Sie meinen Orden meiner armen Mutter, diesen meinen Ring zum Andenken Ihrer Fräulein Tochter, und

meinen Degen schicken Sie, wenn sich irgend eine Gelegenheit findet, an Harry.

van Zuiden traten die Thränen in die Augen, dann fragte er:

— Welches ist Herrn Stendal's Adresse?

Nach einigem Nachdenken antwortete Sabrand:

— Washington Leicester Square, Jrving House. — — Herr van Zuiden, ich vergaß gestern, Ihnen etwas mir Auffallendes mitzutheilen. Ich erinnerte mich Nachts daran, und heute geht es mir nicht aus dem Sinne.

— Was ist dies, junger Mann? fragte Zuiden besorgt.

— In Ihrem Saale, gerade gegenüber vom Sopha, hängt das Bild einer Dame — — —

van Zuiden erbleichte, mit vorgestrecktem Kopfe lauschte er auf jede Silbe des Officiers.

Dieser fuhr fort:

— Dies Bild habe ich schon einmal gesehen.

— Unmöglich, rief van Zuiden, ich bin der einzige Mensch, der es besitzt.

— Dann ist es eine merkwürdige Aehnlichkeit, und das hat mich gerade so sehr beschäftigt.

van Zuiden trocknete sich den Schweiß von der Stirn, dann fragte er tonlos:

— Und wo glauben Sie dieses Bild gesehen zu haben.

— Ueber meinem Bette in Harry's Wohnung.

— Gelobt sei Gott, er ist es! schrie v. Zuiden, und bedeckte Sabrand's Hand mit Thränen und Küssen. Der Officier sah ihn mit großen erstaunten Blicken an. Julia hatte die Thür geöffnet, da sie wieder einen Aufschrei ihres Onkels hörte und eine der gestrigen Scene ähnliche befürchtete.

— Julia! rief v. Zuiden dem Mädchen zu, das schüchtern zurücktrat, Julia, küsse die Hand dieses edlen Jünglings, er hat Dir einen Bruder geschenkt und mir einen Sohn!

Julia nahm die magere, kalte Hand des Jünglings in die ihrige und preßte ihre Lippen mit inniger Verehrung auf dieselbe. Der Officier blickte auch sie erstaunt an, dann setzte er hinzu:

— Mein Fräulein, ich begreife nicht, was um mich herum geschieht. Sie dankten mir soeben, es scheint, als hätte ich Ihrem Herrn Vater einen Dienst erwiesen, ohne daß ich es wußte.

— Sie haben mir einen Sohn wiedergegeben, unterbrach ihn van Zuiden stürmisch, Harry ist mein Sohn!

Der Officier fuhr jählings empor, seine Augen blickten van Zuiden starr an, dann blickten sie nach oben.

— Harry! rief er, geliebter Freund, ich habe Dir vergelten können, was Du für mich gethan. Der Himmel sei gepriesen, Harry, bete für mich!

Er sank in die Kissen zurück.

In diesem Augenblick trat der Stabsarzt ein, er blickte den jungen Mann an, fühlte den Puls, untersuchte die Brust, dann zuckte er leise mit den Achseln und blickte kopfschüttelnd zum Himmel.

— Schade, sprach er zu sich, schade um diesen braven Jüngling!

van Zuiden sah ihn mit ängstlich fragenden Blicken an.

— Zehn bis zwölf Stunden, war die Antwort, wenn nicht früher.

Julia kniete weinend am Bette, van Zuiden schüttelte trostlos das Haupt.

Miß Pynes trat jetzt leise in's Zimmer, ihr auf den Fuß folgte eine große, alte Dame mit grauen, langen Locken. Ihr Blick auf das Bett des Officiers sagte hinlänglich, wer sie sei. Es war Sabrand's Mutter. Eine herzzerreißende, kurze Scene lautlosen Schmerzes folgte ihrem Eintreten. Der Stabsarzt brach das Schweigen.

— Ihr Sohn, gnädige Frau, lebt noch; Gott kann ein Wunder thun.

— Sein Blut, — erwiderte die Mutter einer Römerin gleich, — gehört dem Vaterlande, er hat es ihm geweiht. Sein König hat ihn belohnt, Gott wird ihn gnädig richten!

Julia begrüßte nun zärtlich Frau von Sabrand. Die Depesche war ihr eine Stunde vor Abgang des Zuges zugegangen und sie war abgereist, wie sie ging und stand.

Jetzt schlug Sabrand die Augen auf, er erkannte die Mutter. Trotz seiner abnehmenden Kräfte sprach er eine Viertelstunde unaufhörlich mit derselben, dann zeigte er auf die Familie Zuiden.

— Diese haben mir meine letzten Tage versüßt, Du wirst es ihnen nie danken können. Harry ist der Sohn dieses Hauses!

Der Stabsarzt winkte Julia bedeutsam, das Zimmer zu verlassen, rollte sodann selbst den Stuhl des Alten nach dem anderen Zimmer und blieb mit dem herzugekommenen Doctor Wendel und der Frau von Sabrand allein bei dem Patienten.

van Zuiden stützte seinen Kopf gedankenvoll auf den Tisch, als er wieder auf seiner Causeuse lag, und bat Julia auf ein Stück Papier die Worte: „Leicester Square, Irwing House“, niederzuschreiben. Dann bemächtigte sich seiner der Schlummer, denn die wiederholte Aufregung hatte ihn mächtig mitgenommen.

Nach etwa zwei Stunden, es war bereits dunkel geworden, hörte er Julia im Vorzimmer mit Jemand reden.

— Wer ist da? rief er Julia zu.

— Der Justizrath, war die Antwort.

— Ich lasse ihn bitten näher zu treten.

Der Justizrath trat ein, und nachdem er sich kurz nach dem Befinden erkundigt hatte, theilte er mit, daß er das gestrige Codicill der Ordnung gemäß deponirt und ad acta gelegt hätte.

— Vielen Dank! sagte van Zuiden, aber, um mich noch mehr zu verpflichten, bitte ich Sie, wenn es irgend Ihre Zeit erlaubt, ein halbes Stündchen bei mir zuzubringen.

— Von Herzen gern! erwiderte Jener, und legte Hut und Stock bei Seite.

— Nun gut! so schreiben Sie gefälligst einen Brief an meinen Sohn, welchen ich Ihnen dictiren werde. Beste Julia! und er küßte ihre Hand, ich bitte Dich, uns allein zu lassen.

Julia ging langsam hinaus.

Wohin sollte sie sich wenden. Dort lag ein Sterbender, ein junger Mann, dessen Persönlichkeit und tragisches Schicksal ihre ganze Sympathie erweckt hatten. — Hier entging ihr die Entdeckung eines Geheimnisses, welches ihre ganze Zukunft vielleicht beglücken, vielleicht gefährden konnte.

Sie ging kopfschüttelnd in's Vorzimmer, aber sie blieb dort nicht allein. Oswald, der treue Freund, kam soeben hinauf, um Neuigkeiten über beide Patienten zu erfahren.

— Sind Sie so weit? fragte van Zuiden den Justizrath.

— Ich erwarte Ihr Dictat.

— So schreiben Sie gefälligst:

Mein geliebter Sohn!

Die Wege des Schicksals sind wunderbar, unbegreiflich seine Fügungen. Angesichts einer solchen stehe ich in diesem Augenblick. Aus dem anliegenden Schreiben Deines Freundes, des Premier-Lieutenant von Sabrand, ersiehst Du, daß derselbe in unserm Hause ist. Ich nahm ihn zu uns als Verwundeten von dem Schlachtfelde von Königgrätz, wo er mit Ehren gekämpft hatte. Bei Gelegenheit des Briefes, den er Dir schreiben ließ, hörte ich ihn Deinen Namen aussprechen, den Namen des lang vermißten Kindes. Erfahre in kurzen Worten Deine Geschichte: Deine Mutter war in meinem elterlichen Hause zur Erziehung meiner Schwester engagirt. Ich lernte sie kennen und lieben. Als meine Schwester heirathete, verließ sie unser Haus. Ich liebte sie so innig, daß, obgleich die Unmöglichkeit einer Heirath voraus zu sehen war, sie mir stets dieselben Gefühle entgegentrug und ganz die Meinige wurde. Ein Jahr nach Verheirathung meiner, leider jetzt auch verstorbenen Schwester, kamst Du zur Welt — eine neue Bürgschaft für unsere Liebe. Ich hatte ein kleines Haus vor dem Thore gemiethet, wo wir glückliche Stunden verbrachten. Vergebens forderten mich meine Eltern zum Heirathen auf, sie ahnten nicht, wie glücklich ich mit Euch Beiden lebte. So wurde ich älter, meine Eltern starben und ich, Chef eines bedeutenden Hauses, Erbe eines großen Vermögens und geachteten Namens. Unsere holländische Familien-Etiquette gestattete es mir nicht, Deine Mutter zu heirathen. Auf einer Reise nach Wien lernte ich eine junge Pragerin kennen, welche mir gefiel und fest entschlossen, den Wünschen meiner Umgebung zu willfahren und meinem Namen einen legitimen Erben zu gewinnen, heirathete ich Fräulein Johanna Belton. Deine Mutter vernahm diese Mittheilung mit Ergebung. Sie war zu ver-

nünftig, meine Gründe nicht einzusehen, tröstete sich mit dem Besitze unsers Kindes und fand eine Beruhigung darin, daß meine Zukünftige nicht in derselben Stadt als sie wohnte. Ich übergab ihr den Besitztitel jenes Hauses und deponirte beim Rechtsanwalt Klemm in Amsterdam ein Capital, dessen Zinsen zum Bedarf des Lebens und Haushaltes für Euch Beide im ausreichendsten Maaße genügten. Ich heirathete bald darauf. Als ich am Abschluß des Jahres Bericht meines Anwalts empfing, ersah ich mit Erstaunen, daß Deine Mutter kaum den 16. Theil der ihr zugekommenen Zinsen touchirt hatte und erfuhr gleichzeitig, daß sie ihren Lebensunterhalt durch Arbeiten, wie Nähen für Geschäfte und bei Privaten erwarb, und nur das für Deine Person Nothwendige aus den deponirten Mitteln bestritt. Vergebens ließ ich sie durch Klemm bitten, von diesem falsch angebrachten Stolze abzustehen. Vergebens! Du kamst zur Schule, wurdest gut, und Deinen Fähigkeiten entsprechend erzogen, als Deine Mutter in Deinem zehnten Lebensjahre ein Opfer ihrer Entbehrungen und Entsagungen erlag. Sie wurde auf Klemm's Veranlassung mit allen Ehren begraben, und ich werde ihr ewig für alle Rücksicht, Discretion und Fürsorge dankbar sein, welche sie während dieser zehn Jahre an den Tag gelegt hatte. Nach dem Begräbniß warst Du verschwunden. Klemm's Recherchen waren fruchtlos. Alles, was man erfahren konnte, war, daß an demselben Tage ein Kauffahrtheischiff nach Buenos-Ayres abgegangen war. Auf der Passagierliste war Dein Name nicht verzeichnet, auch warst Du gänzlich mittellos, und so haben wir bis gestern, 25 Jahre seit dem Tode Deiner Mutter, Nichts von Dir erfahren. —

van Zuiden hielt, von der Aufregung überwältigt, inne. Der Justizrath nahm eine Prise und sah nach der Uhr.

van Zuiden fuhr fort:

— So erfahre ich denn gestern durch einen lieben, verwundeten Freund von Dir. Heute theilt er mir mit, daß er das Bild Deiner Mutter bei Dir gesehen und von der Aehnlichkeit desselben mit dem meinigen überrascht war. Die Leiden Deines Freundes haben einen schlimmen Verlauf genommen, wir haben demnach alle Ursache, sehr besorgt zu sein.

Hier wurden die Herren durch das Eintreten des Arztes unterbrochen.

— Nun? rief van Zuiden ihm entgegen.

— Ihm ist wohl, entgegnete der Stabsarzt feierlich — er ist bei Gott! damit ergriff er van Zuiden's Hand und sagte mit thränenerstickter Stimme:

— Beten wir für ihn!

Beide Männer hatten sich erhoben und van Zuiden bat die Herren, ihn zum Sterbebette zu führen.

Der Stabsarzt schüttelte den Kopf.

— Bleiben Sie, bester Herr! bleiben Sie bei den Lebenden, Sie haben heilige Pflichten und müssen sich für Ihren Sohn erhalten. Ich sehe Sie mit dem Herrn Justizrath beschäftigt, lassen Sie den Brief nach Amerika noch heute abgehen, eine jede Stunde kann die Ankunft Ihres Sohnes beschleunigen. Erlauben Sie mir, dem Herrn Justizrath einige Worte im Vertrauen zu sagen.

Der Stabsarzt nahm den Justizrath in's Vorzimmer und sagte ihm:

— Notiren Sie doch Herrn Stendal Ihre Adresse, damit er sich bei seiner Ankunft bei Ihnen vorstelle. Sein jähes Erscheinen könnte tödtlich auf seinen Vater wirken!

Der Justizrath dankte für diesen wohlgemeinten Rath und nahm wieder seinen Platz am Tische ein.

van Zuiden dictirte weiter:

— Geliebter Sohn! Du und wir Alle haben einen großen Verlust erlitten, Dein Freund, der Dir gestern den anliegenden Brief geschrieben, ist soeben seinen Leiden erlegen. Er ist als Held gestorben. Seinen Degen hat er Dir wenige Stunden vor seinem Tode zum Andenken vermacht. Sanft ruhe seine Asche. Kaum, mein geliebter Sohn, brauche ich Dir zu sagen, wie sehnsüchtig ich Dich erwarte. Angesichts dieses lasse Alles im Stich, eile in die Arme Deines Vaters. Soll ich Dir sagen, wie Du uns Allen willkommen sein wirst? Deine Cousine Julia, Tochter meiner verstorbenen Schwester, ist die Zierde meines Hauses, ich habe sie, da der Himmel mir keine andern Kinder geschenkt, an Kindesstatt angenommen. Habe ich nöthig Dir noch ferner zu sagen, daß, ehe ich wußte, wo Du seiest, ich Dich zum Miterben meines Vermögens eingesetzt und verfügt habe, daß Du von Stunde ab meinen Namen führen darfst und mir, wie auch der Welt gegenüber, als mein Sohn gelten sollst. — Und nun auf baldiges Wiedersehen.

Dein Dich sehnsüchtig erwartender Vater

Leopold van Zuiden.

— Jetzt, setzte van Zuiden hinzu, schließen Sie die Zeilen des Verstorbenen ein und expediren Sie den Brief noch heute.

Der Justizrath nickte bejahend und fügte als Postscriptum den Vorschlag des Stabsarztes bei. Er siegelte den Brief und bat um die genaue Adresse. van Zuiden verwies ihn auf die in der Schreibmappe liegende Schrift von Julia. Hut und Stock

nehmend, empfahl sich der Justizrath, indem er versicherte, selbst den Brief der Post zu übergeben.

Julia hatte im Vorzimmer die Entfernung des Justizraths abgewartet und kam nun wieder in den Saal zurück. Sie wagte gar nicht, sich nach Nachrichten über Sabrand's Befinden zu erkundigen.

Sie sollte es zu bald erfahren. Auf Wendel's Arm gestützt trat die gebeugte Mutter in den Saal, Julia eilte ihr entgegen.

— Verehrte Frau, schluchzte sie, einen Trost bei solchem Unglück einer Mutter zuzurufen, ist unmöglich, vielleicht kann es Ihnen eine Genugthuung gewähren, wenn ich Sie versichere, daß ich Ihren Sohn wie eine Schwester beweine.

— Und ich, wie ein Vater, versetzte van Zuiden, der sich erhoben hatte. Nehmen Sie Platz, verehrte Frau, fuhr er fort, und betrachten Sie dies Haus als das Ihrige, wir werden Sie stets zu den Unsrigen zählen.

Miß Pynes war untröstlich, Oswald näherte sich dem Arzte, um sich mit ihm wegen der, mit der Leiche vorzunehmenden Expedition zu berathen. van Zuiden, welcher einige Worte davon gehört hatte, wandte sich zur Mutter und sprach:

— Gnädige Frau, erlauben Sie mir, Ihnen einen Wunsch vorzutragen. Ich sähe es gern, wenn Ihr verstorbener Sohn in meinem Erbbegräbniß begraben würde.

Die Mutter dankte innig, sagte jedoch, daß sie sich nicht gerne von der Leiche Ihres Sohnes trennen würde.

— Ich stehe allein! — fuhr sie fort — meine Eltern, mein Kind sind todt, alle meine Lieben liegen im Grabe. Ich stehe allein! Gut denn. Ich werde in Prag bleiben, nachdem ich in Berlin meine Angelegenheiten geordnet habe, ich werde Ihnen

nicht zur Last fallen und Sie oft besuchen und von meinem Sohne sprechen.

Julia war überglücklich.

— Mein Vater, versetzte sie, öffnete Ihnen sein Haus. Ich aber öffne Ihnen mein Herz, nehmen Sie es ganz.

Die Nacht sandte ihre Schatten auf die Erde. Draußen auf der Straße klang das Lied siegeslustiger, preußischer Soldaten. Im van Zuiden'schen Hause herrschte selige Ruhe, und lange währte es, bis der Schlaf die überströmenden Thränen tiefsten Schmerzes aller Mitglieder desselben beruhigte.

IV.

Etwa zwei Monate waren seit dem Tode des Herrn von Sabrand vergangen. Derselbe war mit allen militairischen Ehren auf dem Erbbegräbnisse des Herrn van Zuiden begraben worden und seine Mutter hatte sich in Prag niedergelassen. Julia war ihr eine zweite Tochter geworden. Mit aller Aufmerksamkeit und Liebenswürdigkeit hatte sie sich derselben gewidmet und Frau von Sabrand kam fast täglich in das van Zuiden'sche Haus. Die Gesundheit des alten Herrn hatte sich merkwürdig verbessert, er saß schon lange wieder an seinem Büreau, wiewohl ihm das Ausgehen und Ausfahren noch verboten war.

Eines Nachmittags meldete sich ein Telegraphenbote bei dem im zweiten Stocke des van Zuiden'schen Hauses wohnenden Justizrath.

Derselbe unterschrieb die Quittung, fuhr jedoch erschreckt in die Höhe als er die Unterschrift Harry Stendal erblickte. Ohne dieselbe weiter zu lesen, machte er sich trotz vieler Geschäfte fertig und fuhr zur Commandantur, woselbst er die Adresse des Stabsarztes Schmidt empfing. Denselben traf er zufällig zu Hause an und der Justizrath hielt ihm triumphirend die Depesche entgegen. Der Stabsarzt, welcher sich Alles dies nicht erklären konnte, nahm sie ihn endlich aus der Hand und überflog den Inhalt derselben.

— Grimm Advocat. Prag Austria.

Unschätzbaren Brief empfangen. Umarme Vater, beweine Sabrand, reise mit nächstem Steamer. Harry Stendal.

Beide Herren drückten sich die Hand.

— Kommen Sie, rief der Stabsarzt, mein Wagen steht vor der Thür.

— Zu Herrn van Zuiden! rief er dem Kutscher zu, Galopp!

Der Wagen rollte pfeilschnell von dannen.

Bald darauf standen beide Herren in dem Arbeitszimmer des Herrn van Zuiden. Derselbe war hocherfreut über diesen unerwarteten Besuch, und lud die Herren ein, Platz zu nehmen.

— Wir trafen uns durch Zufall vor dem Hause, versetzte der Justizrath.

— Ich sehnte mich schon lange danach, Sie zu sehen, fuhr der Stabsarzt fort, und freue mich sehr, Sie so kräftig und gut aussehend zu finden. Sie strafen unsere Kunst Lügen, bester Herr, ich hätte diesen Grad der Besserung innerhalb vier Wochen nicht prophezeit.

van Zuiden lächelte.

— Sie wissen ja, meine Herren, erwiederte er, ich muß wieder gesund werden, Sie wissen auch für wen. Er muß mich noch lebend antreffen. Der Himmel will mir nicht eine halbe Freude machen.

Er versank für einige Minuten in Stillschweigen, welches die beiden Herren nicht unterbrachen.

— Ob unser Brief wohl schon angekommen sein mag? fragte er den Justizrath anblickend.

— Es sind jetzt vier Wochen, seit er abgegangen ist.

— Wohl möglich, Herr van Zuiden, wohl möglich, sogar wahrscheinlich!

Der Stabsarzt erhob sich und sah dem Alten fest in's Gesicht.

— Der Brief ist angekommen, sagte er langsam, aber bestimmt.

— Ist Harry hier? rief van Zuiden aufspringend.

Der Stabsarzt drückte ihn sanft auf seinen Sessel nieder.

— Unmöglich, antwortete er, nach vier Wochen.

— Aber welche Nachricht ist da, ein Brief . . .

Eine Depesche! antwortete der Justizrath, und legte die Depesche auf's Büreau.

— Eine Depesche aus Amerika? rief van Zuiden. Bei Gott! ich lese Harry Stendal. Was steht darin, es flimmert mir vor den Augen.

Der Stabsarzt las:

— Unschätzbaren Brief empfangen. Umarme Vater, beweine Sabrand, reise mit nächstem Steamer.

— Gelobt sei Gott! rief van Zuiden. Herr! erhalte mich bis zum Tage seiner Ankunft!

— Wann ging die Depesche ab?

— Am 26. August, also gestern, war die Antwort.

— Durch das Meer, durch den Ocean, durch die Wellen! rief van Zuiden, erregt auf- und abgehend. — Mensch! Wie mächtig bist du geworden, du hast die Elemente gebändigt und sie dir unterthan gemacht, das flüchtige Dampfroß durchmißt die Länder vom rauhen Norden zu dem glühenden Süden, es durchsaust die Oceane und verbindet die Welttheile. Das Wort, mit Gedankenschnelle trägt es der Funke durch tausende von Meilen, und die Luft durchschifft sein kühner Geist. Sein kühner Geist?! Ein Funke deines Geistes, Allmächtiger,

mit welchem du einige Wenige deiner Creaturen erleuchtet hast. — Und ich — was bin ich: ein Nichts, ein gebrechlicher Greis, an seines Lebens Abende. Herr Doctor! Freund! Mann! erhalten Sie mich noch eine kurze Zeit, daß ich ihn sehen und umarmen kann!

In dieser exaltirten Stimmung durchmaß er das Zimmer mit langen Schritten, bald dem Doctor, bald dem Justizrath die Hand reichend.

Der Stabsarzt nahm alsdann das Wort:

— Verehrter Herr, wir kamen hierher, um Ihnen eine Freude, nicht aber um Sie wieder krank zu machen. Sie wissen, daß Ihr Sohn in diesem Augenblick vielleicht schon am Bord ist. Halten Sie sich ruhig, regen Sie sich nicht unnütz auf und es wird Alles gut werden. Mein Regiment geht in 14 Tagen nach Berlin zurück. Sie können denken, wie sehr auch ich nach dreimonatlicher Abwesenheit mich nach den Meinigen und Jene sich nach mir sehnen, indeß bleibe ich noch diese vier Wochen hier, nur um Ihren Herrn Sohn kennen zu lernen. Also hoffen Sie auf Gott und erhalten Sie sich selbst. Es wird nichts, was an uns liegt, verabsäumt werden. Leben Sie wohl!

Die beiden Herren empfahlen sich. Der Justizrath ging eine Treppe höher in sein Büreau, der Stabsarzt eilte zu seinen Kranken. Der alte van Zuiden saß noch immer in derselben Stellung mit der Depesche in der Hand da, und erst als Julia, welche von einem Spaziergang zurückkam, in's Zimmer trat, brach er in Thränen aus, während Julia mit bebender Stimme las:

— Umarme Vater, beweine Sabrand.

Der siebenundzwanzigste August ging glücklich vorüber, die Tage wechselten sich in ihrer Einförmigkeit wenig von einander ab, das Befinden des Onkels wurde täglich zufriedenstellender, Wendel und der Stabsarzt kamen fast täglich, um nach ihm zu sehen.

Die preußischen Truppen hatten allmählich ihre Quartiere verlassen, nachdem am dreiundzwanzigsten August der Frieden zwischen Preußen und Oesterreich von den diplomatischen Vertretern beider Mächte zu Prag abgeschlossen war. Täglich zogen die Preußen compagnieweise, begleitet von der Prager Jugend, unter klingendem Spiele zum Thor hinaus, und anfangs September sah es in Prag wieder so ruhig und friedlich wie vordem aus.

So vergingen die Tage einförmig, das Laub welkte dahin und ein ziemlich rauher Herbst folgte dem an Thaten abwechslungsreichen Sommer.

V.

Am ersten October desselben Jahres hielt vor einem der ersten Gasthäuser Prags, dem Wiener Hof, ein Wagen. Die Diener trugen zwei schwere Koffer in den Hausflur.

— Haben Sie ein Zimmer für diese Nacht? fragte der ankommende Fremde in fremdklingendem Accent.

— Zu Euer Gnaden Befehl, antwortete dienstfertig der Oberkellner und half dem Fremden aus dem Wagen.

— So führen Sie mich schnell dorthin, ich bin sehr pressirt!

Im Zimmer angekommen, machte der junge Mann schnell Toilette, frisirte sich mit besonderer Aufmerksamkeit, und indem er eine Photographie aus seinem Portefeuille nahm und mit Extase zu betrachten schien, rief er aus:

— Endlich! Endlich! Er wandte sich hierauf an den Kellner:

— Kennen Sie die Wohnung eines Herrn Leopold van Zuiden?

— Gewiß, Euer Gnaden! Sehen Euer Gnaden nur dort schräg hinüber, dies große Haus, dort wohnt der Herr van Zuiden.

Der Fremde athmete hoch auf.

— Ich danke Euch, sagte er, dem Kellner ein Trinkgeld gebend, und schritt eilig nach der Richtung des Hauses hin. Nach einigen Minuten kam er jedoch wieder zurück.

— Ich Dummkopf! rief er ärgerlich aus, soll ja erst zum Advocaten!

Er ließ sich wiederum sein Zimmer und in demselben seinen Koffer öffnen, nahm das Portefeuille heraus und las mit halblauter Stimme vor sich hin: Advocat Grimm.

— Wo wohnt — rief er ungeduldig dem Kellner zu — der Advocat Grimm?

— Euer Gnaden, war die Antwort, haben nicht weit zu gehen. Der Herr Justizrath Grimm wohnen im selben Hause als Herr van Zuiden. Der Herr Justizrath bewohnen den zweiten Stock.

— Ich danke, rief der Fremde und eilte von dannen.

Der Oberkellner hielt ihn einen Moment mit der stereotypen Frage zurück:

— Werden der Herr an der table d'hôte speisen?

— Zum Teufel mit Ihrer table d'hôte, lassen Sie mich in Frieden.

Jedoch der unerbittliche Kellner fuhr fort:

— Dürfte ich den Herrn bitten, seinen Namen in's Fremdenbuch einzuschreiben? Das Gesetz, die Obrigkeit . . . . . .

— Lassen Sie mich mit Ihren Gesetzen in Frieden, rief der Fremde ärgerlich. Sie sehen, ich habe Eile, schreiben Sie in

Ihr Fremdenbuch Mr. Harry Stendal aus Washington, und damit warf er ihm seine Visitenkarte zu.

Schnellen, festen Schrittes ging er über den Straßendamm, und nach einigen Minuten stand er vor seinem Vaterhause.

Harry Stendal war angekommen. Wohl pochte dem jungen Mann das Herz zum Springen, wohl blickte er neugierig und gedankenvoll das Haus an, in welchem er, nachdem er fünfundzwanzig Jahre lang als Waise in der Welt umhergeirrt, einen Vater, eine Schwester, eine Heimath finden sollte. Erwartete man ihn? War seine Depesche angekommen? Alle diese Gedanken bemächtigten sich seiner, als er in das breite Portal des van Zuiden'schen Hauses trat.

Der Portier, welcher seine Unschlüssigkeit bemerkte, näherte sich ihn mit der Frage:

— Wünschen Euer Gnaden in das Büreau oder in die Wohnung des Herrn van Zuiden?

— Ich wünschte zum Justizrath Grimm, antwortete Harry.

— Im zweiten Stock, rechts, war die Antwort.

Harry ging die breite Treppe langsam hinauf. Eine jede Stufe führte ihn seinem Glücke näher. Die Aufregung bemächtigte sich seiner dergestalt, daß er sich die Stirn mit dem Taschentuch trocknen mußte. So hatte er die erste Etage erreicht und als er sich eben anschickte, die zweite zu ersteigen, ging neben ihm eine Thür auf, aus welcher ein junger Mann trat, welchem ein schönes, blühendes junges Mädchen die Worte zurief:

— Leben Sie wohl, Oswald, lassen Sie doch Frau von Sabrand mittheilen, daß ich sie bitten lasse, heute mit uns zu speisen. Miß Pynes ist nach Wien auf einige Tage verreist und ich möchte nicht gern allein mit dem Onkel bleiben.

Oswald ging die Treppe hinab. Harry klomm die zweite Stiege langsam athemholend hinauf. Endlich stand er vor einer Thür. An derselben steckte eine Visitenkarte:

Oswald Rey

Harry wandte sich einige Schritte weiter. Dort war ein schwarz marmornes kleines Schild, und in dasselbe mit Goldbuchstaben eingeschnitten:

Dr. Julius Grimm
Justizrath

Noch einmal lüftete er den Hut, und mit Hülfe eines kleinen Taschenspiegels ordnete er sein in Schweiß gebadetes Haupt, dann klopfte er entschlossen an.

— Herein! tönte es von Innen.

Harry trat festen Schrittes ein. Das Zimmer, worin er sich befand, war eine Schreiberstube, in welcher, um einen großen Tisch, etwa zehn Herren emsig mit Schreiben beschäftigt waren.

Keiner hielt es der Mühe werth, dem Eintretenden Aufmerksamkeit zu schenken, noch ihn zum Sitzen aufzufordern, bis Harry einen der Schreiber ziemlich barsch fragte:

— Ist Mister Grimm nicht zu sprechen?

— Er ist mit einer wichtigen Arbeit beschäftigt, welche noch heute Nachmittag vollendet sein muß. Bemühen Sie sich gefälligst morgen wieder hierher.

Harry, welcher keineswegs von diesem Bescheide erbaut war, nahm unwillig sein Portefeuille aus der Tasche, gab einem jungen Mann seine Karte und sagte zu ihm:

— Geben Sie gefälligst dem Justizrath meine Karte, und wenn er mich dann nicht empfängt, werde ich morgen wiederkommen. —

Ziemlich unangenehm von dem Auftreten des Fremden berührt, welcher sich anmaßte, hier Befehle zu geben, ging Jener achselzuckend an ihm vorüber und warf die Karte durch ein mit dem Nebenzimmer correspondirendes Fenster auf das Büreau des Justizraths. Zwei Secunden darauf stand der Justizrath mit hochrothem Gesicht in der Thür und rief:

— Wo ist Herr Stendal, wo ist der Herr? Dann eilte er auf den jungen Mann zu, reichte ihn beide Hände und rief:

— Seien Sie mir tausendmal willkommen, lieber, bester Freund, waren Sie schon unten?

— Nein, Herr Advokat, antwortete Harry, Ihrer Weisung zufolge, habe ich mich bei Ihnen zuerst vorgestellt.

— Seien Sie mir nochmals herzlich willkommen, treten Sie näher, junger Mann! Damit zog er ihn in sein Privat-Cabinet.

Die Schreiber sahen sich kopfschüttelnd an. So etwas war ihnen bei ihrem Chef noch nicht vorgekommen. Sie tuschelten

sich in die Ohren und fragten den Schreiber, welcher die Karte hineingeworfen, nach dem Namen des Herrn, welcher mindestens ein Fürst oder Sohn eines regierenden Hauses sein mußte. Derselbe hatte aber es nicht für nöthig gehalten, die Karte näher zu betrachten und blieb die Antwort schuldig.

Der Justizrath aber hatte den jungen Mann in sein Zimmer geführt, ließ ihn sich hinsetzen und betrachtete ihn wie ein Wesen aus der anderen Welt. Harry hatte eine große Figur, starke, markige Glieder und einen interessanten Kopf. Ueber einer hochgewölbten Stirn lagen in ungescheiteltem Durcheinander kohlschwarze Locken. Eine leicht gebogene Nase, ein kleiner, wohlgepflegter Schnurrbart, sowie ein feingeschnittener Mund, um welchen markirte, von Entschlossenheit zeugende Züge schwebten, vollendeten den interessanten Kopf. Lebhafte, schwarze Augen, weiße Zähne, kleine Ohren vervollständigten das angenehme Ensemble.

Der junge Mann trug Flor um den Hut und den rechten Arm. Der Justizrath war von dem angenehmen Eindruck des Fremden gänzlich eingenommen.

— Wann sind Sie angekommen?

— Vor etwa einer halben Stunde.

Grimm reichte ihm nochmals die Hand, dann sagte er:

— Erlauben Sie mir, junger Freund, Ihnen den Grund, weshalb ich Ihr Erscheinen zuerst bei mir für nothwendig erachtete, mitzutheilen. Ihr Herr Vater hatte, als er Ihnen schrieb, eine gefahrvolle Krankheit überstanden, ja die Aerzte haben sogar stark daran gezweifelt, daß Sie ihn noch am Leben treffen würden. Gottlob, es ist anders gekommen. Ihr plötzliches Erscheinen könnte sehr schädlich auf ihn einwirken. Erlauben Sie

mir in Folge dessen mit Ihnen zu seinem Arzte resp. Aerzten zu fahren und die nun geeigneten Schritte zu erwägen. —

Harry billigte vollständig das Verfahren des Justizraths und antwortete:

— Ich füge mich vollständig in Ihre Bestimmungen und heiße alle Ihre Schritte schon im Voraus gut!

— Nun dann, an's Werk! junger Mann, kommen Sie. — Er nahm Harry unter den Arm und führte ihn in die Schreiberstube. Dort angekommen, sagte er zu einem der Schreiber:

— In der Feltenschen Sache kann ich heute nichts mehr thun. Lassen Sie den Termin auf morgen verlegen, da ich anderweitig in Anspruch genommen bin.

— Aber, Herr Justizrath! entgegnete der Assessor, diese Angelegenheit läßt sich nicht mehr vertagen, die Parteien werden in einer Stunde hier sein. Morgen früh erlischt der letzte Termin!

— So lesen Sie den Parteien den Vergleich, soweit als ich ihn gearbeitet, vor und sagen Sie ihnen, wie ich die letzten Paragraphen aufnehmen will. Wollen die Herren sich damit bescheiden und unterzeichnen, so werde ich die Nacht zur Beendigung der Sache benutzen und morgen früh um sieben Uhr einem Jeden der Herren die Copie schicken. Sind die Herren damit nicht einverstanden, so werde ich die Kosten tragen und mögen sie sich zu einem meiner Collegen bemühen. Ich bin heut für Niemand mehr zu sprechen. Kommen sie, junger Mann, sagte er zu Harry, wir haben Eile, und damit gingen sie aus der Thür.

Die Schreiber sahen sich mit langen Gesichtern an. Was sollte das vorstellen? Der Justizrath war der pflichttreueste Anwalt seiner Mandanten und ließ nun eine Angelegenheit im

Stich, deren rücksichtslose Behandlung sein ganzes Renommée auf das Spiel setzen konnte.

— Der Justizrath wird doch nicht auf seine alten Tage heirathen wollen? bemerkte ein Schreiber, indem er lächelnd an seiner Gänsefeder kaute.

— Wer weiß? entgegnete ein Anderer. Er steckt fast täglich unten bei van Zuiden's. Der Alte soll krank sein, und das Fräulein ist ein fetter Bissen.

— Daran ist ja gar nicht zu denken, bemerkte ein Dritter, das Fräulein ist ja, so zu sagen, die Verlobte unseres Nachbars Oswald Rey.

— Hat dieser Mann eine Carriere gemacht, das ist ja colossal! Der steht sich ja jetzt auf über 10,000 Gulden das Jahr, und was war er? — Nichts, gar Nichts, oder wenigstens nicht mehr als wir. Und dabei haben diese Buchhalter im Bankgeschäft fast gar nichts zu thun. Die Herren kommen um 9 Uhr und gehen um 5 und dann, juchhe auf und davon! während wir von morgens bis in die Nacht hinein schreiben müssen, daß uns der Schweiß von der Stirne läuft, und es im besten Falle auf 2 Gulden per Tag bringen können!

Der erste Schreiber kaute immer mißmuthiger an seiner Feder und seufzte, dann setzte er in stiller Ergebung seine Arbeit fort.

Grimm und Harry waren inzwischen die Treppe hinuntergegangen. In demselben Augenblick fuhr der Wagen des Doctor Wendel vor. Der Justizrath eilte an den Schlag und flüsterte Wendel einige Worte in's Ohr.

— Wo?! rief der Doctor.

— Hier, antwortete Grimm, doch keine Scene auf der Straße, lassen Sie uns alle Drei zum Stabsarzt fahren und unsern Feldzugsplan berathen.

Die drei Herren stiegen in den Wagen und nach einigen Minuten traten sie beim Stabsarzt ein.

Derselbe ruhte behaglich auf einem Sopha. Seine dienstlichen Beschäftigungen fesselten ihn jetzt nicht mehr, da die Preußen längst abmarschirt waren. Er wartete buchstäblich auf Harry. — Kaum hatte er sich den Schlaf aus den Augen gerieben, als er im Augenblicke Herr der Situation war. Ein junger Mann mit dem Justizrath und Wendel, wer konnte dies anders sein als der Erwartete? Er eilte ihm entgegen und reichte ihm die Hand, dann sagte er:

— Wenn Sie Harry Stendal sind, so begrüße ich Sie als doppelter Freund. Als Freund Ihres Papas, den dieser College dort vom Tode gerettet hat, und als Freund des seligen Herrn von Sabrand. Sein letztes Wort galt Ihnen, junger Mann. Ich war sein Arzt und habe ihn nicht retten können. Da wir hier unter Vertrauensmännern sind, verhehle ich Ihnen nicht, daß, wenn er Ihren Namen nicht ausgesprochen hätte, er jedenfalls heute noch am Leben wäre. Er hat Ihre Wiedergeburt mit seinem Tode erkauft, er ist nicht für sein Vaterland, sondern für seinen Freund gestorben. Ohne Sie zu kennen, mein Herr, achte ich Sie hoch, wenn Sie der Freund eines so edlen Menschen gewesen sind.

Harry hörte diese Anrede mit erbleichendem Gesicht an, dann rief er aus:

— Unbegreiflich, unfaßbar! Ich kann immer noch keinen Zusammenhang in alles Dies hineinbringen. Weshalb war das Aussprechen meines Namens sein Todesurtheil?!

— Nichts, entgegnete der Stabsarzt, worüber Sie sich Vorwürfe zu machen hätten. Sie werden dies Alles noch erfahren. Jetzt berathen wir über Ihr Erscheinen.

Der Justizrath war der Ansicht, daß Herr van Zuiden durch die Aerzte erst vorbereitet werden müsse und daß alsdann der junge Mann erscheinen sollte. Wendel stimmte dieser Ansicht vollkommen bei, jedoch der Stabsarzt erklärte, er habe schon lange die Zeit benutzt, über einen geeigneten Plan nachzudenken. Es trifft sich herrlich, daß augenblicklich gerade die Visitenstunde des Doctor Wendel sei, derselbe soll hinfahren. Er, der Stabsarzt, würde zufällig auch seinen Besuch machen, dann soll nach einigen Minuten Harry nach dem Stabsarzt fragen. Sein weiteres Verhalten würde er ihm während der Hinfahrt mittheilen.

— Und nun, so schloß er, eilen wir meine Herren, jeder Augenblick ist gewonnen. —

Die Herren fuhren zusammen nach van Zuiden's Haus. Einige Häuser vorher ließ der Stabsarzt halten und Harry stieg der Verabredung nach aus. Wendel, der Stabsarzt und Grimm gingen zu van Zuiden. Derselbe war ebenso überrascht als erfreut durch den Besuch der drei Herren, welche vorgaben, sich vor dem Hause getroffen zu haben.

Julia nöthigte die Herren in den Saal, woselbst gerade das Diner aufgetragen wurde. Um einen runden Tisch saßen Herr van Zuiden, neben ihm Frau von Sabrand und gegenüber Julia. van Zuiden sagte alsdann:

— Meine Herren, wie Sie sehen, lasse ich mich durchaus nicht durch Ihren Besuch stören, denn erstens sind Sie mir viel zu viel Freund, als daß Sie die Regelmäßigkeit meiner Mahlzeit derangiren, zweitens erwarte ich von Ihrer Liebenswürdigkeit, daß Sie mit uns speisen. — Thut nichts, mein Kind, sagte er zu Julia, welche blaß und verlegen wurde, die Herren werden mit dem vorlieb nehmen, was es giebt; übrigens sollte ja Oswald noch heut mit uns speisen, also, meine Herren, wir sind vorbereitet!

Der Justizrath dankte abermals, indem er versicherte, bereits nach Tische zu sein, der Stabsarzt nahm es dankend an. Wendel sagte, er würde gern ein Glas Wein mit trinken, seine Mittagszeit sei erst um sechs Uhr Abends.

Das Mittagsmahl begann also und Julia machte die Honneurs der Tafel auf die graziöseste Weise.

— Siehst Du mein Kind! sagte der Alte, den Herren ein Glas Burgunder einschenkend, Du fürchtetest, wir würden Mittags allein sein, aber wenn man so gute Freunde, wie wir, hat, so kann man sich immerhin auf einige Personen mehr einrichten. Man war sehr redselig bei Tisch, und selbst Frau von Sabrand betheiligte sich lebhaft an der Unterhaltung.

— Wie bekommt Ihnen denn das Rentierleben? bester Stabsarzt, fragte van Zuiden scherzend.

— Recht gut, namentlich wenn man Ferien so nöthig hat als ich. Ich habe die letzten Monate Tag und Nacht gearbeitet und sehe in Berlin wieder sehr viel Beschäftigung entgegen. Aber ich weiß mir die Zeit gut einzutheilen. Vormittags betrachte ich die vielen Sehenswürdigkeiten Prags, mache täglich Besuche bei guten Bekannten und Abends arbeite ich an einem kleinen medicinischen Resumé über diesen Feldzug. Es giebt noch vieles Un-

praktische in unserm Lazarethwesen und da müssen Verbesserungen getroffen werden.

— Gebe Gott — fiel Frau von Sabrand ein, daß wir recht lange von der Praxis Ihrer Neuerungen verschont bleiben möchten!

— Wer weiß — sagte der Justizrath. Die französischen Zeitungen nehmen einen sonderbaren Ton an, Preußens Stellung als Chef des norddeutschen Bundes scheint den Franzosen ein Dorn im Auge. Ich für mein Theil glaube, sie werden jetzt mehr Respect vor Preußen bekommen.

— Gewiß! sagte Wendel, bedenken Sie, daß Italien ebenfalls Preußens Bundesgenossin ist.

— Und ich versichere Sie, fügte der Stabsarzt hinzu, daß unsere Heeresorganisation eine solche ist, daß wir im Stande wären, heute schon wieder Front gegen Frankreich zu machen.

— Vergessen Sie nicht, unterbrach van Zuiden den Vorredner, daß die Integrität Sachsens ein diplomatischer Schachzug Frankreichs ist und das Gegengewicht für Preußen bildet. Das war wieder ein Meisterstreich Napoleons.

Der Justizrath wollte soeben erwidern, als ein Diener dem Stabsarzt Etwas in's Ohr sagte. Dieser sprang vom Tische und sagte zu van Zuiden:

— Entschuldigen Sie, bester Freund, wenn ich Sie verlassen muß.

— Vermuthlich ein Patient, der nach Ihnen verlangt?

— Nein! ein Neffe aus Berlin, welcher soeben eingetroffen ist, und dem man zu Haus, wo ich zurückgelassen, daß ich mich hierher begeben, gesagt, wo ich anzutreffen sei.

— Stabsarzt! antwortete van Zuiden, ich sähe mit Bedauern, wenn Sie uns verließen, der Herr ist augenblicklich in meiner Wohnung. Erlauben Sie mir, so viel Holländer hier zu sein, dem Herrn meine Gastfreundschaft anzubieten.

Alle Anwesenden stimmten der Rede des Herrn van Zuiden bei.

Der Stabsarzt dankte für so viel Liebenswürdigkeit und entfernte sich nun, seinen angeblichen Neffen zu holen.

Nach einigen Minuten hörte man laut des Stabsarzts Stimme im Vorzimmer.

— Lieber Ludwig, bringst Du mir gute Nachricht von meiner Frau und meinen Kindern aus Berlin?

— Die besten, lautete die Antwort.

Die Thür ging auf und der Stabsarzt führte seinen Neffen, Herrn „Ludwig Born" in den Saal.

van Zuiden erhob sich und sagte zu dem jungen Manne, indem er ihm die Hand reichte, — willkommen, junger Mann, in meinem Hause, les amis de nos amis sont nos amis!

Der Fremde dankte mit artiger Verbeugung.

Der Stabsarzt stellte den jungen Mann den Anwesenden der Reihe nach vor. Frau von Sabrand aus Berlin, Fräulein Julia van Zuiden, Nichte und Tochter des Hauses, Herr Doctor Wendel, Herr Justizrath Grimm.

Die Herren reichten dem jungen Manne die Hand. Julia stellte noch ein Couvert auf den Tisch und sagte zu dem jungen Manne:

— Sie werden mir nicht refusiren, mit uns zu speisen.

— Die Einladung ist zu liebenswürdig und kommt aus zu schönem Munde, antwortete der junge Mann mit galanter Verbeugung, als daß ich sie refusiren könnte.

Er nahm neben Julia Platz.

Nachdem die Unterhaltung wieder allgemein geworden war, sagte van Zuiden:

— Ich bemerke mein Herr, daß Sie in Trauer sind, sollten auch Sie durch den Krieg einen Verwandten verloren haben?

— Leider ja! antwortete der junge Mann mit einem Seufzer, ich habe einen lieben, lieben Freund verloren, und dieser Verlust ist die Veranlassung meines Hierseins, ich bereise den Kriegsschauplatz, um sein Grab zu besuchen!

Frau von Sabrand wandte den Kopf zur Seite und nahm das Taschentuch vor die Augen. van Zuiden, der es bemerkte, deutete mit stummer Geberde auf dieselbe und sagte:

— Sprechen wir von heiteren Dingen, und schenkte Wein in die halb geleerten Gläser.

Der junge Mann nahm das Glas zur Hand und erhob sich.

— So erlauben Sie mir, sagte er, indem er möglichst den fremdartigen Accent seiner Stimme zu verbergen suchte, dies Glas auf das Wohl der Anwesenden zu leeren. Auf das Wohl des gastlichen Hausherrn, dem der Himmel Freude und Glück in langem Alter schenken, auf das Wohl meiner Nachbarin, welche durch ihre Grazie und Liebenswürdigkeit die Fee des Hauses bleiben, auf das Wohl der trauernden Dame, welche der Himmel Trost für ihre Schmerzen senden, auf das Wohl dieser drei Herren, welche Glück im eigenen Hause finden und durch ihre Gegenwart diese Räume mit ihrem freundschaftlichen, ärztlichen und juristischen Beistand erfreuen mögen. Alle Freunde dieses Hauses leben hoch!

Er hat mit solcher Wärme gesprochen, daß die Anwesenden lebhaft in das Hoch einstimmten und mit ihm und Herrn van

Zuiden anstießen. Letzterer jedoch schüttelte dem jungen Manne die Hand, und indem er ihm herzlich für den Toast dankte, erhob er sich nicht ohne Mühe, nahm das volle Glas zur Hand und sagte mit lauter, wenn auch bebender Stimme:

— Wenn in so herzlicher Weise auf mich, auf mein Haus und meine Umgebung angestoßen wurde, so erlaube ich mir den Toast zu vervollständigen. Auf schwankender Woge des Oceans schaukelt in diesem Augenblick ein Boot, welches von fernem Gestade her der europäischen Küste zusteuert. Dieses Boot birgt für mich einen Schatz, einen unermeßlich hohen Schatz, den höchsten, den ich besitze — meinen Sohn! — Indem ich mein Glas erhebe, erhebt sich mein Herz, steigt mein Gebet hinauf zum Himmel, daß er das Boot glücklich leiten, es im sicheren Port friedlich landen und mir meinen einzigen, geliebten Sohn, meinen Harry in mein Haus, in meine Arme, an mein Herz führen möge. Darauf stoßen Sie mit mir an!

Man stieß herzlich mit dem Alten an, Alle waren durch diese Worte innig bewegt. Julia's Gesicht war in Thränen gebadet. Der junge Mann blickte den Stabsarzt fragend an. Letzterer schüttelte mit dem Kopf. Der alte van Zuiden war sichtlich von seiner eigenen Rede ergriffen und seine Augen blickten mit verklärtem Ausdruck auf das gegenüber hängende Bild Henriettens. Der junge Mann folgte dieser Richtung und bemerkte nun auch das Oelgemälde.

Eine Secunde lang blickte er es prüfend an, dann verließ er seinen Stuhl, stürzte auf das Bild zu, schlug die Hände über den Kopf zusammen, ein Thränenstrom überfluthete seine Wangen, dann fiel er auf die Knie, indem er laut ausrief:

— Mutter, Mutter, geliebte Mutter!

Alle Anwesenden waren von den Stühlen gesprungen. Der alte van Zuiden betrachtete einen Augenblick diesen Auftritt wie ein Traumbild, dann plötzlich blickte er, wie erwachend, um sich und schrie laut auf:

— Barmherziger Gott im Himmel, Harry, mein Kind, mein Sohn!

Schon aber war Harry auf ihn zugeeilt, hatte sich in die Arme seines Vaters geworfen und ruhte an seinem Herzen, an dem vor Liebe jauchzenden Vaterherzen.

Noch immer der Sprache nicht mächtig, blickte van Zuiden den Stabsarzt mit fragendem Blicke an. Jener erwiderte mit Lächeln und Achselzucken:

— Ich konnte ihn nicht länger halten, es war anders verabredet. Aber die Stimme der Natur sprach zu mächtig, an das Bild hatte ich vergessen. Besser aber, es ist so gekommen. Meine Herren, es ist Zeit, daß wir uns zurückziehen, lassen wir Vater und Sohn zusammen. Unsere Kunst ist hier überflüssig. Der richtige Haúsarzt ist eingetroffen. Kommen Sie!

Der Justizrath konnte sich schwer entschließen davonzugehen, diese Scene hatte ihn zu sehr angegriffen. Wendel war ebenfalls sichtlich gerührt.

Als van Zuiden bemerkte, daß die Herren sich entfernen wollten, eilte er auf den Stabsarzt zu.

— Wo denken Sie hin, alter Freund, rief er vorwurfsvoll, Sie haben mir ihn gebracht und wollen mich nun verlassen, sich nicht mit mir freuen? und damit fiel er wieder Harry um den Hals.

Die Herren blieben. Jetzt näherte sich Harry der Frau von Sabrand, die ihrer Rührung nicht mächtig, aus dem Saale gegangen war.

— Verehrte Frau! sagte er, indem er ihr die Hand küßte, wenn ich Ihnen erst sagte, daß ich das Grab eines lieben Freundes hier zu besuchen kam, so gehörte dies nicht zu der erst gespielten Comödie. Der unvergeßliche Freund, dessen Trauer ich trage, den ich wie einen Bruder liebte und dessen Andenken mir unvergeßlich sein wird, ist Ihr Sohn. — Wie ich erst von den Herren hörte, ist er hier begraben. Sein Grabmal wird meine tägliche Wallfahrt sein, sein Bild mir stets im Herzen bleiben!

Frau von Sabrand drückte ihre Lippen auf Harry's Stirn.

— Junger Mann! sagte sie mit schluchzender Stimme, meine Dankbarkeit für Sie wird nur mit meinem Leben endigen. Sie waren es, welcher fern von der Heimath dem Fremdling Ihr Haus geöffnet, seine Wunden geheilt, seine Schmerzen gestillt haben. Mein Sohn hat bis zu seinem Tode von Ihnen gesprochen und sterbend mir aufgetragen, Ihnen seinen Degen, das höchste Gut, das er besessen, zu übergeben.

Dies sagend, überreichte sie Harry den Degen, welchen sie aus dem andern Zimmer geholt hatte.

Harry küßte den Degengriff, und indem er ihn einige Augenblicke schweigend betrachtete, zog er die Klinge aus der Scheide und sprach:

— Theurer Begleiter meines dahingeschiedenen Freundes, heiliges Andenken hingebender Bruderliebe, unschätzbares Kleinod für die ferne Zukunft. Dieses Schwert soll das feurige Schwert sein, welches mein Paradies, mein neues Haus schützen soll, dieser Stahl soll bis in fernste Zeiten mir das Symbol der Treue,

der Freundschaft sein. Diese Klinge soll nur dann entblößt werden, wenn es gilt, die mir werth, lieb und theuer sind, zu vertheidigen, und wie sie selbst die unablösliche Begleiterin des Dahingeschiedenen gewesen, wird sie mir stets zur Seite sein, um die Mutter des Verewigten zu schützen!

Alle Anwesenden hatten diese aus warmem Herzen kommende Rede mit Beifall begrüßt. Der Vater saß mit verklärtem Gesicht auf seinem Stuhle und schien leise zu beten. Nun näherte sich auch Julia dem jungen Mann, reichte demselben beide Hände und hieß ihn ebenfalls herzlich willkommen.

— Wie haben Sie es denn möglich gemacht, Herr Harry, diese Comödie mit dem Stabsarzt zu verabreden?

Der Alte stimmte in dieselbe Frage ein. Nun erst eröffnete der Justizrath, daß auf Wunsch des Arztes unter des Vaters Brief an Harry geschrieben wurde, daß er sich zunächst bei ihm vorstellen solle.

— Bedenken Sie, setzte der Stabsarzt hinzu, was ein jähes Erscheinen Ihres Sohnes für einen Eindruck auf Sie gemacht hätte!

Ein Diener meldete, daß der Café servirt sei. Die Tafel wurde aufgehoben und die kleine Gesellschaft gruppirte sich theils auf das Sopha, theils auf Fauteuils.

Nun mußte Harry von seiner Reise erzählen, welche keine ganz ruhige gewesen war. Heftige Stürme hatten die Fahrt um zwei Tage verlängert.

Vor etwa vier Tagen kam ich in London an, woselbst ich eine Nacht geblieben, dann fuhr ich über Paris und Berlin hierher, stieg im Hôtel zum Wiener Hof ab und begab mich sogleich zum Herrn Justizrath Grimm.

— Wie wird Miß Pynes bedauern, gerade jetzt abwesend zu sein, sagte Julia zum Stabsarzt, sie, die mich nie verlassen hat. Papa! darf ich Herrn Oswald rufen lassen?

— Gewiß, mein Kind! gewiß, daran hättest Du schon früher denken sollen. Nun, mein geliebter Sohn, bevor Du mir Deine Erlebnisse in den vergangenen Jahren, die uns trennten, erzählst, beantworte mir Eins: Was triebst Du in Washington, womit beschäftigtest Du Dich drüben, welcher Beruf hat Dich ernährt?

— Ich, antwortete Harry, — ja — aber — hat Dir denn Sabrand dies nicht erzählt?

— Nein! antwortete der Vater, als ich ihn befragen wollte, war es zu spät, und der Arzt hatte mir jedes Reden mit ihm untersagt. Außerdem genügte es mir ja zu wissen, daß Du lebst und existirtest. Alles Uebrige war für mich Nebensache.

VI.

— Nun denn, begann Harry, ich bin in Washington Chef des Hauses Harry Stendal u. Co. Meine Reisen, bevor ich nach Washington gelangte, sowie meine Bekanntschaften mit den meisten amerikanischen Plätzen, wie mit den geeignetsten Expeditionsmitteln haben mir den eigentlichen Fonds zu meinem Etablissement gewährt, denn ich muß Dir sagen, daß ich in den verschiedenartigsten Geschäftszweigen so ziemlich zu Hause bin. Als meine gute Mutter nach meinem eben vollendeten zehnten Jahre starb und wir sie begraben hatten, trieb ich mich am Hafen umher, ohne eigentlich zu wissen, was aus mir werden sollte. Mein Vater sollte, nach den Erzählungen meiner guten Mutter, längst gestorben sein und außer einem Herrn, bei welchem ich für die Mutter öfters Geld holte, kannte ich Niemand. Die Schule hatte ich etwa vier Jahre lang besucht, in den Anfangsgründen hatte mich die Mutter selbst unterrichtet. So trieb ich mich am Hafen umher und mein ganzes Augenmerk war auf einen Dampfer gerichtet, welcher Nachmittags nach Buenos-Ayres abgehen sollte. Die Fracht- und Güterladungen wurden per Brücke eingetrieben, das Schiffsvolk arbeitete und hatte alle Hände voll zu thun. Da dachte ich, der zehnjährige Knabe an meine

Zukunft. Hinter mir lag die Gewißheit, auf Gottes weiter Welt in Amsterdam allein dazustehen, vor mir jedoch die Ungewißheit, die weite, weite Welt. Und je länger ich den rauchenden Schornstein, die schwankenden Wellen und das lustige Schiffsvolk betrachtete, desto mehr zog es mich unwiderstehlich hinab. Ich lief die Schiffsbrücke hinunter und wandte mich an einen Matrosen mit der Frage, wohin das Schiff ginge?

— Nach Buenos-Ayres, war die Antwort.

— Kann ich nicht mit? fragte ich schüchtern.

Der Matrose sah mich lächelnd an.

— Je nun, sagte er, frage den Capitain, und damit arbeitete er weiter.

Ich wartete lange am Bord auf den Capitain. Derselbe kam erst eine Stunde vor Abgang des Bootes. In der Befürchtung von irgend einem Schulkameraden gesehen und erkannt zu werden, verbarg ich mich so gut es ging hinter einem Ballen. Endlich kam Herr Tellessin, so hieß der Capitain. Als ich meinen Wunsch vorgetragen und ihn versicherte, daß ich eine Waise sei, streichelte er mir freundlich in's Gesicht, dann sagte er:

— Wenn Du tüchtig arbeiten willst, so bin ich's zufrieden.

Niemand war glücklicher als ich. Ich fühlte mich frei, und als die Anker gelichtet wurden und das Dampfboot durch die sausenden Wellen dahin glitt, da rief mir eine innere Stimme zu: „Vorwärts, Harry! Du eilst Deinem Glücke entgegen." Und so kam es. Ich mußte in der ersten Zeit die schwierigsten körperlichen Arbeiten verrichten. Die Seekrankheit ergriff mich zum Spott des übrigen Schiffsvolks auf die hartnäckigste Weise, aber eine unendliche Kraft und das Bewußtsein „Du mußt" hielten mich aufrecht.

— Ich will, so fuhr er fort, Sie heute nicht mit meinen Erzählungen ermüden. So viel versichere ich Ihnen jedoch, daß ich bis zu meinem vierundzwanzigsten Jahre die verschiedenartigsten Phasen eines Abenteurers durchgemacht habe und meine Erziehung mir selbst und der Welt verdanke. Nachdem ich zehn Jahr zu See gewesen, sodann auf einer Schiffswerft zu Lande gearbeitet hatte, trat ich in ein deutsches Geschäft, welches sich mit Import deutscher und schwedischer Artikel beschäftigte und für welches ich reiste. Auf einer solchen Reise lernte ich einen Franzosen kennen, welcher mit einer Telegraphenleitung beauftragt war. Meinem langen Umgange mit demselben verdanke ich meine Kenntnisse der französischen Sprache. Ich war alsdann eine Zeit lang Ingenieur einer Maschinenfabrik, sodann Corrector einer deutschen Zeitung in New-York. Auf dem Büreau dieses Journals wurde ich dem Chef eines dortigen Bankhauses, Mr. Putey, vorgestellt, der mich auf meinen Wunsch in sein Haus nahm. Dort lernte ich das Bankgeschäft in allen Sphären kennen und blieb bei demselben bis zu meinem Etablissement. Am Tage meiner Niederlassung in Washington besaß ich ein, an Ersparnissen zurückgelegtes Capital von fünfhundert Dollars, eine Riesensumme für mich. Von meinen früheren Reisen kannte ich Plätze, aus welchen die Farbehölzer am billigsten bezogen werden. Zum Transport derselben nach Washington, woselbst der größte amerikanische Markt dafür ist, kam mir meine Bekanntschaft mit der Navigations-Compagnie, in welcher ich selbst thätig gewesen, sehr zu Statten. Meine früheren Chefs, die Herren Putey u. Co. in New-York, kamen mir mit einem nicht unbedeutenden Credit zu Hülfe und so war ich in der Lage, billig mit baarem Gelde die Hölzer zu kaufen, sie billigst nach Washington zu transportiren und sie da-

selbst mit großen Verdiensten losschlagen zu können. Das Geschäft vergrößerte sich von Jahr zu Jahr, so daß ich heut nach achtjährigem Etablissement ein Capital von vierzigtausend Dollars geschaffen habe. Neben der Lucrativität dieses Geschäftes hat es die Annehmlichkeit jeden Augenblick abgewickelt werden zu können, da ich nie Etwas am Lager halte, und wenn ich Nichts einkaufe, vollständig glatt bin. Die Waaren werden auf den Doggs am Hafen verkauft, so daß ich nur ein kleines Comptoir in meiner Wohnung zu halten brauche, welche Euch wohl der selige Sabrand näher beschrieben hat. So war ich im Stande, schloß Harry, zwei Tage nach Empfang Eurer Depesche aufzubrechen, ohne daß das Mindeste vernachlässigt worden ist. Eine gegebene Ankaufsordre habe ich telegraphisch annullirt, habe meinem Geschäftsführer die nöthigen Ordres für die kommenden Monate, welche ich vielleicht in Europa zu bleiben gedenke, übergeben et me voilà! —

Man war mit gespanntester Aufmerksamkeit dieser, in kurzen Abrissen gegebenen Erzählung gefolgt. Der Alte hatte manchmal mit dem Kopf geschüttelt, zeitweise gelächelt und bei einigen Worten Zeichen des Erstaunens gegeben.

— Ja, das ist mein Blut, ganz mein Blut! fügte er öfters, vor sich hinredend, hinzu.

Julia lauschte den Mittheilungen dieser abenteuerlichen Irrfahrten wie Desdemona den Reisen des Othello, und als Harry geendigt hatte, war es ihr, als erwachte sie aus einem Traume.

Die Herren brachen jetzt auf einen Wink des Stabsarztes auf und versprachen am nächsten Morgen wieder zu kommen. van Zuiden ließ sie gewähren und warf dem Stabsarzte statt aller Worte einen vielsagenden, zum Himmel erhobenen Blick zu.

— Wo bleibt Oswald in aller Welt? fragte er plötzlich.

Niemand antwortete.

— Beste Julia! schicke doch in's Büreau hinunter und lasse Herrn Rey heraufbitten.

Julia ging in's Nebenzimmer, um einen Diener zu beauftragen. van Zuiden benutzte diesen Augenblick, um sich zu Harry hinüber zu beugen, und fragte ihn:

— Wie gefällt Dir Deine Cousine?

— Vorzüglich, Papa! antwortete Harry, eine aufblühende Rose, sie hat die Schönheit einer Deutschen und die Grazie einer Französin.

— Und die Seele eines Engels, fügte Frau von Sabrand hinzu, ich liebe sie wie meine eigene Tochter!

Harry hatte nunmehr eine Promenade durch den Saal begonnen und betrachtete die Gemälde, Meisterstücke der holländischen und rheinischen Schule, mit Kennerblick. An dem Bilde seiner Mutter verweilte er einige Augenblicke und bedeckte seine Augen mit dem Taschentuche, dann öffnete er den Flügel und nach einem kurzen Präludium intonirte er den Priesterchor aus Meyerbeer's „Africaine“.

Julia trat überrascht in's Zimmer.

— Sie spielen Clavier? Herr Harry!

— Ein wenig, wie Sie hören, Fräulein Julia, ich erlernte es eigentlich nie recht, aber ich habe außerordentlich viel Gehör.

— Wie reizend, Papa! rief sie, indem sie sich an ihren Onkel wandte, jetzt können wir à quatre mains spielen, ohne daß ich mich erst in Miß Pynes Launen fügen muß.

Harry hatte aufgehört und die Anwesenden klatschten in die Hände.

Frau von Sabrand fragte sodann:

— Hatte mein Sohn öfters bei Ihnen gespielt?

— O ja! antwortete Harry, noch kurz vor seiner Abreise spielten wir die C-moll-Sinfonie von Beethoven. Er spielte recht gut.

Den Uebergang zu traurigen Reminiscenzen unterbrach das plötzliche Eintreten Oswald's. Er sah sich rings im Saale um und seine Blicke hafteten endlich auf Harry. Diesem ging er freudig entgegen und reichte ihm die Hand.

— Soeben hörte ich von Ihrer Ankunft und bin glücklich, den Sohn meines verehrten Chefs in seinem Hause begrüßen zu können.

— Mit wem habe ich die Ehre? fragte Harry zu den Umstehenden gewendet.

Julia hatte sich abgewandt, Frau von Sabrand nahm das Taschentuch von den Augen und van Zuiden antwortete mit einer gewissen heimlichen Zurückhaltung:

— Dieser junge Mann, Herr Oswald Rey, ist seit zehn Jahren in meinem Geschäfte und Hause. In beiden Sphären hat er sich meiner und unser Aller Achtung durch seine Tüchtigkeit und Liebenswürdigkeit erworben. Herr Oswald ist seit drei Jahren, wo ich mich vom Geschäft zurückgezogen habe, Procurist und Interessé des Hauses, und ich bin überzeugt, lieber Harry, daß Ihr Freunde werden werdet.

— Nach dieser Empfehlung, geehrter Sir, erwiderte Harry, indem er Oswald die Hand reichte, bin ich bereits der Ihrige, wenn das Interesse, welches Sie dem Hause und seiner Leitung widmen, auch auf die Personen desselben übergegangen, so gehören Sie ja, wie ich meine, auch zu den Unsrigen.

Oswald dankte erröthend für diese Artigkeiten, doch es war nicht zu verkennen, daß Harry's letzte Worte eine eigenthümliche Verlegenheit bei den vier Zuhörenden hervorgebracht hatten. Wie überall, that sich dies durch plötzliches, allgemeines Schweigen kund, welches Keiner unterbrechen zu wollen schien.

Erst als Julia, welche blutroth im Gesicht war, sich erhob und das Clavier öffnete, sagte Harry:

— Es geht ein Engel durch's Zimmer!

Man lächelte ein Wenig über diesen Scherz, dann begann Harry mit Oswald über augenblickliche Geschäfts- und Börsenverhältnisse zu sprechen.

— Sie glauben gar nicht, schloß Harry, welch' eine sichere und lucrative Capitalsanlage die amerikanischen Papiere sind. Die Dividende ist groß und die Garantie der Vollbezahlung läßt denselben unter den jetzigen ruhigen, politischen Verhältnissen das beste Prognosticon stellen.

— Das ist vollkommen meine Ansicht! äußerte Oswald, und ich habe sie oft genug dem Chef mitgetheilt. Nicht wahr? Herr van Zuiden.

Letzterer bestätigte vollkommen Oswald's Rede, und die Unterhaltung wurde über geschäftliche Themata, wobei van Zuiden Gelegenheit hatte, die umfassenden Kenntnisse und die gesunden Ansichten seines Sohnes zu schätzen, weitergeführt. Julia und Frau von Sabrand hatten sich in eine Zimmerecke zurückgezogen und plauderten im Stillen, ohne die Blicke von der Männergruppe abzulenken.

— Er gefällt mir über alle Maßen, sagte Frau von Sabrand. Der arme junge Mann, welche Leiden er in seiner Jugendzeit durchgemacht hat! Er verdiente jetzt in seinem Vater-

hause Alles Glück zu genießen; Julia, wir müßten ihm seine intimsten Wünsche von den Augen ablesen. A propos! ist denn schon ein Zimmer für Herrn Harry bestimmt?

Julia, welche tief erröthend Frau von Sab'rand's Worte mit angehört, stutzte bei der letzten Frage, und indem sie sich mit ihrer kleinen Hand vor die Stirn schlug, sprang sie auf:

— Nein, sagte sie, daran haben wir Alle vergessen; Papa, rief sie, die Herren unterbrechend, denke Dir nur, wie vergeßlich wir Alle sind, wir haben ja noch gar nicht daran gedacht, Herrn Harry's Zimmer einzurichten.

van Zuiden lächelte über Julia's wirthschaftliche Fürsorge.

— Das ist sehr einfach, sagte er, wir führen Harry durch die ganze Wohnung, und die Zimmer, welche ihm am besten zusagen, werden die seinigen.

— Harry erwiderte, es würde ihn glücklich machen, nach so langer Zeit mit seinem Vater in demselben Zimmer schlafen und wohnen zu können, um keine Gelegenheit, sich mit ihm zu unterhalten, vorübergehen zu lassen.

Der Vater war damit sehr zufrieden und ordnete an, daß noch ein Bett in seinem Schlafzimmer aufgestellt und das Gepäck seines Sohnes aus dem Hôtel geholt werde.

Harry ging zu den Damen und unterhielt sich in der heitersten und liebenswürdigsten Weise mit denselben. Alles an ihm zeigte den routinirten und praktisch gebildeten Mann. Wie sehr er sich auch bemühte, den englischen Accent seiner Redeweise zu verbergen, was den Damen oft ein Lächeln abzwang, so hatte doch seine ganze Ausdrucksweise und seine lebhaften Gesten Etwas außerordentlich Anziehendes und Interessantes. van Zuiden be-

nutzte diese Zeit um mit Oswald im Geheimen zu reden und einige Namen demselben zu dictiren.

— Sind die jungen Leute noch im Büreau? fragte van Zuiden.

— Nein, antwortete Oswald, um sieben Uhr verlassen die Herren das Comptoir und jetzt ist es neun Uhr.

— Schade, ewig schade, vielleicht sind noch die Schreiber beim Justizrath?

— Ich glaube schwerlich, antwortete Oswald. Ist es indiscret, fuhr er fort, zu fragen, weshalb?

— Das will ich Ihnen sagen. Ich wünschte die dreißig Herren, welche diese Liste hier bezeichnet — es sind die Chefs unserer ersten Bankhäuser, so wie einige meiner persönlichen Freunde — zum Diner auf morgen einzuladen und denselben meinen Sohn vorzustellen. Diese Einladungen müssen aber morgen früh um acht Uhr in Händen der Adressaten sein! —

— Nichts leichter als das! sagte Oswald, da habe ich ja noch eine ganze Nacht vor mir. Es ist nicht die erste, die ich in meinem Zimmer durcharbeitet habe. Verlassen Sie sich darauf, morgen um sieben Uhr sind die Briefe expedirt. Aber, was mir einfällt, Miß Pynes ist verreist, kann Fräulein Julia für den gastronomischen Theil Ihres Wunsches bis morgen auch das Nöthige besorgen?

— Daß das alte Weib auch gerade jetzt zu ihrer Tante nach Wien hat reisen müssen! rief van Zuiden ärgerlich. Julia! mein Kind, hier giebt es Wichtiges zu thun, und damit eröffnete er ihr seine Absicht für den nächsten Tag.

Julia war im ersten Augenblick betroffen und hielt die Ausführung für unmöglich, Frau von Sabrand gab ihr jedoch einen

sehr praktischen Rath, Julia beruhigte sich vollkommen und garantirte zu um vier Uhr des nächsten Tages ein superbes Diner für dreißig bis vierzig Personen.

— Im schlimmsten Falle, fügte Harry hinzu, koche ich mit, und wie die Damen ungläubig lächelten, erzählte er ihnen, daß er sich lange Jahre hindurch das tägliche Mittagbrod selbst gekocht habe; allerdings, fügte er hinzu, waren es keine Delicatessen.

So plauderte, scherzte und lachte man noch den Rest des Abends über, und Harry bot Frau von Sabrand seine Begleitung nach Hause an.

Jene schien dies sehr gern anzunehmen, und Julia versprach sie morgen recht früh abzuholen, um die nothwendigen Besorgungen mit ihr gemeinschaftlich zu machen. Kaum waren sie auf der Straße, als Frau von Sabrand sich ihm gegenüberstellte, ihn einige Augenblicke betrachtete und dann sprach:

— Junger Mann, ich bin eine Frau, die Sie verehrt wie eine Mutter; es muß heraus — Sie und Julia müssen ein Paar werden und morgen muß die Verlobung sein!

Harry war durch diese Anrede wie vom Donner gerührt.

— Gnädigste Frau, erwiderte er, was sprechen Sie da aus, ich bin vor einigen Stunden angekommen, kaum kennt mich das Fräulein, ich ahne nicht einmal, ob ich ihr gefalle . . .

— Sie gefallen ihr außerordentlich! unterbrach Frau von Sabrand.

— Ob ich ihr gefalle, fuhr Harry fort, als ob er die letzten Worte überhört hatte, ich finde sie entzückend, das Ideal eines Mädchens!

— Nun also? unterbrach wiederum Frau von Sabrand.

Diesmal hatte Harry gehört.

— Nun also! erwiderte er, muß man sich, wenn auch nicht Jahre, doch Monate lang kennen lernen, um den wichtigsten Lebensschritt zu überlegen.

— Ich aber, versetzte Frau von Sabrand, erkläre Ihnen, liebster Harry, daß, wenn Etwas daraus werden soll, es eher heute als morgen geschehen muß. Ich weiß was ich rede!

— Ich begreife, versetzte Harry, Sie sähen es deshalb am liebsten recht bald, weil Sie uns Beiden gleich nah stehen, jedoch . . . .

— Kein jedoch, versetzte Frau von Sabrand, Ihre Worte kommen aus meinem Herzen, mich veranlaßt jedoch zu dieser Eile noch ein anderer Grund.

— Ein anderer Grund? versetzte Harry, jede Sylbe betonend, noch ein anderer Grund?

— Bester Harry, wenn Sie das so schwer begreifen, dann muß ich es Ihnen wohl vorbuchstabiren. Wenn Sie morgen früh nicht um Julia's Hand anhalten, so hält morgen Abend vielleicht ein Anderer um dieselbe Hand an, und wie ich es zu beurtheilen mir erlaube, bekommt er keinen Korb.

Harry stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

— Ist es das? — nun dann stehe ich, ohne das Fräulein beleidigen zu wollen, in zwiefacher Rücksicht zurück. So viel Stolz und Selbstständigkeit bringe ich von drüben und meiner Vergangenheit mit, daß ich nicht ein Mädchen, welches heute morgen mich, und andernfalls Abends Jemand Anderen nähme, heirathen würde. So denkt Harry Stendal; — Harry van Zuiden jedoch würde sich niemals zwischen seine Cousine und einen Anderen stellen, den sie bereits liebt. Mein Wunsch ist das Glück Julia's und ich werde ihr gern ein wahrer Bruder sein!

Frau von Sabrand machte sich über ihre zu große Schnelligkeit Vorwürfe und fürchtete Alles verdorben zu haben, dann reichte sie ihm die Hand.

— Liebster Harry, Sie haben mich im vollsten Maaße mißverstanden. Julia ist in dem Alter, wo täglich eine Bewerbung möglich ist, und ich bitte Sie damit zu eilen. Julia hat kein Geheimniß vor mir, ich werde morgen Gelegenheit haben, Ihnen mehr zu sagen.

Frau von Sabrand war an ihrer Wohnung gelangt, und Harry verabschiedete sich, indem er ihr herzlich die Hand drückte.

— Bedenken Sie, sagte er, daß Sie die Verantwortlichkeit, das Lebensglück zweier Menschen auf sich nehmen, bedenken Sie ferner, daß Sie den Umständen nicht eine Zusage abgewinnen dürfen, welche späterhin alle Theile tief zu bereuen hätten.

Harry ging gedankenvoll nach Hause.

— Harry! sagte er zu sich selbst, willst Du, kaum in Dein Vaterhaus angelangt, Unfrieden in das Herz eines Mädchens, eines Engels streuen. Liebt sie Dich wirklich, kann sie Dich jetzt schon lieben, wo sie Dich kaum kennt?

— Harry! Harry!

Auf dem Hausflur begegnete er Oswald, welcher sich von seinem Chef verabschiedet hatte.

— Den sendet mir die Vorsehung, sagte Harry zu sich selbst, der muß mir beichten!

— Herr Oswald! auf ein Wort, ich habe Sie nothwendig zu sprechen.

Oswald deutete auf die Papiere, welche er in der Hand trug.

— Herr van Zuiden, sagte er alsdann, Sie wissen, ich muß fleißig arbeiten, morgen mit dem Frühesten stehe ich zu Diensten, ich muß hinauf!

— Sie wohnen hier im Hause? ach ja! ich erinnere mich, Ihren Namen heute früh gelesen zu haben. Ich will dem Papa eine gute Nacht wünschen, dann komme ich hinauf und helfe Ihnen!

— Ich werde mich außerordentlich freuen, und den Thee bestellen. Auf das Vergnügen Sie wieder zu sehen.

Harry trat in das Zimmer und fand seinen Vater bereits mit der Nachttoilette beschäftigt!

— Da bist Du ja, mein Junge, versetzte van Zuiden, siehst Du, hier haben wir auf Deinen Wunsch Dein Bett aufgestellt. Nun mache es Dir bequem, mein Junge, Du hast ein Recht dazu, müde zu sein!

Harry freute sich sehr, so in der Nähe des Vaters zu sein, sagte dann jedoch, ich habe soeben Herrn Oswald versprochen, noch ein Stündchen mit ihm zusammen zu arbeiten. Du hast doch Nichts dagegen?

— Geh', mein Sohn! entgegnete der Vater, und arbeite mit ihm. Morgen feiern wir Deinen Geburtstag!

Julia läßt Dir eine gute Nacht wünschen, sie hat sich bereits zurückgezogen und hier ist der Corridorschlüssel. Du brauchst alsdann nicht zu klingeln, wenn Du zurück kommst. Nun geh', mein Junge. Eine gute, gute Nacht!

— Damit gab er ihm einen Kuß auf die Stirn und ging zu Bett.

Harry ging hinaus.

— Harry, Harry! rief der Vater, noch auf ein Wort!

Harry kehrte an's Bett seines Vaters zurück.

— Harry! Du kannst mit Oswald frei und offen sprechen, er ist ein guter, braver Mensch, von morgen ab ist er Dein Associé!

Harry stutzte.

— Mein Associé?! sprach er halblaut vor sich hin. Mein Associé?

— Ja wohl, mein Kind, wenn Du glaubst, daß ich Dich nun, wo ich Dich wieder habe, nach Amerika zurücklasse, täuschst Du Dich sehr. Ich übergebe Euch Beiden nun mein Geschäft mit Allem was darin ist. Was Ihr da oben schreiben werdet, sind keine Einladungen zu einem Diner, sondern die Circulare Eures Etablissements, und nun geh' mit Gott, mein Junge!

VII.

Harry war sprachlos, so mächtig wirkte die väterliche Liebe auf ihn, ein Gefühl, das er in seinem Leben nicht gekannt hatte. Ein stummer Händedruck, dann ging er feuchten Auges aus dem Schlafzimmer.

Er sprang die Treppe leicht hinauf und trat in Oswald's Wohnung. Dort war der Thee servirt, welcher behaglich dampfte, und Oswald, welcher bereits an seinem Büreau Alles zur Arbeit arrangirt hatte, erhob sich, um den lieben Gast zu begrüßen.

— Sie wissen ja mit einer Garçonwirthschaft Bescheid, Herr van Zuiden, Sie werden daher mein sans façon entschuldigen.

— Dort steht der Thee, nehmen Sie gefälligst Platz.

Harry dankte, sprach aber alsdann mit Betonung:

— Als ich Sie kennen lernte, lieber Oswald, stellte man Sie mir als Freund, als Vertrauten, so zu sagen als Familienmitglied vor. Als solches kam ich Sie zu begrüßen, und als solches erkenne ich Sie an. Ich bitte also, bevor wir uns setzen, nennen Sie mich nicht Herr van Zuiden, sondern schlechtweg Harry. Ich hoffe, Ihr sollt gute Freunde werden, sagte der Vater

zu uns. Beweisen Sie mir dies und erfreuen Sie mich mit denjenigen Sympathien, welche ich Ihnen entgegen trage.

Oswald ergriff die Hand des jungen Mannes mit Wärme.

— Bester Herr Harry, sagte er, ich bin glücklich über Ihre Worte, disponiren Sie über mich nicht, wie über Ihren Diener, denn ein solcher kann treu und pflichtergeben sein, sondern wie über einen Freund, der sich aus innerster Ueberzeugung für Sie und Ihr Haus opfern würde.

Die jungen Leute nahmen Platz, plötzlich sah Oswald nach der Uhr.

— Es ist ½ 12, Herr Harry.

Ein Musterbrief wurde entworfen und derselbe dreißig mal von den Beiden abgeschrieben. Oswald machte die Adressen und nach 3 Uhr war Alles fertig.

— Die Aerzte und den Justizrath, sagte Oswald, laden wir mündlich ein, da ist die Etiquette unnöthig. Jetzt sind wir fertig. Nun, Herr Harry in's Bett, es thut Ihnen Noth!

— Haben Sie vergessen, Oswald, sagte Harry, daß ich Ihnen Abends sagte, ich hätte Sie nöthig zu sprechen?

— Wahrhaftig, das sagten Sie, ich bin ganz Ohr!

— Die Herren nahmen wieder auf dem Sopha Platz und Harry begann:

— Bester Oswald, denken Sie nur, welcher Verlegenheit ich morgen durch die allzugroße Liebenswürdigkeit der Frau von Sabrand ausgesetzt bin. Und nun erzählte Harry haarklein mit allen Details die Unterhaltung, welche er mit Frau von Sabrand, während er sie nach Haus begleitete, geführt hatte.

— Was meine in alle Discretion gehüllte Frage an Sie, lieber Oswald, betrifft, fuhr er fort, ist die Bitte mir zu sagen,

wie ich die letzten Worte der Frau von Sabrand aufzufassen habe! Hat meine Cousine irgend eine Inclination, und steht in diesen Tagen eine derartige Bewerbung bevor?

Oswald, welcher mit der gespanntesten Aufmerksamkeit Harry's Erzählung gefolgt war, stutzte, als die beiden an ihn so bestimmt gestellten Fragen herantraten.

— Ich bin leider außer Stande, Ihnen hierüber ausreichende Antwort geben zu können, da ich mich in die Privatverhältnisse der Familie nicht mische. Es wäre mir ein Leichtes, fuhr er fort, Ihnen Bestimmteres hierüber zu sagen, wenn die Gesellschafterin des Fräuleins, vor welcher sie kein Geheimniß hat, in Prag wäre. Dieselbe ist aber leider augenblicklich verreist; ich verspreche Ihnen jedoch, sobald dieselbe zurückkehrt, Ihnen Näheres mitzutheilen.

Harry erhob sich, wünschte Herrn Rey eine gute Nacht und ging die Treppe hinab.

Oswald leuchtete ihm hinunter und kehrte er in sein Zimmer zurück. Dann ließ er sich auf das Sopha fallen und löschte das Licht. Hätte Harry ihn belauscht, so würde er noch lange Zeit unter Schluchzen den Namen Julia! aus schwer bedrängter Brust gehört haben.

Harry hatte aber leise die Corridorthür mittelst des ihm Abends gegebenen Schlüssels geöffnet, ging auf den Spitzen in das Schlafzimmer, um den Schlummer des Greises nicht zu stören, entkleidete sich, hüllte seinen Kopf in ein großes seidenes Foulard und legte sich zur Ruhe.

Schon schlug in der Nebenstube die fünfte Stunde, schon strahlte purpurne Morgenröthe aus den dunklen Wolken hervor, schon trillerte die Lerche ihr Jubellied; aber Harry war noch

nicht entschlafen, unruhig wälzte er sich auf seinem Lager und der erquickende Schlummer wollte ihm nicht die Augenlider küssen.

Schlummer! heiliger Rettungsengel, Labsal der von Sorgen und Unglück Gequälten, der in süßen Traumbildern die Armen und Kummervollen beruhigst, Schlummer, der dich wie Himmelsthau auf die Augen der Gerechten niedersenkst, weshalb versagst du deine Segnungen den Glücklichen? Schlummer! der den durch die Arbeit Ermüdeten Ruhe, und den vom Unglück Getroffenen Erquickung schenkest, weshalb versagst du deine süße Spende den Liebenden?!

Julia hatte in dieser Nacht noch kein Auge geschlossen. War es die Ungewohnheit, ohne Miß Pynes, welche in ihrem Zimmer zu schlafen pflegte, die Nacht zu verbringen, waren es die sie bestürmenden Gedanken, welche ihren Schlaf verdrängten . . . sie wachte! Ihre Gedanken spiegelten ihr die Scenen des vergangenen Tages wieder: das plötzliche Erscheinen Harry's im Vaterhause, seine Unterhaltung mit Frau von Sabrand, mit ihr selbst, sein Klavierspiel, kurz jede Einzelheit! Ihre Phantasie beschäftigte sich mit Harry's Erzählungen seiner Irrfahrten. Sie sah ihn in allen möglichen Phasen, als zehnjährigen Knaben, auf dem Dampfboot von dem Schiffsvolk verhöhnt, der ungewissen Zukunft zusteuern, sah ihn in allen Gestaltungen jeder, von den Launen des Schicksals ihm zugedachten Phasen, sah ihn den verwundeten Freund pflegend, und seine Person aus dem ganzen mystischen Hintergrund seiner Vergangenheit hervorleuchten. Ihm gegenüber sah sie den braven Freund Oswald, dessen ganzes Sein in treuer Hingebung bestand. Der Vergleich hörte auf. Der Alltagsmensch verschwindet in den Augen eines Mädchens vor

dem in buntem Flitter costümirten Comödianten, ebenso der fadenscheinige Manchesterkittel des Malers vor der goldgestickten Uniform des Officiers. Decoration, Flitter und Verblendung! Aber wenn, wie hier, Bravheit des Charakters, Edelmuth der Seele, kindliche Liebe gegen den greisen Vater, selbst gegen das Bild der Mutter mit dem romanhaften Hintergrund der interessanten Persönlichkeit sich verbanden, — weshalb sollte ein Mädchen wie Julia dabei kalt, interesselos, unberührt bleiben?!

Ist denn die Liebe, die wahre Liebe eines Mädchens das Product reiflich überlegter, philosophisch berechneter Prüfung, oder ist sie vielmehr das Werk eines Augenblicks, der heilige Funke, welcher plötzlich ihr Inneres berührt und Gefühle entflammen und auflodern läßt, welche unter den Fittigen der Unbewußtheit schlummerten?

Julia schlief nicht, Julia wachte. — Julia träumte wachend.

Harry wachte indeß träumend, träumend von der Zukunft, die ihn glückverheißend begrüßte, die ihm rosig entgegenstrahlte. Erst als die Morgensonne schon hoch am Horizonte stand, entschlief er sanft, da die erschlafften Körperkräfte über die angespannte Thätigkeit seines Geistes triumphirten.

VIII.

Am nächsten Morgen war man sehr rührig in van Zuiden's Wohnung. Beide Säle wurden für die heutige Festlichkeit zugerichtet. Oswald war schon um acht Uhr in der Bibliothek des Chefs, um ihm die Mittheilung zu machen, daß alle Einladungen seinem Wunsche gemäß in den Händen der bezeichneten Herren seien.

Lächelnd sagte der Alte:

— Ihr habt wohl lange gearbeitet? mein Harry schläft noch! Er gab Ordre, sich im Nebenzimmer so ruhig als möglich zu verhalten, damit man seinen Schlaf nicht störe.

Julia war schon früh im Gange, sie hatte Abends Frau von Sabrand versprochen, dieselbe im Wagen abzuholen, denn es gab der wirthschaftlichen Pflichten eine Menge, und so kam sie, nachdem Oswald den Onkel verlassen hatte, in die Bibliothek, um sich auf einige Stunden von ihm zu verabschieden.

— Denke Dir nur, mein Kind, sagte der Alte, Harry und Oswald haben die ganze Nacht zusammen gearbeitet.

— Oswald und Harry? fragte Julia erstaunt.

— Gewiß, Harry kam erst um vier Uhr hinunter, der arme Junge muß enorm ermüdet sein, er schläft noch immer.

Julia drückte einen Kuß auf die Hand ihres Onkels.

Der Diener meldete, daß der Wagen angespannt sei, und Julia ging die Treppe hinunter. Als sie in den Wagen steigen wollte, öffnete ihr Oswald, der sich zufällig im Hausflur befand, den Wagenschlag und fragte sie, wohin der Kutscher fahren sollte.

— Zu Frau von Sabrand, wenn Sie die Güte haben wollten.

Oswald schloß die Thür. Wer aber vermöchte Julia's Erstaunen, ja Schreck zu beschreiben, als Oswald ihr beim Schließen der Wagenthür einen Brief überreichte. Sie hatte nicht mehr Zeit, ihn deshalb zu befragen, denn der Wagen fuhr davon. Gänzlich verwirrt betrachtete sie die Adresse, und fand in derselben die gefürchtete Bestätigung, daß der Brief an sie selbst gerichtet war. Sie hielt ihn einige Minuten unschlüssig in der Hand, überlegend, ob sie denselben vernichten oder ihrem Onkel geben sollte, endlich jedoch triumphirte ihre Neugierde, sie erbrach das Siegel.

Ihre Aufreguug war so groß, daß sie kaum ein Wort buchstabiren konnte, da außerdem die schaukelnde Bewegung des Wagens das Lesen bedeutend erschwerte, endlich jedoch gelang es ihr, den Inhalt zu erkennen:

„Verehrtes Fräulein!

Vor Allem bitte ich Sie, meinen verwegenen Schritt, an Sie zu schreiben, zu verzeihen, die Umstände jedoch werden denselben, wenn auch nicht entschuldigen, so doch rechtfertigen. Mit dem gestrigen Tage ist eine glückliche Veränderung in allen Verhältnissen dieses Hauses entstanden. Ich preise den Himmel für dieselbe. Das Erscheinen des Herrn Harry macht mich glücklich. Da ich ferner durch die väterliche Freundschaft Ihres Herrn Onkels

ein Recht habe, seine Freuden als die meinigen zu betrachten, so preise ich die Vorsehung, welche alles so nach Wunsch geleitet hat. Ich habe Herrn Harry näher kennen gelernt, und erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß er der würdige Sohn seines Vaters ist. Mir aber gewährte die Ueberlegung ein Recht, auf der glücklichen Basis der Gegenwart ein Gebäude der Zukunft aufzuführen, und ich, der Sie, geehrtes Fräulein, so unendlich verehre, wünschte zu diesem Gebäude ein Stein des Glückes, nicht aber ein Stein des Anstoßes zu sein. Erlauben Sie mir deshalb, ohne eines andern Wortes Erwähnung zu thun, die Träume der vergangenen Jahre als eine beseligende Erinnerung zu bewahren und Sich versichert zu halten, daß meine ganze Zukunft Ihrer Verehrung geweiht bleiben wird. Beglücken Sie Ihren neuen Bruder mit den Gefühlen, welche Sie ihm von dem ersten Moment seines Erscheinens entgegengetragen, und gestatten Sie mir Ihnen die Achtung, die Treue, die Liebe eines Bruders zu bewahren. Verehrtes Fräulein! zeigen Sie mir Ihre Zustimmung dadurch, daß Sie von dem Empfange dieser Zeilen mir gegenüber keine weitere Notiz nehmen, wenn Sie wünschen, daß ich wie vordem ein Haus besuche, dessen Bewohner mir Alle gleich lieb, werth und theuer sind. Genehmigen Sie den Ausdruck meiner tiefsten Verehrung

Oswald Rey."

Der Wagen hielt gerade vor dem Hause, welches Frau von Sabrand bewohnte, als Julia die letzte Zeile gelesen hatte.

Kaum ihrer Sinne über den überraschenden Inhalt des Briefes mächtig, zerknitterte sie den Brief und verbarg ihn in ihrer Tasche. Sie konnte den Wagen nur schwankenden Fußes verlassen, da ihre Kräfte fast den Dienst versagten.

Julia wurde von Frau von Sabrand, welche sie bereits erwartet hatte, auf das Freundlichste empfangen. Vergebens bemühte sie sich, irgend etwas zu sprechen, der Freundin „guten Tag" zu wünschen, noch ihr in's Gesicht zu blicken.

Frau von Sabrand, welche dies bemerkte, sagte:

— Mein Gott Julia, wie blaß Sie aussehn. Was ist vorgefallen?!

Julia war noch zu wenig in die Welt gekommen, um, wie so viele Frauen, Meisterin der Verstellungskunst zu sein. Sie sank unter Weinen auf das Sopha und schluchzte laut. Frau von Sabrand war auf's höchste beängstigt!

— Was ist vorgefallen?! mein liebes Kind, rief Frau von Sabrand noch einmal, indem sie ihr englisches Salz reichte.

Julia erholte sich nach einigen Minuten, dann nahm sie den zerknitterten Brief aus der Tasche und reichte ihn der Freundin.

Frau von Sabrand eilte mit dem Briefe an's Fenster und durchflog denseben in der größten Eile. Während der Lectüre rötheten sich ihre Wangen, und als sie fertig war, rief sie voller Extase:

— Welch' edler Character, welch' Heldenmuth! und deshalb liebe Julia! weinen Sie?

— Ich kann ihm nicht mehr unter die Augen treten! beste Frau, meine ganze Ruhe ist dahin!

Frau von Sabrand wurde nachdenklich.

— Mein Kind! sagte sie endlich, gute Julia, entdecken Sie sich mir, ihrer wahren, einzigen Freundin. Hat Herr Oswald Rey jemals um Ihre Hand angehalten?

Julia sprang vom Sopha auf.

— Nie! — rief sie, dann fügte sie milde hinzu: er hat es nie gewagt!

— Er hat es nie gewagt? wiederholte Frau von Sabrand, wie soll ich dies gewagt verstehn! Reden Sie mit mir ohne Umschweife, liebes Kind. Kurz also, lieben Sie Herrn Rey?

Ob ich ihn liebe, antwortete Julia betroffen, ob — ich — ihn — liebe?! Wie soll ich das verstehn, ich war ihm, bin ihm herzlich gut, er ist so lange in Onkels Haus wie ich, er kam jeden Tag, fast alle Abende hinauf. Onkel schätzt und liebt ihn, aber nie hat mir Herr Rey ein Wort mehr gesagt, als man sich unter Freunden erlaubt. Niemals! Gewiß!

— Dann verstehe ich diesen Brief nicht ganz, mein Kind! Was aus demselben klar hervorgeht, ist, daß Herr Rey fürchtet, Sie fühlten irgend welche Verpflichtung oder Rücksichten ihm gegenüber.

Julia hörte ihr schweigend und staunend zu.

— Noch Eins. mein Kind, beantworten Sie mir, traf Herr Harry gestern Abend Herrn Oswald noch bei Ihrem Onkel?

— Ich war nicht mehr vorn, Madame, aber, wenn ich nicht irre, erzählte mir Onkel heute früh, die beiden Herren hätten heute Nacht die Einladungen zusammen geschrieben.

— Was sagen Sie, Julia? rief Frau von Sabrand außer sich: Ist das wahr?! Ja, nun verstehe ich Alles, nun wird mir Alles klar, — Zusammen gearbeitet! — — Der edle Oswald, kommen Sie an mein Herz, mein liebes, gutes, glückliches Kind. Seien Sie vergnügt, fort mit den Thränen! Sie sind ein Glückskind, Julia, weiter sage ich Ihnen nichts. Nun aber ist es zehn

Uhr geworden, kommen Sie, wir haben eine Menge Besorgungen für das Diner! Kommen Sie!

Julia stutzte, sie schien an die Schwelle geheftet zu sein. Woran dachte sie?

Zum Diner! seufzte sie endlich. — Wie kann ich Herrn Rey unter die Augen treten?

— Wie? rief Frau von Sabrand, wie Sie ihm entgegentreten sollen, wie? Wie Fräulein Julia van Zuiden. Den Brief ignoriren Sie gänzlich, Niemand darf in Ihrem Benehmen gegen ihn die mindeste Veränderung bemerken, mit einem Worte, Sie thun, als ob nichts vorgefallen sei. Mit dem Augenblicke, wo Sie mir sagen, es wäre zwischen Ihnen keine andere Beziehung als Freundschaft, so ist ja auch nichts vorgefallen. Begreifen Sie denn nicht, mein liebes Kind, die große Zartheit des jungen Mannes? Er weiß, er sah so gut als ich, welchen Eindruck Harry auf Sie sogleich machte, die jungen Leute werden sich heut Nacht ihr Herz ausgeschüttet haben und . . . Sie können zwischen Oswalds Zeilen lesen, wenn Sie erst soviel Erfahrung hätten als ich, daß Herr Harry ihm seine Liebe zu Ihnen gestanden hat. Begreiflicherweise konnte er nicht ahnen, in welcher Beziehung Oswald zu Ihnen . . .

— In keiner Beziehung! Ich achte und ehre Herrn Rey, schon weil er sich gegen Herrn van Zuiden stets so treu und liebenswürdig benommen hat. Er ist gegen mich stets artig und zuvorkommend, es ist allerdings möglich, daß ich, weil ich ihn als ganz zum Hause gehörig betrachtet habe, vielleicht vertraulicher mit ihm geplaudert habe, als . . .

— Es ist klar, Oswald ist ein Ehrenmann!

— Habe ich den jungen Mann bisher leiden mögen, so ehre und schätze ich ihn seit heute ganz besonders. Nur Muth, mein Kind, ich wette, bald werden Freudenthränen aus Ihren schönen Augen fließen!

Julia lächelte unwillkürlich, obgleich sie Frau von Sabrand's Worte so recht nicht verstand, sie nahm ihren Arm, und beide Damen eilten vergnügt die Treppe hinunter. Ueberlassen wir dieselben ihren wirthschaftlichen Besorgungen und kehren wir in Herrn van Zuiden's Haus zurück.

Harry war um neun Uhr Morgens erwacht. Einige Secunden lag er mit offenen Augen im Zimmer umherstarrend da, als ob er sich nicht sogleich in die Situation hinein finden könnte, dann aber besann er sich plötzlich, sah nach der Uhr und sprang, unwillig über sein spätes Erwachen, aus dem Bette. In einem Nu hatte er Toilette gemacht und begab sich alsdann in die Bibliothek. Dort saß sein Vater, die Zeitung lesend, gemüthlich auf dem Lehnstuhle und begrüßte den auf ihn zueilenden Sohn herzlich.

— Schon in Toilette? sagte er, ihm freundlich zulächelnd, man hat Dich also doch gestört?

— Keinesweges, lieber Papa, ich bin entrüstet darüber, so den schönen Morgen verschlafen zu haben, wir haben ein wenig lange geschrieben und geplaudert.

— Ich mußte herzlich lachen, erwiderte der Vater, wie ich heute früh Deinen ganzen Kopf in ein Foulard gewickelt sah, so daß ich kaum Deine Nasenspitze erkennen konnte.

— Eine amerikanische Angewohnheit, lieber Papa! erwiderte Harry lachend . . . Die bösen Fliegen dort . . .

Der Vater klingelte und befahl das Frühstück für Harry. Dasselbe war bald eingenommen, und die herzlichste Unterhaltung zwischen Vater und Sohn würzte dasselbe.

— Lieber Vater, sagte Harry, indem er sich erhob, wolltest Du mir wohl einen Verschluß für meine Werthsachen anweisen?

— Gern, mein Kind, wie es Dir gefällig ist. Ich habe hier oben keinen Privatschrank, indeß dächte ich, Du wärest ungenirter, wenn Du sie unten in den eisernen Schrank zur Aufbewahrung gäbest. —

Harry stimmte dem Vorschlage vollkommen bei und nahm aus seinem Koffer ein mit mehreren Siegeln versehenes Packet.

— Willst Du Dich unten nur an Oswald wenden, er wird Dir sogleich den nöthigen Platz anweisen.

Harry verabschiedete sich vom Vater und ging in's Comtoir hinunter. Bei seinem Eintreten war er über die Großartigkeit der Comtoir-Einrichtung überrascht. In vier großen Sälen waren Pulte, Büreaux und Zahltische aufgestellt, an welchen einige zwanzig Herren emsig arbeiteten. In der für die Casse bestimmten Abtheilung waren Räume abgegittert, welche zu Warte- und Empfangsstellen für das Publicum dienten. Da diese dem Eingange zunächst lagen, so mußte Harry sich durch eine Anzahl Cassenboten hindurchdrängen, um zu dem Büreau zu gelangen. Da er dem Personal vollständig unbekannt war, fiel sein Auftreten den Buchhaltern auf, und einer derselben, ein Herr von einigen zwanzig Jahren, trat ihm ziemlich schroff in den Weg und sagte zu ihm:

— Warten Sie gefälligst, wo Alle warten, man wird Sie aufrufen, wenn die Reihe an Ihnen ist!

Harry, von diesem Tone unangenehm berührt, antwortete ziemlich kurz:

— Führen Sie mich zu Herrn Oswald Rey.

— Warten Sie dort, lautete die Antwort, ich werde Herrn Rey rufen lassen!

Harry schoß vor Unmuth das Blut in's Gesicht, und keine Notiz von den Worten des Buchhalters nehmend, öffnete er die Gitterthür und trat ohne Weiteres in den Büreauraum. Der kurze, beiderseits in gereiztem Tone geführte Wortwechsel, hatte die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, und man war sehr über die Dreistigkeit des Fremden erstaunt. Der Cassirer verhinderte ihn am Weitergehen und rief den Cassenboten, um ihm dabei behülflich zu sein.

Den Lärm hatte nun auch Oswald vernommen. — Er trat aus seinem Privatcabinet mit den Worten in's Büreau:

— Was geht hier vor?!

Kaum hatte er Harry erblickt, als er auf ihn zueilte und ihn mit der erdenklichsten Höflichkeit um Entschuldigung bat.

— In der That, antwortete Harry, ich bin an solche Gewaltthätigkeiten nicht gewöhnt, ein Amerikaner würde, wenn ein Mitbürger es drüben wagte, ihn an seiner persönlichen Freiheit zu behindern, denselben wie einen Hund züchtigen. Der Fall ist aber bis jetzt ohne Beispiel, unter gebildeten Menschen ist dies noch nie vorgekommen. Was ging oder was geht Sie mein Name an, sagte er zu dem jungen Manne, welcher sich erlaubt hatte, ihn zu berühren. Ein Gentleman ist vor Allem Gentleman. Der Name ist das Letzte, worum man sich kümmert, hier scheint dies entgegengesetzt zu sein, man ehrt den Namen, gleichviel ob sein Träger ein Gentleman ist oder nicht. Nehmen

Sie die Lehre für die Zukunft, junger Mann! setzte er hinzu, indem er ihn mit durchbohrendem Blicke betrachtete, Sie könnten einmal bei Jemand Anderem übler ankommen, als bei Harry van Zuiden!

Dieser letzt ausgesprochene Name und der Ton, in welchem diese Worte ausgesprochen wurden, machte den Anwesenden einen imponirenden Eindruck.

Der Buchhalter stammelte eine Entschuldigung.

— Wenn die Entschuldigung meinen Namen gilt, junger Mann! sagte Harry, so weise ich sie zurück, gilt sie jedoch meiner Person, so reichen Sie mir die Hand, zwischen Gentlemen kenne ich nur diese eine Art der Ausgleichung.

Dies geschah! — Harry hatte mit dieser einzigen Handlung die Sympathie aller Comptoiristen erobert.

— Ich wünschte dieses Packet, welches meine Werthe enthält, sicher verschlossen zu haben, bester Oswald, sagte er ziemlich laut, und Oswald rief zu diesem Zwecke den Herrn, welcher die Schlüssel zum Trésor hatte. Derselbe nahm das in schwarzes Wachstuch genähte, mit fünf Siegeln verschlossene Packet in Empfang und Oswald führte Harry in das Privatcabinet.

Jetzt gruppirten die Buchhalter sich um Heirn Forst, welcher die unglückliche Begegnung mit Harry gehabt hatte.

— Welch' Gentleman, sagte der Eine.

— Ein feiner Mann, versetzte ein Anderer.

— Was wird nun aus Rey? fügte ein Dritter mit Kopfschütteln hinzu.

— Es wird sich wohl ausge-Reyt haben, spottete ein Vierter.

— Ich muß die Herren bitten, auf ihren Plätzen und bei ihrer Arbeit zu bleiben, sagte Herr Dorn, welcher die Schlüssel

zum Trésor hatte, und wegen seines vorgerückten Alters so wie wegen des Vertrauens, welches er im Hause genoß, eine hervorragende Stellung im Büreau einnahm. Dann begab er sich zum Privatcabinet und klopfte an die offene Thür.

— Herein! erscholl von innen Oswald's Stimme. Festen Schrittes trat Dorn zu Harry, und indem er in einer ehrfurchtsvollen Entfernung stehen blieb, sagte er:

— Vergönnen Sie, Herr van Zuiden, einem in dem Hause Ihres Herrn Vaters ergrauten Beamten, Ihnen beim Eintritt in's Büreau sowohl die ganze Freude über Ihr Erscheinen als auch die Ehrfurcht gegen Ihre Person auszudrücken. Genehmigen Sie die Versicherung, verehrter Herr, daß meine Worte gleichfalls der Ausdruck aller übrigen Beamten dieses Hauses, für welche ich mir das Wort zu nehmen erlaube, sind.

Harry trat zu ihm hin und drückte ihm die Hand.

— Wie ist Ihr Name, Sir? fragte er, indem er eine Notiztafel aus der Tasche nahm.

— Philipp Dorn, Herr van Zuiden!

— Ihre Wohnung? wenn ich bitten darf.

— Kärthner-Thor-Platz 24.

— Wie heißt der junge Mann, mit welchem ich das Rencontre gehabt habe?

— August Forst!

— Wohnt?

— Moldaubrücke 12.

— Ich danke Ihnen!

Harry hatte die Adressen notirt und dankte Herrn Dorn nochmals für seine freundliche Bewillkommnung. Als Dorn in's Büreau zurückkam, fragte ihn Forst, ob er sich nicht noch einmal

beim jungen van Zuiden entschuldigen sollte, worauf Ersterer erwiderte:

— Ich weiß nicht, was der junge Herr mit Ihnen im Sinne hat, er hat sich Ihre Adresse von mir geben lassen. Meines Erachtens nach hat er Ihnen eine glänzende Rechtfertigung zu Theil werden lassen, indem er Ihnen vor Allen die Hand reichte. Lassen Sie die Sache auf sich beruhen, Forst! Sie haben es nicht schlecht gemeint. Gehen Sie an Ihre Arbeit.

Ihre Unterhaltung wurde durch Oswald's Erscheinen gestört, welcher mit Harry das Büreau verließ. Die beiden Herren begaben sich hinauf zum alten van Zuiden.

Oben fanden sie den Stabsarzt, welcher sich herzlich für die ihm gewordene Einladung bedankte, zu seinem Bedauern jedoch durch seine Abreise, dieselbe anzunehmen, verhindert sei.

— Ich bin bis zu dem Moment geblieben, wo Ihr Sohn angekommen ist. Ich weiß Sie nun, werther Freund, unter der besten Obhut. Ein Wort aus dem Munde eines liebenden Sohnes ist besser als alle unsere Arzeneien. Grüßen Sie mir herzlich Fräulein Julia, ich weiß nicht, ob ich sie noch sehen werde. Der Zug nach Berlin geht um 12 Uhr, und es ist eilf Uhr vorüber.

van Zuiden war verstimmt über das Scheiden des Arztes. Er hatte ihn mehr als lieb gewonnen. Die beiden jungen Leute drückten ihm herzlich die Hand und versprachen, ihn so bald als möglich in Berlin zu besuchen. Als der Stabsarzt sich soeben entfernen wollte, erschien Julia mit Frau von Sabrand heiter im Corridor.

Julia hatte Frau von Sabrand ihr ganzes Herz ausgeschüttet. Sie liebte Harry. Vom ersten Augenblicke seines Erscheinens im

van Zuiden'schen Hause ab, fühlte sie für ihn eine Sympathie, welche fast in jeder Stunde wuchs und ihr ganzes Herz für den fremden, jungen Mann eingenommen hatte. Julia hatte selten das ihr theure Haus verlassen. Ihre einzige Sorgfalt, alle ihre Gedanken concentrirten sich in dem Wunsche, dem alten Onkel, den sie wie einen Vater liebte, angenehm zu sein. — Wohl hatte sie für Oswald ein freundliches Interesse empfunden, sie achtete den fleißigen, intelligenten, den alten Herrn stets umgebenden jungen Mann, aber die Empfindung, welche sie für ihn hegte, wurde durch das jähe Erscheinen Harry's vollständig in den Hintergrund gedrängt. Es wurde ihr klar, daß sie für Oswald eine schwesterliche Freundschaft hegte und bewahren würde, aber sie liebte Harry.

Zu dieser Ueberzeugung war sie gelangt, nachdem sie die vergangene Nacht schlaflos verbracht hatte, und nun zu Frau von Sabrand, die sie verehrte, und der sie ein kindliches Vertrauen schenkte, geeilt, um ihr dies mitzutheilen.

— Wie lieb ist es mir, sagte Schmidt, Sie noch zu sehen, meine Damen, ich bin auf dem Punkte abzureisen.

— Abzureisen?! sagten beide Damen wie aus einem Munde. Heute abzureisen? das gestatten wir nicht!

— Verehrte Damen, antwortete der Stabsarzt, bei jeder Angelegenheit setzt man sich ein gewisses Ziel. Dieses Ziel habe ich erreicht, meine Mission ist erfüllt, ich scheide mit frohem Herzen.

Frau von Sabrand ersuchte Julia in's Zimmer zu treten und blieb einige Minuten mit dem Stabsarzt allein. Nach kurzer Zeit trafen sie wieder zusammen, und zum allseitigen Erstaunen theilte Schmidt mit, daß er erst am nächsten Tage reisen werde.

— Wem in aller Welt, sagte Papa van Zuiden, ist es gelungen, Ihren Entschluß wankend zu machen, ich hätte dies für unmöglich gehalten!

Der Stabsarzt ging mit ihm in eine Zimmerecke und sagte ihm leise in's Ohr:

— Alter Freund! bis morgen kann noch Vieles passiren, worauf ich nicht gerechnet hatte. Ich blieb in Prag, um Ihren Sohn zu erwarten, derselbe ist da, vielleicht führt er Ihnen noch bis morgen eine Schwiegertochter in's Haus! Wer kann das wissen?!

Der alte van Zuiden wurde feuerroth im Gesicht.

— Was sagen Sie da? Doctor! Harry ist am Ende schon verlobt, vielleicht schon verheirathet gewesen, weshalb hat er es mir nicht gesagt? Ich würde seine Frau ebenso gern empfangen haben, wie ihn selbst. Ich habe ja nur einen Wunsch noch im Leben — sein Glück, warum ist er nicht aufrichtig mit mir? Das thut mir weh!

— Alter Freund, erwiderte Schmidt, Sie sind auf dem Holzwege, Sie sehen den Wald vor Bäumen nicht. Harry ist weder verheirathet noch verlobt, aber was nicht ist kann noch werden. Deshalb bleibe ich.

Frau von Sabrand kam nun lächelnd hinzu und sagte:

— Sind Sie mit mir zufrieden, werther Freund?

— Aber womit denn? Ich verstehe von Alle dem ja gar nichts! erwiderte van Zuiden, Sie sprechen in Räthseln.

— So sehen Sie doch selbst, sagte Frau von Sabrand und deutete auf die Gruppe, in welcher Harry, Julia und Oswald sich angelegentlichst unterhielten.

— Was soll ich sehen? sagte van Zuiden im ärgerlichen Tone, ich sehe ein Mädchen und zwei Männer, und unter diesen zwei Männern einen, welcher so zu sagen mein Wort hat, Julia heimführen zu können.

— Ich sehe wohl, erwiderte Frau von Sabrand, mit Männern Ihres Schlages ist nicht zu reden, solchen Herren, die gewohnt sind, Alles schwarz auf weiß lesen zu müssen, muß man es geschrieben vorlegen. Nehmen Sie Ihre Lorgnette und lesen Sie, und damit gab Sie ihm den Brief von Oswald an Julia.

Nur mit Mühe gelang es dem Alten, die Worte zu erkennen, nachdem er jedoch geendet hatte, bezwang er seine Aufregung und rief:

— Oswald, ich habe Sie zu sprechen, folgen Sie mir in's Nebenzimmer!

Dort angekommen, suchte van Zuiden vergebens nach Worten, um seine Rede zu beginnen; Oswald kam ihm zu Hülfe.

— Herr van Zuiden, sagte Jener, ich sah, daß Sie meinen Brief gelesen haben. Sie wissen also Alles! Als Sie mich Ihrem Sohne vorstellten, sagten Sie: „Ich hoffe, Ihr werdet Freunde werden"; Herr van Zuiden, wir sind Freunde geworden. Hier halte ich feierlich für meinen Freund um Fräulein Julia's Hand an! —

van Zuiden saß regungslos da.

— Ich habe ferner mitzutheilen, fuhr Oswald fort, daß nicht er, sondern ich die Veranlassung dazu gegeben, daß Ihr Sohn sich auf das Entschiedenste geweigert hat, nach so kurzer Zeit mit seinem Wunsche vorzutreten. Frau von Sabrand hat ihm jedoch keine Ruhe gelassen. Herr Harry ahnt so wenig wie Fräulein Julia Etwas von Ihrem mir früher gemachten Ver-

sprechen. Lassen Sie die beiden Leute glücklich werden, sie verdienen es!

van Zuiden war wie im Traume. Ohne aufzublicken, bemühte er sich eine Frage zu unterdrücken, die ihn peinigte. Endlich ermannte er sich, und indem er Oswald mit durchdringendem Blicke beobachtete, fragte er:

— Und Julia!?

— Julia, antwortete Oswald, war mir nie anders als in herzlicher Freundschaft zugethan, Ihren Sohn jedoch liebt sie seit dem ersten Augenblicke seines Erscheinens!

van Zuiden sprang vom Stuhle auf.

— Ist das wahr, ist das wahr?! rief er; Oswald, Sie machen mich zum glücklichsten Menschen!

Er riß die Thür auf, aber welch' ein Anblick harrte seiner: Julia stand mit Harry in zärtlicher Umarmung da, hinter ihnen Frau von Sabrand. Ihr Auge schwamm in Thränen. Vielleicht Thränen der Freude über das von ihr geschaffene Glück, vielleicht Thränen der Wehmuth in der Erinnerung an ihren dahingeschiedenen Sohn. Der Stabsarzt stand in einem Winkel und drehte sich den grauen Schnurrbart, als er aber van Zuiden in's Zimmer treten, Julia und Harry umarmen, und ein stilles Gebet mit erhobenem Blicke murmeln sah, da rannen Thränen über die Wangen des Mannes, der den Tod täglich, stündlich vor sich sah.

— Kinder, — rief van Zuiden, dies ist der schönste Tag meines Lebens! Mein Gewissen hört auf zu schlagen und mich zu quälen, ein Lebensglück, das ich der Mutter geraubt, ich kann es dem Kinde verleihen. Henriette, bist Du versöhnt!? Henriette kannst Du vergeben?!

Harry aber stand längst bei dem Bilde seiner Mutter und bedeckte seine Augen mit dem Taschentuch.

Nach dem ersten Augenblicke der Aufregung trat Oswald zu Julia.

— Empfangen Sie, liebes Fräulein, einen Glückwunsch, den Niemand wahrer und wärmer für Sie empfinden kann, als ich. Dasselbe sagte er zu Harry.

Frau von Sabrand war überglücklich, der Stabsarzt scherzte mit Julia, der alte van Zuiden saß auf seinem Lehnstuhle, und indem er auf die glückliche Gruppe schaute, murmelte es leise aus seinen Lippen, während sein Blick sich verklärte:

— Henriette, bist Du nun versöhnt?!

Eine Woche etwa war seit jenem Tage verstrichen, wo bei Gelegenheit des Diners Harry feierlich als Sohn des Herrn van Zuiden vorgestellt wurde, mit Oswald zusammen das alte Bankhaus S. van Zuiden übernommen und sich mit Fräulein Julia verlobt hatte. Oswald war nach wie vor der Freund der Familie geblieben und verbrachte den größten Theil seiner Mußestunden in derselben. Man bedauerte die Abreise des Stabsarztes umsomehr, als der alte Herr van Zuiden plötzlich wieder in seinen leidenden Zustand verfiel und Wendel diesmal von vorn herein an jeder Reconvalescenz zweifelte. Er sollte sich leider nicht täuschen. Am sechszehnten December Morgens kam Miß Pynes aus Wien an. Julia flog ihr entgegen und hatte kaum Zeit, alles Neue zu erzählen. Harry's Ankunft, ihre Verlobung, Onkels gefährlichen Zustand. Miß Pynes war über Alles so erstaunt, daß sie kaum wußte, mit welcher Frage sie beginnen sollte. Ihre Neugierde concentrirte sich jedoch in dem einen Puncte: den neuen Sohn des Hauses kennen zu lernen. Harry

war am Bett seines Vaters und hielt dessen schweißgebadete Hand in der seinigen.

Oswald war gleichfalls anwesend, um den letzten Stunden seines väterlichen Freundes beizuwohnen.

Auf den Fußspitzen trat jetzt Julia in's Zimmer.

— Lieber Harry, flüsterte sie ihm zu, eine meiner alten, lieben Freundinnen wünscht Dich gern kennen zu lernen, würdest Du mir wohl einige Minuten in das Nebenzimmer folgen?

— Recht gern, liebe Julia, aber wer ist es?

— Du wirst eine alte Dame kennen lernen, die lieb und gut ist und die ich wie eine Mutter verehre. Es ist meine Gouvernante, die vor einer Stunde aus Wien angekommen ist. Sie gehört gleichsam zur Familie.

— Aber wo ist sie denn?

— Ich bat sie im Vorzimmer zu warten, damit Papa sich nicht durch ihr unerwartetes Erscheinen erschrecken soll.

— Selbstverständlich.

Harry folgte Julia in das Vorzimmer und trat der alten Dame auf das freundlichste entgegen und bewillkommnete sie, mit Rücksicht auf die Stellung, welche sie im van Zuiden'schen Hause einnahm, in ehrerbietigster Weise.

Kaum hatte sie jedoch dem jungen Mann für seine Artigkeiten gedankt, als sein Blick dem Blicke der Gouvernante begegnete.

— Aus den Augen mit dem Weibe! rief er erbleichend.

Julia, Miß Pynes, Oswald, die hinzugeeilt waren, wußten sich diesen eigenthümlichen Zwischenfall nicht zu erklären.

— Hinaus mit dem Weib! rief Harry wüthend, oder es geschieht ein Unglück!

Die alte Dame fiel, ihrer Sinne kaum mächtig, in einen

Fauteuil. Die Blicke aller Anwesenden waren auf Harry gerichtet, welchen man bisher noch nie in einer so aufgeregten Stimmung gesehen hatte.

Da ertönte plötzlich aus dem Nebenzimmer der Ruf: Kinder!

Alle Anwesenden, mit Ausnahme der Miß Pynes, eilten hinein. Die letzten Augenblicke des alten van Zuiden waren gekommen. Er drückte Harry, Julia und Oswald die Hand und mit den leise ausgesprochenen Worten: „Seid glücklich!“ hauchte er seine edle Seele aus.

Trauer, tiefe Trauer herrsche in dem Hause des Verstorbenen, herrschte in ganz Prag um den allgemein hochgeachteten Mann. Deutlich verfolgte man den Finger der Vorsehung, welcher Alles so wunderbar geleitet hatte. Durch Harry's Eintreffen war jedem Zweifel für die Zukunft ein Ziel gesetzt.

Haus und Hof waren bestellt, Julia, welche wie eine Waise ohne irgend eine liebende Person geblieben wäre, war versorgt, kurz Leopold van Zuiden hatte sein Tagewerk beschlossen.

Die Leichenfeierlichkeiten waren beendet, das Testament verlesen und nach dem Buchstaben executirt.

Der Justizrath Grimm, welcher zu Julia's Vormund ernannt worden war, wünschte eine baldige Hochzeit, da Nichts im Wege hierzu stand, indeß Harry bat, daß vor einer Trauerzeit von einigen Monaten die Hochzeit nicht stattfinden sollte.

Oswald erstaunte über die Leichtigkeit, mit welcher Harry sich in das große, fast unübersehbare Geschäft einarbeitete, mit welcher Intelligenz er zu neuen Unternehmungen rieth, wie genau er in den Usancen New-Yorks, Londons, Petersburgs, so wie der übrigen Börsenplätze bewandert war, genug, er beglückwünschte sich zu einem solchen Socius.

Auf der Börse gewann er die allgemeine Achtung, seine nicht unbekannt gebliebene Präcedenz schuf ihm die allgemeine Sympathie und die jungen Damen betrachteten Julia nicht mit eifersüchtigen oder neidischen, sondern mit den wohlwollendsten Blicken, man gönnte ihr das Glück an der Seite ihres Zukünftigen, da man sie in allen Kreisen lieb gewonnen hatte.

Harry arbeitete in seinem Privat-Comptoir, als plötzlich Frau von Sabrand in dasselbe trat und sagte:

— Bester Harry, verzeihen Sie, wenn ich störe, allein ich kann Sie oben nicht ohne Zeugen sprechen.

— Womit kann ich dienen? sagte Harry, indem er sich freundlich erhob.

— Sie wissen, antwortete Frau von Sabrand, wie lieb ich Sie habe, antworten Sie mir offen, was haben Sie mit der Engländerin vorgehabt? Kennen Sie dieselbe von früher? Julia verzehrt sich vor Unruhe und Neugierde. Bitte, bester Freund! reden Sie.

— Die Engländerin? sagte Harry, indem sich seine Stirn faltete. — Ist das alte Unglücksweib noch nicht aus dem Hause? — Was ich mit ihr habe? — Ob ich sie kenne? — Nein, keineswegs! — Woher sollte ich sie kennen?! — Aber ich kenne leider viele ihres Gleichen. Dies Weib ist eine mal ochio!

— Eine mal ochio?! buchstabirte Frau von Sabrand.

— Gewiß! erwiederte Harry. — Ich bin nicht abergläubig, indeß die sichere Existenz derartiger Persenen kann ich aus meinem, an Abenteuern reichen Leben verbürgen. Wie hier in Europa der Volksglaube dieselben in Italien anerkennt, so kommt derselbe drüben aus Mexico. Ja wohl, es giebt Leute, welche das Mißlingen aller Angelegenheiten durch ihren unheilbringenden

Blick veranlassen. Beim Spiel, im Geschäft, im Leben, in der Gesellschaft, überall bin ich mal ochio begegnet und habe mich noch nie getäuscht. Dies Weib aber gehört zu dieser maledeiten Gesellschaft. Und habe ich mich vielleicht getäuscht? — Wollen Sie — Beweise? Ist mein guter Vater nicht in der Stunde gestorben, wo sie in Prag eintraf, ist Ihr guter, lieber Sohn nicht gestorben, während dies Weib ihn pflegte, ist Frau van Zuiden nicht gestorben, während sie im Hause war? Noch einmal, ich berühre die Schwelle meiner Wohnung nicht wieder, wenn dies Weib noch oben ist!

Frau von Sabrand wurde nachdenklich.

— Sonderbar, sonderbar! murmelte sie, eine Dame mit so bravem, biedern, Vertrauen erweckendem Gesichte!

— Lieber Harry, wenn Sie mir schon soviel gesagt haben, dann bitte ich Sie, mir auch noch ein Merkmal mitzutheilen, was Sie bei Miß Pynes zu dieser Annahme bestimmt.

— Ein äußeres Merkmal, beste Dame, giebt es nicht. Gäbe es ein äußeres Zeichen für das Böse im Menschen, so würde ja alle Welt es fliehen. Da kommen wir auf das Geheimniß des seelischen Magnetismus — — die Sympathie. Haben Sie ein äußeres Kennzeichen für die Liebe oder Aversion? Giebt es nicht häßliche, entstellte Menschen, die den besten, edelsten Charakter haben? Bei den mal ochio ist es jedoch zweierlei, sie können gute Menschen sein und doch einen bösen Blick, oder einen Blick zum Bösen besitzen. Bevor Sie mir nicht den Traum, die Ahnung, die Sympathie, die Fata morgana erklärt haben, können Sie mir mein Gefühl, mein Bewußtsein, einem mal ochio zu begegnen, nicht rauben.

Frau von Sabrand athmete hoch auf. Sie war sehr beruhigt. Wenn auch die ganze mal ochio-Doctrin nicht recht in ihren Kopf wollte, so war es ihr doch lieb zu wissen, daß Miß Pynes früher in keinem Zusammenhang zu Harry gestanden hatte. Sie reichte Harry die Hand und begab sich nach Oben zu Julia.

Als Harry Nachmittags und an den nächsten Tagen hinauf kam, vermied er es, danach zu fragen, ob Miß Pynes fortgeschickt sei. Er sah sie nicht und dies genügte ihm. Julia war hierüber sehr traurig. Hatte Frau von Sabrand sie auch durch die ihr gemachte Mittheilung einigermaßen beruhigt, so war Miß Pynes doch ihre erprobte, langjährige Freundin, von der sie wie ein Kind geliebt wurde. Doch tröstete sie sich darüber, da sie Harry ja ihr ganzes Herz geschenkt hatte. Gab es auch einen besseren, interessanteren, opferfähigeren Mann? Er überhäufte sie mit Aufmerksamkeiten, und da die Trauer ihnen nicht gestattete, dem Vergnügen nach Außen hin zu leben, so gestalteten sie den Familienkreis durch Gemüthlichkeit zu einem so angenehmen, daß er den Anziehungspunkt vieler Prager Familien bildete. Sie besuchten häufig das Grab des Vaters, neben welchem Sabrand ruhte. Beide Gräber waren mit Blumen übersäet.

So vergingen Wochen und Monate. Der Stabsarzt correspondirte fleißig mit den Prager Freunden, und der Justizrath drang jetzt darauf, daß die Hochzeit am zweiten April, einem Sonntage stattfinden solle. Man war es zufrieden und die Aussteuergegenstände, so wie die nothwendigen Veränderungen in der Wohnung mußten besorgt werden.

Jetzt war Harry mit Tapezieren und Ouvriers stark beschäftigt. Einen der vorderen Salons wünschte er ganz im ameri-

kanischen Style arrangirt und hatte sich die nöthigen Requisiten aus London und Hamburg kommen lassen. Als Harry bestäubt aus dem neu bemalten Wohnzimmer zu Julia kam, hielt letztere einen Brief auf dem Rücken versteckt.

— Errathe, Harry, rief sie vergnügt, woher ich einen Brief für dich habe?

Harry sann nach, dann rief er:

— Aus Berlin?

— Nein!

— Amsterdam?

— Nein!

— Etwa aus Erquelines?!

— Nein!

Nun dann, mein Kind, quäle mich nicht. woher ist der Brief? rief er ungeduldig.

— Das räthst Du nicht? Aus Washington!

— Aus Washington? . . . . Gieb her, mein Kind. — Natürlich! — Ja, ganz recht . . . . . aus Washington! So geht es immer, das Nächstliegende erräth man am Schwersten.

Er öffnete einen vier Seiten langen englischen Brief und durchlas denselben mit großer Aufmerksamkeit. Dann sagte er, hochaufathmend:

— Lauter angenehme Nachrichten von meinem Geschäftsführer. Ich hätte noch gar nicht einmal Antwort erwartet, denn ich habe erst Ende December geschrieben. Dies sagend, steckte er den Brief in die Tasche.

— Kann man einmal lesen? fragte Julia lächelnd.

— Ach, was interessiren Dich Geschäftssachen, liebes Kind. Indigo-, Vanille- und Cochenille-Abschlüsse, sonst Nichts. Doch

ich muß hinunter in's Büreau, ich habe den ganzen Vormittag Nichts gethan!

Er küßte Julia die Stirn und eilte die Treppe hinunter.

— Ist Herr Oswald noch da? fragte er Herrn Forst, den er zu sich rufen ließ.

— Nein! Herr Rey ist schon zur Börse!

— Seien sie so gefällig, mir ein Licht zu bringen.

Forst kam nach einer Minute mit einem solchen in's Privat-Cabinet.

— Ich danke Ihnen, lieber Forst, lassen Sie mich allein!

Harry riegelte die Thür hinter dem Hinausgehenden zu, nahm einen Brief aus der Seitentasche und hielt denselben über das Licht. Als das letzte Stück Papier verbrannt war, warf er die Asche in den Ofen, indem er lächelnd vor sich hinsagte:

— Ça y est! Nun wollen wir die nächste Post abwarten! Schnell zur Börse!

Schon waren die nöthigen Vorbereitungen zur Hochzeit getroffen, die Wohnung auf's Eleganteste und Comfortabelste eingerichtet, Julia's Aussteuer mit Frau von Sabrand's Hilfe ausgesucht und abgeliefert, als eines Morgens Doctor Wendel zu Harry gerufen wurde, welcher in Folge einer unbedeutenden Erkältung das Haus hüten mußte.

— Wie schade, schmollte Julia, indem sie Harry ein Glas Sodawasser reichte, ich wollte gerade heute einige Erwiederungs-Visiten mit Dir machen. Sieh' nur Harry, diese schöne, blaue Toilette, es ist dies seit der Trauer mein erster farbiger Anzug. Es fehlt nur noch der Hut dazu.

— Lasse Dir doch einige hierher senden, wir können dann gemeinschaftlich wählen.

Julia schien damit sehr einverstanden und schickte zu einer Modistin.

Eine Stunde später, während Harry sich im Nebenzimmer mit Wendel noch unterhielt, erschien ein junges Mädchen mit verschiedenen Hüten, indem sie ihre Directrice entschuldigte, welche wegen überhäufter Geschäfte nicht selbst zu kommen im Stande sei.

Julia hatte ein reizendes Pariser Modell gewählt, und rief nun Harry in's Zimmer, um sein Urtheil zu hören. Harry trat mit Wendel in den Salon, aber kaum hatte Harry den Hut näher in Augenschein genommen, als das junge Mädchen mit dem Ausrufe: „Dieu de Dieu! je suis folle!“ ohnmächtig zusammensank und auf den Fußboden stürzte. Erschrocken sprangen Alle hinzu; der Doctor löste dem jungen Mädchen das Corset und sagte nun Harry in's Ohr:

— Die Ohnmacht ist sehr erklärlich. Diese Person befindet sich in interessanten Umständen.

Man sandte schnell nach dem Modemagazin, und ein herbeieilendes junges Mädchen aus demselben nannte die Wohnung der Kranken, Moldaubrücke Nr. 12, wohin sie sogleich gebracht wurde. Harry bat Wendel, im Laufe des Tages das Mädchen zu besuchen, und kam mit blutrothem Gesicht wieder zu Julia zurück.

— Ist etwa die Engländerin noch im Haus? fragte er im aufgeregten Tone.

Julia antwortete etwas verwirrt:

— Noch wohnt Miß Pynes hier.

— Dann stehe ich für Nichts! rief er wüthend aus, dann passirt Unglück über Unglück, dann sind wir unseres Lebens nicht sicher. Dies Weib muß fort, wohin sie will, ich will ihr das

Honorar auf fünf Jahre voraus zahlen, aber sie muß fort, fort in dieser Stunde!

Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer, ohne seiner Aufregung Herr werden zu können.

Julia versuchte ihre Thränen zu unterdrücken und schrieb einige Worte an Miß Pynes, welche sie durch einen Diener nach dem Zimmer derselben sandte.

— Was ist der Französin angefochten? fragte Julia alsdann.

Der Doctor hat es für eine, in ihrem Zustande sehr natürliche Ohnmacht erklärt.

Julia berührte dies Thema nicht mehr und bat Harry, sich zu schonen, da er selbst nicht ganz wohl sei. Derselbe setzte sich auch an's Clavier und spielte eine Schumann'sche Phantasie. Julia nahm eine Handarbeit und hörte ihm zu. Dann wurde das Diner aufgetragen, an welchem Oswald und Frau von Sabrand Theil nahmen, und die gute Laune wurde schnell wieder hergestellt.

Nachdem Harry nach Tisch ein Wenig geruht hatte, schickte er sich an, in's Büreau zu gehen, womit Julia gar nicht einverstanden war, da der mindeste Zug seiner Gesundheit schädlich sein konnte.

— Bedenke! — sagte sie, — wie unangenehm gerade jetzt ein ernsteres Unwohlsein sein würde, wo so Vieles im Hause zu besorgen ist.

Harry lächelte über ihre zärtliche Vorsicht und versicherte, daß es für ihn keine sichere und schnellere Heilung gäbe, als die Comptoirluft. Unten angekommen, schrieb er auf seine Notiztafel die Adresse „Moldaubrücke Nr. 12.“

— Sonderbar, murmelte er vor sich hin, diese Adresse steht hier bereits einmal: „Forst, Moldaubrücke 12.“

Er öffnete die Thür seines Privat-Cabinets und rief in's Büreau hinein:

— Ich bitte Herrn Forst zu mir zu kommen!

Statt des Gerufenen erschien Herr Dorn und theilte mit, daß Forst nach der Börse nicht wieder in's Büreau gekommen sei.

— Hat er sich entschuldigen lassen?! fragte Harry aufgeregt.

— Bis jetzt noch nicht.

— So wünsche ich, daß sogleich ein Bote zu ihm geschickt und Herrn Forst befohlen würde, ungesäumt zu mir zu kommen!

Der Bote kam nach einer Viertelstunde zurück.

— Nun? herrschte ihn Harry an.

Herr Forst bittet um Entschuldigung, heute Nachmittag nicht erscheinen zu können, da seine Braut lebensgefährlich krank sei.

— Seine Braut? fragte Harry erstaunt, seine Braut? es ist gut!

Der Bote entfernte sich.

Harry begab sich zu Oswald's Pult, welches sich im Nebencabinet befand.

— Sagen Sie, bester Oswald, mit welchem Gehalt ist Forst hier engagirt?

— So viel mir gegenwärtig ist, bekommt er seit dem ersten Januar 900 Gulden. Ich habe ihn um 150 Gulden, seiner guten Leistungen halber erhöht. —

— Aber wie kann ein Mensch mit 900 Gulden an's Heirathen denken?

— Heirathen, Forst heirathen? Das ist das Erste, was ich höre.

— Er ließ sich soeben wegen Krankheit seiner Braut entschuldigen.

— Ach so, lachte Oswald, die kleine Französin! ha ha ha! Seine Braut! Lächerlich! Ich weiß, daß er dem Mädchen den Hof macht und verliebt in sie ist. Das ist ein ganzer Roman. Das Mädchen kam vor etwa zwei Monaten mit der Besitzerin eines hiesigen Modemagazins aus Paris hier an, woselbst sie dieselbe engagirt hatte. Das Mädchen zog in dasselbe Haus, wo Forst zur Miethe wohnt, und da das Mädchen kein Wort deutsch, Forst aber sehr gut französisch spricht, so hat sich eine Art Bekanntschaft oder Freundschaft zwischen den Beiden entwickelt, welches aber Nichts auf sich hat.

Harry schüttelte den Kopf.

— Die Sache ist doch ernster als Sie glauben, Oswald, sagte er, mit den Fingern auf dem Tisch trommelnd, viel ernster, hören Sie, was ich von der ganzen Sache weiß.

Er erzählte nun Oswald, was sich heute bei ihm zugetragen, und was der Doctor gesagt habe.

— Wenngleich größere Ausgaben, fuhr er fort, immer die Folgen eines derartigen Verhältnisses sind, so will ich darüber ein Auge zudrücken. Indeß die Französinnen im Auslande sind gefährlich! Wenn Sie mit Forst so außerordentlich zufrieden sind, so muß man ihn warnen. Sie sehen, schon hält ihn das Mädchen davon ab, seiner Pflicht zu genügen. — Er fehlt! — Außerdem glaube ich nicht, daß der junge Mann weiß, daß sich das Mädchen in interessanten Umständen befindet. Erfährt er es, so wird das Mädchen entweder ihre Erpressungskünste an ihm

versuchen, oder, wenn von wirklicher Liebe die Rede ist, ihm den Kopf so verdrehen, daß auf seine fünf Sinne für's Comptoir nicht viel zu rechnen ist. Man muß ihn warnen! Ich werde ihn warnen. Ich weiß Bescheid mit dergleichen. Die Französinnen außerhalb Frankreichs sind gefährlich! Sollte der Junge da etwa mit Geld zu retten sein, so will ich ihm lieber heute als morgen helfen. Ich hoffe, es ist noch Zeit.

Oswald war ganz Harry's Meinung, und freute sich über das herzliche Interesse, welches derselbe für einen ihm ganz unbekannten Mann nahm.

Harry begab sich zur Casse und ließ sich vom Cassirer 500 Gulden geben. —

— Bringen Sie die Summe auf Gewinn- und Verlust-Conto, sagte Harry, bemerken Sie in ParantHese (F).

Harry warf einen Pelz um die Schultern, drückte eine Pelzmütze auf den Kopf und ging gedankenvoll aus dem Büreau. Der Portier fragte, ob angespannt werden solle, worauf Harry antwortete:

— Unnöthig! Ich werde ein Wenig im Freien rauchen, wenn nach mir gefragt wird, ich bin in einer halben Stunde zurück!

Harry ging langsam dem Hradschin zu. — —

IX.

Oben jedoch hatte eine rührende Scene stattgefunden. Miß Pynes, die langjährige erprobte Freundin Julia's, packte ihre Sachen zusammen. Julia war untröstlich.

— Mein Kind, sagte Miß Pynes, je mehr ich darüber nachdenke, desto unbegreiflicher ist mir das Benehmen Deines Vetters gegen mich. Es muß irgend eine Aehnlichkeit aus seinem früheren Leben ihn dazu veranlassen, denn an das ganze mal ochio-Mährchen glaube ich nicht. Ich beschwöre, Herrn Harry in meinem Leben nie gesehen zu haben, er kann mit mir ja auch nirgends zusammengekommen sein, denn ich bin seit fünfzehn Jahren hier im Hause und vordem lebte ich in Amsterdam, wohin ich in meinem zehnten Lebensjahre gekommen bin. Dort lebten wir allerdings zehn Jahre lang in einer Stadt zusammen, aber wie gesagt, ich beschwöre, ihn nie gesehen zu haben. — Wie dem auch sei, ich bin Herrn Harry ein Dorn im Auge, ich verlasse dies Haus, aber nicht diese Stadt. Dein Mann wird später vernünftiger werden und die Grundlosigkeit seiner Befürchtungen einsehen. Weine nicht, mein Kind, Frau von Sabrand nimmt mich für's Erste in ihre Wohnung, und Gott wird weiter helfen. —

Sie küßte Julia und verließ alsdann ein Haus, worin sie fünfzehn Jahre lang nicht wie eine bezahlte Gesellschafterin, sondern wie die Hausfrau geschaltet hatte. —

Harry aber hatte sich vom Hradschin aus nach der Moldau gewandt, und, indem er sich in seinen Pelz warm hüllte, warf er seine Cigarre, welche er mehr gekaut als geraucht hatte, weit hinüber in den Fluß. Zeitweise stand er still und schien wieder umkehren zu wollen, dann aber ging er, hoch aufathmend, entschlossen weiter. Jetzt hatte er die Brücke erreicht, und es gelang ihm bald, das Haus Nr. 12 zu finden.

— Portier! rief er, indem er in den Hausflur eines enggebauten Hauses trat.

Keine Antwort. Er stieg eine Treppe hoch und fragte ein Mädchen, welches zufällig auf dem Flur stand, nach der Wohnung des Herrn Forst. „Im dritten Stocke links"! war die Antwort. Harry fand Forst nicht zu Haus, man sagte ihm jedoch, daß er ihn eine Treppe höher bei Fräulein Gulon finden würde. Harry ging die vierte Treppe hinauf. Sacht klopfte er an die Thür und Forst öffnete ihm selbst.

— Herr van Zuiden! rief der junge Mann erstaunt aus. Sie bemühen sich selbst, ich war eben im Begriff, nach dem Comptoir zu kommen, da es besser geht.

— Ich komme nicht zu Ihnen, Forst, antwortete Harry mißgestimmt, sondern zu dem Mädchen. Sie ist bei mir krank geworden, und da ich vorbeifuhr, wollte ich sehen, wie es ihr geht. Mit Ihnen habe ich auch noch ein Wörtchen späterhin zu sprechen. Herr Rey hat mir den Sachverhalt erzählt. Sie sind auf schlechten Wegen, Herr Forst.

— Aber ich schwöre Ihnen, Herr van Zuiden, versetzte Forst erröthend . . . .

— Was schwören Sie! junger Mann. Ich wiederhole, Sie sind auf schlechten Wegen. — Ist das Mädchen Ihre Braut?

— Meine Braut?! . . . . stammelte Forst, nein, nur . . . . uneigennützigste Freundschaft . . . .

— Ach was Freundschaft! versetzte Harry, mit dem Fuße aufstoßend, ist das Mädchen Ihre Maitresse?

— Ich schwöre Ihnen . . . . betheuerte Forst. Nein!

Harry sah ihm fest in's Auge.

— Schwören Sie nicht falsch! junger Mann! Haben Sie den Arzt gesprochen? —

— Nein, Herr van Zuiden, ich war zur Börse als er hier war, er wollte in einer Stunde wiederkommen.

— Nun! versetzte Harry, so werde ich Ihnen sagen, was Doctor Wendel in meiner Wohnung constatirt hat. Das Mädchen ist in interessanten Umständen!

Forst erbleichte.

— Fragen Sie den Doctor, Forst, dann werden Sie Näheres erfahren. Führen Sie mich zu der Person!

Die Französin lag im fieberhaften, bewußtlosen Zustande auf einem dürftigen Lager. Das matte Licht, welches durch unreine Fensterscheiben in's Dachzimmer fiel, warf einen fahlen Schein auf das Gesicht der Kranken. Ihre Wirthin, eine alte, schlecht gekleidete Frau, sowie ein junges Mädchen, welches deren Tochter zu sein schien, waren emsig bemüht, die vom Doctor Wendel gegebene Ordonnanzen auszuführen.

— Hat das Mädchen sich bis jetzt noch nicht erholt? fragte Harry, indem er mit einem kurzen Blick das Zimmer und seine Bewohner übersah.

— Bis jetzt hat sie noch Nichts gesprochen, sagte die Alte, die Arznei ist ihr eingeträufelt worden.

— Wann war der Doctor hier? fragte Harry.

— Um zwei Uhr, antwortete die Alte.

Harry sah nach der Uhr. Es war sieben Uhr vorüber.

— Fünf Stunden, sagte er, ohne Bewußtsein, das geht nicht. Wer spricht hier französisch? fragte er alsdann.

— Niemand außer mir, antwortete Forst, und dies ist der Grund meines Hierseins. —

— Wenn Sie sich wirklich nützlich machen wollen, fuhr Harry fort, so dispensire ich Sie heut vom Comptoir, aber fahren Sie ungesäumt zum Doctor Wendel und bitten Sie ihn, sogleich hierher zu kommen; ich werde hier so lange warten, damit ein Mann zur Stelle ist, und um in Nothfall ihr . . . Französisch verdolmetschen zu können.

Forst verschwand wie ein Pfeil. Kaum hatte derselbe das Zimmer verlassen, als Harry seinen Pelz abwarf und an das Bett der Kranken trat. Er spritzte derselben etwas Wasser in's Gesicht, und nach einigen Secunden erwachte dieselbe. Sie sah mit wirren Blicken im Zimmer umher, bis plötzlich ihr Blick auf Harry fiel.

— Comment, c'est vous! rief sie mit Zeichen des Erstaunens aus. — Vous?!

Harry sprang vom Stuhl auf und sagte zur Wirthin:

— Sie verlangt ein Brausepulver, holen Sie dies aus der nächsten Apotheke.

Die Alte lief davon. Kaum war diese aus dem Zimmer, als Harry zu der Tochter derselben sagte:

— Holen Sie etwas Senf zu Umschlägen, mein Kind!

— Wir haben Senf im Hause, antwortete dieselbe.

— Nein, nein! rief Harry, es muß ganz frischer Senf sein.

Er warf ihr einen Gulden zu und rief:

— Schnell, schnell zur Apotheke! —

Er blieb etwa eine Viertelstunde mit der Französin allein. Als die Wirthin und ihre Tochter zurückkamen, war die Französin bei ganz klarem Verstande und in ruhigem Zustande. Harry gab ihr ein Brausepulver und hieß mit dem Senfumschlag warten, bis der Doctor käme. Kurze Zeit darauf erschien Wendel mit Forst und beruhigte vollständig die Anwesenden über den Zustand der Kranken. Harry ersuchte nun den Doctor und Forst ihm auf einen Augenblick in das Nebenzimmer zu folgen. Daselbst theilte er den beiden Herren Folgendes mit:

— Ich war soeben mit der Französin allein, und empfing auf mein Befragen die Bestätigung Ihres Ausspruchs, Herr Doctor! Ich war zu delicat, um das Mädchen näher auszuforschen, wie weit Ihr Verhältniß . . . Herr Forst mit derselben gediehen ist. Sie hat nur einen Wunsch, sagt sie mir, nach Dijon, woher sie stammt, in ihr elterliches Haus zurückzukehren, da sie durch die Lage, in welcher sie sich befindet, der nächsten Zukunft nur mit größter Besorgniß entgegenblickt. Herr Oswald Rey, welcher Sie mir, lieber Forst, dringend empfohlen hat, beauftragte mich, um jeden Preis Ihre Ruhe zu retten. Dieselbe, lieber Forst, war, glauben Sie mir, im höchsten Maaße gefährdet. — Meiner Ansicht nach ist es für den Augenblick das

Beste, dem Mädchen die Möglichkeit, nach Hause zu reisen, wo sie sicher aufgehoben ist, zu gewähren. Ich stelle gern die unbedeutenden Mittel hierzu zur Disposition, und bin hocherfreut, damit erstens dem Mädchen in ihrer peinlichen Lage genützt und zweitens meinem Hause einen jungen Mann erhalten zu haben, in Ehren erhalten zu haben . . . . . Herr Forst! — Das Haus kann es, Gott sei Dank, und meiner Ansicht nach ist die Humanität die erste Bedingung von Gentlemen! —

Forst reichte Harry dankbar die Hand und sagte, daß er, obgleich sein Verhältniß zu der Französin ein ganz harmloses sei, die Handlungsweise seines Chefs im höchsten Maaße bewundernd anerkenne. Der Doctor fügte ebenfalls seine Hochachtung über dieselbe hinzu, die ihn nach so vielem Edlen, was Harry gethan, nicht überrasche.

Die drei Herren trennten sich darauf und Harry nahm Forst mit sich in's Comptoir.

Julia war ebenso über das lange Ausbleiben ihres Bräutigams verwundert, als jetzt über sein Zurückkommen erfreut.

— Mein Kind, sagte Jener zu ihr, als sie behaglich am Kamin saßen, man muß nie die Gelegenheit, ein gutes Werk zu thun, vorübergehen lassen. Ich fühle mich außerordentlich wohl — ich habe soeben zweien, vielleicht dreien Menschen sehr wohl gethan!

Als Forst am nächsten Morgen in's Büreau kam und zu Harry in's Privatcabinet gerufen wurde, machte er Harry die ihn befremdende Mittheilung, daß, als er am vorigen Abende nach Hause kam, die Französin bereits verschwunden, und mit dem Abendzuge abgereist sei.

Harry erwiderte:

— Da können Sie sehen, junger Mann, wie es mit der Freundschaft und .... Liebe zu solchen Personen aussieht. Sie ist abgereist, ohne Ihnen einmal Adieu gesagt zu haben. — Erpressung! Nichts als Erpressung dieser Französinnen! Gut, das sie fort ist, ich glaube, das Mädchen hätte Ihnen große Kopfschmerzen gemacht! — Keinen Dank Forst, Nichts mehr davon. Gehen Sie an Ihre Arbeit! —

Der junge Mann ging kopfschüttelnd an sein Pult. Dort angekommen, bat ihn der Cassirer, einen Posten zu übertragen, welcher wegen seiner gestrigen Abwesenheit rückständig geblieben sei.

Auf Forst's Frage, was dies sei, dictirte ihm der Cassirer:

— Unter gestrigem Datum, an Gewinn- und Verlust-Conto 500 Gulden ... in Paranthese (F).

X.

Immer näher rückte der Hochzeitstag heran und alle Arrangements der Wohnung waren in behaglichster und comfortablester Weise erledigt. Das Zimmer, welches ganz in amerikanischem Style eingerichtet war, bildete ein Museum vieler in Europa unbekannter Gegenstände Dieser Raum war für die Zukunft zum Rauchzimmer bestimmt. Unter den vielen, theils von London, Hamburg, ja aus New-York ankommenden Kisten, meldete sich eines Tages ein Packet, welches das Postzeichen „Berlin" trug und mit einem blauen Firmastempel versehen war, worauf man die Worte „Gilbert, Coiffeur" las. — Julia, welche dies Packet versteuern ließ, fragte Harry nach der Bestimmung der drei in der Kiste enthaltenen Flacons.

— Ein amerikanisches Räucherungsmittel, antwortete Harry, wovon dieser Mr. Gilbert das einzige Depot in Europa hat.

Er verschloß dasselbe behutsam, damit es unter dem Einflusse der Witterung nicht leide. Nun war Alles in Ordnung, und Harry führte mit selbstgefälligen Stolze Frau von Sabrand in der Wohnung umher.

— Außerordentlich schön, Harry! sagte dieselbe. Welcher Geschmack, welche Behaglichkeit. Das „american smoking room"

überraschte sie im höchsten Grade. Hier kann man Stunden lang verweilen, sagte sie, und immer wieder Neues sehen. Prächtig, wirklich exemplarisch schön!

Als Harry sie nun in die früher von Miß Pynes inne gehabten Räume führte, erregte die fast ganz neue, geschmackvolle Einrichtung derselben ihre ganze Aufmerksamkeit. Ueber dem Sopha hing ein nach der Photographie des verstorbenen Lieutenants Oscar von Sabrand gefertigtes Oelbild, und sämmtliche aus Elfenbein gearbeitete Toilettengegenstände waren mit en relief gearbeiteten „v. S.“ und einer Krone geziert. Frau von Sabrand, welcher dies auffiel, betrachtete Harry mit fragendem Blicke.

Jener antwortete:

— Machen Sie es sich gefälligst bequem, Madame, nehmen Sie Platz, ich bin stolz darauf, daß es Ihnen in Ihrer neuen Wohnung gefällt.

Als Frau von Sabrand etwas erwidern wollte, fuhr Harry in feierlichem Tone fort:

— Der schönste Schmuck, womit ich Julia's neue Heimath zieren konnte, ist, sie in der nächsten Nähe ihrer mütterlichen, edlen Freundin zu wissen. Es wäre meine höchste Befriedigung, wenn Sie, Madame, einen kleinen Theil Ihrer Sympathie auch auf mich übertragen würden.

Statt aller Antwort fiel Frau von Sabrand Harry um den Hals, und Thränen entstürzten ihren auf Oscar's Bild gerichteten Augen.

Als Julia kurz darauf in Frau von Sabrand's Zimmer zu den Beiden, welche noch immer in traulichem Gespräche begriffen waren, trat, sagte Letztere zu ihr:

— Mein liebes Kind! Dein Harry besitzt das edelste, zartfühlendste Herz, welchem ich je begegnet bin. Er verdient den Himmel auf Erden zu finden!

Dann küßte sie Julia, welche Frau von Sabrand's Worte mit empfand. Oswald, gegen welchen sich kurz darauf Frau von Sabrand in ähnlichem Sinne äußerte, erwiderte, daß er selten vor einem Menschen eine größere Hochachtung, als vor Harry, gehabt habe. Seine Handlungsweise ist die eines wahren Gentleman!

— Wüßten Sie, Madame, Verschiedenes, was ich täglich im Geschäft sehe und höre, so würden Sie ihn wie eine gütige Vorsehung für Jeden, der mit ihm in nähere Berührung kommt, betrachten!

XI.

So war endlich der längst erwartete Morgen des zweiten April hereingebrochen. Die weiße Winterlandschaft bot einen freundlichen Eindruck dar und der Schnee auf den Dächern glitzerte von der Sonne hell beschienen. Im Hause war seit acht Uhr Morgens Alles in Bewegung. Das Programm des Tages war so festgesetzt, daß die Trauung um ein Uhr in der Kapelle und ein Diner um fünf Uhr in der Wohnung stattfinden sollte. Schon um zehn Uhr versammelten sich in Oswald's Wohnung, wo Harry interimistisch Quartier genommen hatte, eine Menge Herren, um der Landessitte gemäß in der Junggesellenwohnung des Bräutigams noch ein Glas Wein auf sein Wohl zu leeren und um ihm dann bei seiner Hochzeitstoilette behülflich zu sein. Oswald machte die Honneurs und Harry war der liebenswürdigste Wirth. Alle wurden auf das Freundlichste von ihm empfangen, aber ein Ausruf herzlicher Ueberraschung entwand sich seiner Brust, als der Stabsarzt Schmidt in Galla-Uniform in's Zimmer eintrat.

— Das nenne ich liebenswürdig! — rief Harry, — das ist doch wahre Freundschaft, bester Stabsarzt, daß Sie die weite Reise meinetwegen gemacht haben.

— Lieber Harry! — antwortete Schmidt, wie konnte ich anders? Bei einem Jungen, den ich mitgeholfen habe, an's Licht der Welt zu bringen, werde ich doch nicht am Hochzeitstage fehlen?

Harry drückte ihm herzlich die Hand.

— Weiß Julia, daß Sie hier sind?

— Gott bewahre! Ich bin mit dem Nachtzuge heute früh angekommen, habe ein Wenig geruht nnd mich direct hierher begeben.

Harry stellte ihn den übrigen Herren vor, welchen er meist schon von früher her bekannt war.

Julia hatte mit Frau von Sabrand's Hilfe die Brauttoilette so eben beendet.

Ein hohes, weißes Atlaskleid umfloß ihre schöne Gestalt, ein Orangenblüthenkranz krönte ihr schönes Haupt, und ihre schwarzen Haare fielen in gebrannten Locken über den Hals.

Ein Bild der Schönheit, der Unschuld, der Liebe!

Die Damen begaben sich nach dem Vordersaal, wo eine große Anzahl Freundinnen sie erwarteten und sie mit Jubel und Herzlichkeit empfingen.

Frau von Sabrand legte ihr einen Brillantschmuck um, welchen Julia von ihrer Tante van Zuiden geerbt hatte und die Freundinnen festigten Orangenblüthenzweige auf den Brautschleier.

Jetzt nahm Julia aus dem Silberschranke ein kleines Etui, und zu Aller Erstaunen einen, ihren Freundinnen unbekannten Ring aus demselben.

— Dies — sagte sie laut, ist das Andenken an einen Freund, welcher im Grabe ruht. Ihn zu ehren, trage ich ihn heut zum ersten Male.

Frau von Sabrand küßte den Ring, welchen sie als den ihres Sohnes erkannte, und indem sie denselben an Julia's Finger steckte, sagte sie:

— Möge er Dir Glück und Freude bringen, möge er ein Talisman sein, der Dich vor Leid und Ungemach bewahren soll! Dieser. Ring ist das Brautgeschenk meines verstorbenen Gatten, der ihn selbst von seiner Mutter ererbt hatte.

Man betrachtete allgemein den Ring mit dem größten Interesse und vereinigte die innigsten Glückwünsche für ihr Wohl und ihre Zukunft.

Als ein Augenblick der Ruhe eingetreten war, wurde die Thür vorsichtig aufgemacht und Miß Pynes trat in's Zimmer. Sie umarmte Julia innig und zerfloß in Thränen.

—, Theures Kind, sagte sie Julia in's Ohr, ich wage es dennoch zu kommen. Dein Bräutigam wird von seinen thörichten Träumen zurückgekommen sein. Ich wage sogar seinen Zorn, denn ich kann am Hochzeitstage meiner lieben, theuren Julia, die ich wie mein Kind liebe, nicht fehlen.

Die Umstehenden gaben der . würdigen Erzieherin vollkommen Recht, nur bat man sie, sich ein Wenig zurückzuziehen, um Harry's Aufmerksamkeit nicht sogleich auf sich zu lenken.

Miß Pynes stellte sich hinter eine Gruppe Damen, welche sie vollkommen maskirten.

Nach einigen Minuten traten Harry und der Stabsarzt ein. Harry begrüßte die Anwesenden und wandte sich dann zu Julia, von deren Anblick er berauscht schien. Der Stabsarzt begrüßte

nun auch die schöne, junge Braut, welche durch seine Ankunft außerordentlich beglückt war. Harry dankte allen Anwesenden auf das Freundlichste, da hefteten sich plötzlich seine Blicke auf Miß Pynes, welche durch das Vortreten einer Dame sichtbar wurde. Außer sich vor Wuth, stampfte er mit dem Fuß auf den Boden.

— Wer hat sich erlaubt, dies Weib hier einzulassen, hinaus mit ihr! Aus meinen Augen! Will sie mir den heutigen Tag auch verderben?!

Er riß die Thürflügel auf und schrie:

— Hinaus mit Dir, Unglücksrabe! Lasse Dich nie wieder vor uns blicken, sonst zittere für Dein Leben!

Harry's Herzensgüte war allen Anwesenden bekannt, ja sprüchwörtlich geworden, und obgleich man seine Antipathie gegen die Engländerin seit langer Zeit kannte, machte ein solcher Auftritt kurz vor der Trauung doch den peinlichsten Eindruck.

Harry bemerkte dies wohl, und nachdem die Engländerin den Saal verlassen hatte, trat er zu Julia.

— Verzeihe, mein Kind, mein Benehmen, sagte er, allein in einem solchen Augenblicke vergesse ich mich selbst. Du kennst auch den Grund. Die Wuth übermannt mich, trotz meines besten Willens, ich danke Gott, daß er mich zurückgehalten hat, das Weib zu erwürgen!

Der Stabsarzt versuchte nun mit seiner jovialen Art und Weise den heiteren Ton wieder einzubürgern, was ihm auch bald gelang.

Die jungen Damen bildeten einen Kreis um die Braut, und Julia warf Orangenblüthen um sich. Nach altem Brauche sollte

das von einer solchen Blüthe getroffene Mädchen zunächst Braut werden.

Um halb zwölf Uhr empfahlen sich die Anwesenden, und auch Harry mußte, um nicht gegen den Gebrauch zu verstoßen, sich wieder hinauf begeben.

Er hatte eine elegante Toilette angelegt. Sein Haar war mit der bei ihm gewohnten Sorgfalt frisirt, ein schwarzer Frack mit Sammetaufschlägen ließ seine schlank gebaute Figur noch schöner hervortreten und ein fein gesticktes Chemisette bedeckte seine breite, hochgewölbte Brust. Er erzählte Oswald mit dem höchsten Unwillen von seinem Begegnen mit der verhaßten Engländerin, worauf Jener lächelnd die Achseln zuckte.

Jetzt meldete der Diener, daß der Wagen vorgefahren sei, und in der That stand vor dem Thorweg der Gallawagen des verstorbenen van Zuiden und die neu aufgezäumten Rappen stampften ungeduldig das mit Schnee bedeckte Pflaster. Harry ließ sich den Pelz umgeben, und indem er Oswald küßte, rief er ihm zu:

— Partons! mon ami! Au revoir, à tout à l'heure!

Er holte Julia aus der Wohnung ab, führte sie die mit Blumen bedeckte Treppe hinunter, und, nachdem sie im Flur von einer zahlreichen Menge begrüßt wurden, stiegen sie in den Wagen, welcher im Galopp auf dem knirschenden Schnee dahinflog.

In der Kirche waren alle Plätze von einem zahlreichen Publicum besetzt. Die van Zuiden'sche Hochzeit war das Tagesereigniß.

Der Sonntag begünstigte die allgemeine Theilnahme, und die elegantesten Toiletten rauschten auf dem steinigen Fußboden.

In der That war das eleganteste Publicum Prags hier versammelt, und nicht die Convenienz, sondern das wahre Interesse, die innigste Theilnahme veranlaßten das allgemeine Erscheinen.

Jetzt öffneten sich die weiten Flügelthüren, und vom Chorgesang empfangen, trat das Brautpaar in die Kirche.

Aller Augen richteten sich auf dasselbe, man drängte sich dem Mittelschiff entgegen; ein Jeder wünschte einen Blick, einen Gruß des Brautpaares zu erhaschen. Der Chorgesang verschwamm in ein zerschmelzendes Pianissimo, und ein mächtiger Orgelaccord durchbrauste die Luft. Der Priester betrat die Kanzel und das Brautpaar, geführt vom Justizrath Grimm und Frau von Sabrand, stellten sich ihm gegenüber. Tiefe Stille herrschte in der ganzen Kirche und ein Augenblick heiliger Empfindung durchbebte ein jedes Herz.

In schlichten, jedoch erhebenden Worten entwickelte der Priester die sonderbaren, unergründlichen Wege der Vorsehung, welche hier so sichtlich gewaltet, gedachte des verstorbenen Vaters, des dahingeschiedenen Freundes.

— So führte, schloß der Priester seine Rede, die Barmherzigkeit zur Freundschaft und die Freundschaft zur Liebe. Die Vorsehung wird Euch ferner beschützen und aus Eurem Hause einen Altar der Freude und des Gott und Menschen gefälligen Glückes erbauen!

— Wieder brauste die Orgel ihre heiligen Klänge dahin und das Brautpaar knieete auf die Altarstufen nieder.

Da öffneten sich die Kirchenthüren wieder und der amerikanische Consul, welchem einige Herren folgten, trat in die Kirche.

Wiewohl das Erscheinen desselben als Zeuge der Trauung eine besondere Ehre für die Ceremonie war, störte doch sein spätes Erscheinen die Weihe des feierlichen Augenblicks.

— Nun denn — fuhr der Priester fort — im Namen des Herrn, des Vaters und des . . . . .

Da plötzlich ertönte der verzweifelte Ruf: „Es ist zu spät!“ — vom Eingang der Kirche her. In wildem Laufe durchstürmte ein Mann die Reihen der andächtigen Anwesenden, bahnte sich eine Gasse, und mit einem Sprunge war er auf den Altarstufen.

Alle Anwesenden wurden von jähem Schrecken ergriffen, welcher noch vermehrt wurde, als der Fremde den Bräutigam am Arme packte und ihn die Altarstufen herunterzerrte.

— Haltet ein! Verblendete! — rief der Fremde mit donnernder Stimme: dieser Mann hat Euch Alle betrogen!

Jetzt wurde das einen Augenblick vor Schrecken gelähmte Publicum unruhig. Alles drängte sich in einen Kreis um den Altar.

Unschlüssig stand der Priester und blickte auf die Gruppen.

— Der Stabsarzt sprang Harry zur Hilfe und befreite ihn von dem sonderbaren Angriff: Frau von Sabrand hielt Julia in ihrem Arm, welche, ohne die Geistesgegenwart zu verlieren, beide jungen Leute durchbohrenden Blickes betrachtete.

— Diese aber standen sich unschlüssig gegenüber und maßen sich mit wuthentbrannten Blicken.

Harry gewann zuerst die Fassung wieder, und obgleich der Schrecken ihn bleich gemacht hatte, wie ein Gespenst, begann er mit erhobener Stimme:

— Wer sind Sie, der Sie es wagen, die heilige Handlung der Kirche zu stören, und mich gleich einem Wahnsinnigen anfallen?!

Sein Gegner schwieg.

Es war ein großer, stattlicher Mann, hochblondes Haar und voller Bart umgaben sein schönes, edel geformtes Gesicht, und seine blauen Augen durchbohrten Harry mit verachtendem Blicke.

— Du fragst noch, Elender? — rief er, daß das Echo in den hohen Räumen der Kirche wiederhallte.

— Du wagst mich noch zu fragen?! Wähntest Du vielleicht, daß die Kirche Dein Verbrechen heiligen, Deinen Betrug sanctioniren würde? Wähntest Du, es gäbe keine Gerechtigkeit, keine Vorsehung, keinen Gott?! — Es giebt einen Gott, schrie er, beide Hände hoch erhebend, es giebt einen Gott der Rache!

Harry verstummte. Jetzt näherte sich der amerikanische Consul und ein älterer Herr in Uniform den Beiden. Letzterer war der Polizeidirector von Prag. Er berührte Harry an der Schulter und sprach mit lauten, vernehmlichen Worten:

— Auf Veranlassung und auf Verantwortung des Herrn Consuls der Vereinigten Staaten Amerikas, im Namen des Kaisers und des Gesetzes, Herr Harry van Zuiden, ich verhafte Sie!

Ein panischer Schrecken durchlief die Kirche und allgemeine Ausrufe des Unwillens, des Erstaunens, der Entrüstung wurden laut.

Julia sank ohnmächtig in Frau von Sabrand's Arme.

Der Polizeidirector überwies Harry zweien hinzugetretenen Beamten in Civil.

Jetzt hatte Harry seine ganze Geistesgegenwart wieder gewonnen und mit trotzigem Gesichte sagte er zu dem Polizeidirector:

— Ein Augenblick! mein Herr! Ich protestire gegen diesen Gewaltact, ohne eine begründete Anklage. Hier waltet ein Mißverständniß ob.

Der Polizeidirector erwiderte:

— Ich verhafte Sie auf Veranlassung und auf Verantwortung Ihres Consuls. Man wird Ihnen die Gründe später mittheilen!

— Wer klagt mich an? rief Harry, mein Consul oder dieser .... Mensch da?

— Ich! erwiderte der Consul phlegmatisch, und das Verbrechen von Erquelines!

Harry zerriß das seidene Futter seines Fracks, in welchem seine Hand wühlte.

— Wer ist der Mann, rief er mit bebender, jedoch lauter Stimme, der mir gegenübersteht.

Mit sonorem, feierlichen Tone erwiderte der Fremde:

— Harry Stendal.

— Du lügst! Betrüger, schrie Harry außer sich, Harry Stendal ist todt!

Der Polizeidirector rief:

— Sie haben es gehört, meine Herren! er hat selbst zugestanden, daß Harry Stendal todt ist, führen Sie ihn ab! In die Citadelle mit dem Verbrecher!

Harry wurde von den Beamten aus der Kirche geführt.

Der Lärm der Anwesenden hatte sich jetzt zum Tumulte gesteigert, man umringte den Fremden.

Der Stabsarzt, welcher der Einzige war, der die Geistesgegenwart behalten hatte, rief jetzt mit Donnerstimme:

— Bleiben Sie Alle ruhig, meine Herren. Frau von Sabrand, bringen Sie Julia nach Hause!

— Wer ist Frau von Sabrand? fragte der Fremde. Man zeigte sie ihm.

— Sie hier, Madame? fragte der Fremde erstaunt, wo ist Oscar?

— Todt! erwiderte die Dame mit Resignation.

— Wo ist Herr Leopold van Zuiden? fragte der Fremde weiter.

— Todt! erwiderten einige Männerstimmen.

Jetzt erst nahm man sich Muße, den Fremden genauer zu betrachten. Seine Kleidung stach seltsam von den feierlichen Anzügen der anderen Herren ab. Hohe schmutzige Stulpenstiefel bedeckten seine Füße, seine Kleidung war zerrissen und bestaubt, sein Haar in Unordnung. Jetzt wandte er sich an den Priester mit den Worten:

— Hochwürden, haben Sie das Paar schon eingesegnet?

— Nein! war die kurze Antwort.

— Dann, rief der Fremde, sei Gott gelobt, ich kam noch zur Zeit.

Jetzt richtete der Priester die Worte an ihn, welche auf Aller Lippen schwebten:

— Sind Sie Harry Stendal aus Washington, der Sohn des verstorbenen Herrn Leopold van Zuiden?

Der Fremde schwieg einen Augenblick, dann kreuzte er seine Hände, welche in den langen, hochblonden Haaren gewühlt hatten, über die Brust:

— Harry Stendal, antwortete er, ruht zu Erquelines an der belgisch-französischen Grenze im Grabe, gemordet von jenes Verbrechers fluchbeladener Hand! Ich aber, hochverehrter Herr, und Sie, hochgeehrte Anwesende, die mich umgeben, hören Sie es wohl, ich bin auch — Harry Stendal!

Die Anwesenden wichen scheu vor ihm zurück.

— Dies ist Alles, was ich bis jetzt weiß, meine Herren, fuhr er fort, mehr könnte ich vor Gericht nicht sagen. Sie haben gehört, daß in einem Augenblick des Vergessens der Schändliche sein Verbrechen selbst eingestanden! Weiteres werden die Zeit und meine Recherchen lehren! — Bis dahin bemeistern Sie Ihre Neugierde, und wenn Sie der unglücklichen Braut wohl wollen, danken Sie Gott, daß sie noch zur rechten Zeit gerettet wurde vor einem sicheren, jähen Abgrunde, wie ich ihm dafür danke!

Damit drängte er sich durch die verblüffte, schreckensbleiche Menge, und war spurlos aus der Kirche verschwunden.

XIII.

Eine Woche war seit jenem erschütternden Ereignisse vergangen, welches noch immer den Geist der Prager im hohen Maße beschäftigte. Sowohl der Polizeiminister als auch die Beamten des amerikanischen Consulats wurden mit Fragen überhäuft und durch unzählige Besuche in dieser Angelegenheit belästigt. Sie verweigerten aber jede Auskunft, da, wie sie sagten, auch ihnen die Sache vorläufig noch ein Räthsel sei und man sich vor dem Ergebnisse der Untersuchung nur auf Vermuthungen beschränken müsse, welche jedoch in dem einen gewissen Factum gipfelten, daß der bisherige Associé der Firma van Zuiden und Compagnie und der Bräutigam der Tochter jener hoch angesehenen Familie nicht Harry Stendal, sondern ein Betrüger, ja ein Verbrecher sei.

Wer war jener fremde, entschlossene, junge Mann, welcher die Traufeierlichkeit in der Kirche zu stören sich erlaubte? Wie war es ferner möglich, daß, wenn es auch dem vermeintlichen Harry Stendal gelungen war, das Herz einer jungen Dame durch seine Persönlichkeit zu gewinnen, daß er es auch ermöglichte, seine ganze Umgebung und die gewiegtesten Geschäftsleute Prags zu täuschen? Wie war es möglich, daß eine Dame, wie Frau von Sabrand, vom ersten Augenblicke an ihre ganze Sympathie einem vermeintlichen Verbrecher habe schenken können? War der jetzt

im Kerker schmachtende junge Mann nicht der Sohn des verstorbenen van Zuiden und nicht der Freund des ebenfalls verstorbenen Lieutenants von Sabrand, wie konnte er in jede Einzelheit des Verstorbenen eingeweiht sein und die verschlungensten Fäden aller Beziehungen der beiden Verstorbenen gekannt haben? War auch in jenem Augenblicke, als der erste Anblick des Portraits seiner Mutter den Betrüger derartig ergriffen, daß die ihn übermannende Rührung ihm nicht erlaubte, die ihm durch den Stabsarzt empfohlene Comödie weiter zu spielen, eine Täuschung? War Alles also Lug und Trug?

Diese Fragen bewegten die Gemüther der Prager derartig, daß sie noch Wochen lang der Gegenstand der Unterhaltung in allen Salons und das Sujet des allgemeinen Interesses bildeten. Nur Einer wäre im Stande gewesen, einen Lichtstrahl in die allgemeinen Vermuthungen zu werfen, und dieser Eine war jener junge Mann, welcher in der Kirche laut und vernehmlich gesagt hatte: „Harry Stendal ist todt, ich aber bin auch Harry Stendal!“ Diese einzige Person befand sich aber nicht mehr in Prag, sondern war schon am Abend jenes ereignißreichen Tages mit einem höhern Polizeibeamten Prags und einem Bevollmächtigten des amerikanischen Consulats abgereist. — Wohin? Niemand wußte es, und jede amtliche Auskunft hierüber wurde verweigert.

Im van Zuiden'schen Hause sah es traurig genug aus. Julia hatte sich zwar allmählig erholt, allein ihr Geist war durch das Plötzliche des Schreckens so gelähmt, daß ihr die genaue Erinnerungsfähigkeit vollkommen fehlte. Frau von Sabrand saß rathlos neben ihr und war auch nur im Stande, durch Kopfschütteln Julia's Fragen zu beantworten, da sie sich auch noch kein Bild über das Vorhergegangene machen konnte.

— Nein, je länger ich daran denke, je mehr ich mir die Erinnerung an alles Vorangegangene und Vorgekommene zurückrufe, desto weniger kann ich es glauben, daß hier ein Verbrechen, ja ein Betrug im Spiele sei! rief sie ein über das andere Mal aus.

Der Advocat Grimm, der Stabsarzt, welcher immer noch in Prag geblieben war, und Doctor Wendel konnten nur Frau von Sabrand's Worten beistimmen und mit ihr ausrufen:

— Unmöglich! Hier waltet kein Betrug, kein Verbrechen, sondern nur ein Irrthum ob.

Plötzlich erwachte Julia aus ihrer Lethargie. Von einem jähen Gedanken übermannt, sprang sie vom Sopha auf und klingelte.

— Ich lasse Miß Pynes ersuchen, sofort zu mir zu kommen, rief sie dem eintretenden Diener zu. Nur diese, meine Herren, kann Aufschluß geben, es muß irgend ein Zusammenhang zwischen ihr und Harry bestehen!

Auch vergebenes Bemühen. Oswald und die beiden Aerzte waren fast täglich bei der alten Engländerin gewesen, um sie über den geheimnißvollen Punkt zu befragen. Miß Pynes konnte nur mit der Versicherung antworten:

— Ich schwöre Ihnen zu, daß ich den jungen Mann, welcher mir als Sohn des Hauses vorgestellt wurde, niemals gesehen und auch nie früher von ihm gehört habe.

Dasselbe erwiderte sie jetzt auch ihrer ehemaligen Schutzbefohlenen, als sie auf deren Wunsch im van Zuiden'schen Hause erschien.

— Ich erinnere mich noch ganz genau meines ersten Begegnens mit dem Gentleman. Ich kehrte von Wien zurück . . . . der alte

Gentleman lebte noch. Herr Harry trat in das Vorzimmer der Patientenstube. Als er mich sah, erschrak er plötzlich und brach in die Worte aus:

— Hinaus mit dem alten Weibe, sonst passirt ein Unglück!

Julia bestätigte den Herren gegenüber die soeben versicherte Thatsache, und auch Oswald, welcher Zeuge jener Scene gewesen war, konnte nichts Anderes hinzufügen.

— Und dennoch! rief der Stabsarzt aus, muß Miß Pynes, vielleicht unwissentlich, Harry schon einmal in den Weg getreten sein. So viel ist mir klar und wird uns Allen klar bleiben, daß Sie ihm im Hause ein Stein des Anstoßes gewesen sind und daß er Sie gefürchtet hat. Allein hier kann ich mich nur in Vermuthungen ergehen, und selbst in diesen Vermuthungen läßt sich kein logischer Zusammenhang finden.

Frau von Sabrand und Oswald hatten sich der Polizeidirection zur Verfügung gestellt, als dieselbe die nöthigen Recherchen im van Zuiden'schen Hause, in Bezug auf sämmtliche, dem vermeintlichen Harry Stendal gehörigen Gegenstände, vornahm. Man glaubte aus Briefschaften, Documenten, aus irgend einem unbedeutendem Factum, vielleicht aus einer Kleinigkeit Aufschluß erhalten zu können. Vergebens! Die Papiere bezeugten die Identität des vermeintlichen Betrügers; sie lauteten alle auf Harry Stendal, Kaufmann aus Washington. Seine Leibwäsche war mit den verschlungenen Initialen „H. St.“ gezeichnet. Dasselbe Monogramm befand sich auf vielen Gegenständen, welche er bei sich trug und welche er sich nicht erst in Prag angeschafft, sondern aus Amerika mitgebracht hatte.

Hier war nur ein Fall möglich, über welchen der vermeintliche Betrüger die einzige Auskunft hätte geben können, welche er

aber zu geben beharrlich verweigerte. Dieser Fall wäre derjenige gewesen, daß der lang vermißte Harry Stendal wirklich gestorben sei, daß ein Anderer, vielleicht jener Edwin Schulz, vor welchem der verstorbene Lieutenant von Sabrand Harry in seinem Briefe gewarnt hatte, den van Zuiden'schen Brief in Abwesenheit des wirklichen Harry Stendal in Empfang genommen habe und nun für den Verstorbenen gelten und in dessen Rechte treten wollte. Der Staatsanwalt, welchem diese Vermuthung vorgetragen wurde, erwiderte lächelnd:

— Wenn der Fall so einfach läge, so würde die Sache längst erledigt sein. Dies war auch selbstverständlich meine erste Annahme, allein sie ist, wie mir eine schon vor einigen Tagen aus Washington zugegangene telegraphische Nachricht meldet, irrig.

Der Staats-Anwalt fuhr sodann in seinen Reflexionen der Familie gegenüber fort: Ihre Muthmaßung, daß wir es hier mit dem Edwin Schulz zu thun hätten, vor welchem, wie Sie sagten, Lieutenant von Sabrand den wahren Harry Stendal gewarnt hatte, fällt auch in sich zusammen. Wäre jener Fremde der wirkliche Harry gewesen, so hätte er in dem Gefangenen sofort jenen Edwin Schulz erkannt. Der Amerikaner hatte mir jedoch auf mein Befragen fest versichert, daß er den Gefangenen nicht kenne, auch nie gesehen habe. Jedenfalls müßte, wenn ein solcher Betrug vorläge, wie wir ihn zu befürchten berechtigt sind, der wahre Harry Stendal unseren Gefangenen genau gekannt haben, und der Gefangene den wahren Harry, da derselbe von allen Einzelheiten und Verhältnissen des wirklichen Harry Stendal auf das Genaueste unterrichtet war. Es wäre also unmöglich, daß die beiden Herren sich gegenseitig fremd gewesen wären. Wir müssen also abwarten, welche Berichte uns von

dem amerikanischen Consulat und unserem Criminal-Polizeidirector, welcher in Begleitung des Amerikaners abgereist ist, eingehen. Bis jetzt habe ich von der Schuld unseres Gefangenen durchaus keinen überzeugenden Beweis, und würde ihn auch nicht eingeschlossen halten, wenn die Einschließung nicht auf Verantwortung des amerikanischen Consulats geschehen wäre. Es spricht im Augenblicke für die Thatsache, daß der Fremde kein Betrüger sei, und daß er ein Interesse daran gehabt habe, die Trauung unseres jungen Paares zu stören, noch nichts Gewisses. Warten wir also die Sache ruhig ab und ergehen wir uns nicht in falschen Vermuthungen, die weit davon entfernt, uns an das Ziel zu bringen, uns noch in der richtigen, klaren Auffassung der Angelegenheit verwirren.

Kopfschüttelnd gingen die drei Herren zu Julia zurück, welcher sie den Inhalt ihres Gesprächs mit dem Staats-Anwalt fast wörtlich mittheilten. Julia war entrüstet, daß man, bevor Licht in der Sache war, ihren Bräutigam als Gefangenen behandelte, indessen der amerikanische Consul war verreist, und Niemand hatte das Recht, die Verantwortung des Consuls zu widerrufen.

XIV.

Während die Angehörigen und Freunde der Familie van Zuiden sich in Vermuthungen ergehen, während Julia schlaflose Nächte in dem trübseligsten aller Conflicte: dem Mann ihre Achtung und Liebe geschenkt zu haben, der eines Betruges, eines Mordes angeklagt, in dunklem Kerker schmachtet, den sie aus vollster Ueberzeugung für unschuldig hält, verbringt, wollen wir den Muthmaßungen unserer Leser zu Hülfe kommen, indem wir sie einige Monate vor dem Eintreffen jenes Fremden auf jene Orte der Handlung zurückführen, in welchen die Fäden einer schändlichen Intrigue geknüpft und durch deren verschiedenartigste Verkettung ein Verbrechen ermöglicht worden ist, unter welchem viele Unschuldige leiden mußten.

Die, in ein kleines Blechschild gravirte Firma eines in der Nähe des Place de la Bourse zu Paris befindlichen Bankgeschäftes ist nicht allein dem größten Theil des Pariser Publicums, sondern auch dem Finanzthum der neuen und alten Welt wohlbekannt. Tausende von Wechseln, Accreditiven und Rimessen, welche anstatt baaren Geldes als Zahlungsmittel hüben und drüben coursiren, sind, theils mit, theils ohne Accept, auf die

gedachte Pariser Firma ausgestellt. Die über jeden Zweifel erhabene Devise wird auf allen Börsenplätzen als „first rate“ honorirt, kurz das oft mit Unrecht angewandte Epitheton „Welthaus“ trifft bei dieser, in ein unscheinbar kleines Blechschild gravirten Firma durchaus zu.

Wie unsere bedeutendsten Zeitungen auf den meisten Plätzen Correspondenten haben, welche die Redactionen derselben von allen Vorkommnissen von Interesse schriftlich oder telegraphisch in Kenntniß setzen, so disponiren derartige Welthäuser in den meisten Hauptstädten über Verbindungen, die ihnen nicht allein Facta, sondern sogar Vermuthungen, Hoffnungen und Befürchtungen aus bestunterrichteten Quellen mittheilen. Da die politischen Begebenheiten das Barometer für die Börse sind, und die letztere sogar die Ereignisse je nach den Mittheilungen anticipirt, so ist ein, in Bezug auf politische Nachrichten gut bedientes Bankhaus in der Lage, durch den Vorsprung von einigen Stunden zutreffende Speculationen zu machen, bevor die Allgemeinheit unterrichtet ist.

Vor dem mit Bronzespitzen gekrönten Gitter des Bankhauses sieht man von zehn Uhr Morgens ab eine Reihe von Wagen, welche Remisiers, Makler, Agenten, Commissionaire in ihrer Tournée durch die Stadt dem Bankhause zuführen, Bankboten, Cassendiener, Depeschen- und Briefträger begegnen sich in den säulengetragenen Corridoren des Palastes und ein gutes Theil Müßiggänger und Neugieriger harrt in der Nähe desselben, oder in dem gegenüber befindlichen Café, um hie und da etwas Wissenswerthes aufzuschnappen.

In Kriegszeiten schwankt das Barometer der Börse fast stündlich. Eine jede vom Schlachtfeld einlaufende Nachricht übt

ihren Einfluß auf Geldwerthe und Actien. Es ist deshalb nicht erstaunenswerth, daß am Morgen des 15. Juni 1866 das bezeichnete Café von einer großen Anzahl Börsianer gefüllt war, welche von aus dem Bankgeschäft kommenden Maklern, Depeschen- oder Cassenboten neueste Nachrichten zu erfahren die Absicht hatten.

Das Publicum wirft im Allgemeinen mit dem Wort oder vielmehr dem Begriffe „Banquier" sehr leichtsinnig herum. Es faßt alle Diejenigen in diesen Begriff zusammen, welche das Geld, welches sie besitzen, oder den ihnen geschenkten Credit an der Börse verwerthen. Dies ist ein großer Irrthum! Es wäre nur dann gerechtfertigt, wenn man den Hausirer auch „Kaufmann" und den Colporteur auch „Buchhändler" nennen würde. Bei den sogenannten Banquiers giebt es aber die verschiedenartigsten Classen und Unterabtheilungen. Ein Sechszehntel derselben sind wirkliche Banquiers. Ein anderes Sechszehntel Besitzer von Geld-Commissionsgeschäften, ein Viertel Capitalisten, welche ihr Geld in Börsenpapieren anlegen, und alle übrigen Bruchtheile des Ganzen Speculanten, welche sich theils mit, theils ohne Geld-Einsatz an dem schwankenden Lotteriespiel der Börse betheiligen. Trifft dies Verhältniß schon auf den meisten Börsenplätzen zu, um wie viel mehr in Paris, wo die Speculation bis in die untersten Volksschichten eingedrungen ist, und wo jedes Dienstmädchen ihre Ersparnisse in Rente anzulegen pflegt.

In Kriegszeiten ist also das Interesse der Bevölkerung nicht allein auf den Ausgang der politischen Ereignisse zugespitzt, sondern es gipfelt in Hoffnungen oder Befürchtungen, welchen Einfluß die ankommenden Nachrichten auf die Börse haben werden.

Wer in das Innere eines großen Bankhauses mit Kennerblick hineingeschaut hat, bedarf keiner großen psychologischen Kenntnisse, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß die daselbst angestellten Beamten nicht allein bei eintreffenden, für die Börse wichtigen Nachrichten das Interesse des Chefs oder der Firma, sondern das eigene Interesse im Auge haben. Sie sind in vielen Fällen, noch bevor der Chef des Hauses in dieselben eingeweiht ist, von dem Inhalte der Briefe und Depeschen unterrichtet und verwerthen dieselben — leider! — häufig für eigene Rechnung.

Da, wie wir im Eingang unserer Erzählung bereits zu erläutern Gelegenheit genommen haben, das „per Ultimo-System" eine Speculation oft ohne Einsatz erlaubt, so benutzen die in Bankgeschäften angestellten, mithin gut unterrichteten jungen Leute dies System mit Vorliebe, — oft mit Erfolg! — indem sie an der Börse gleichzeitig mit den Geschäften ihrer Firma die eigenen betreiben, oder, wenn sie nicht für ihr Haus zur Börse gehen, ihre „per Ultimo-Aufträge" durch Agenten und Commissionaire, oder durch andere Bankhäuser — zur Schande derselben sei es gesagt! — ausführen lassen.

Die Büreauräume des angedeuteten Bankgeschäftes waren bereits vom frühen Morgen ab mit jüngeren und älteren Beamten angefüllt.

In den mannigfachen Abtheilungen desselben wurde bereits gearbeitet. In den verschiedensten Zimmern, an allen Pulten saßen Buchhalter, tief über ihre Bücher gebückt, und erledigten die mit der Morgenpost eingetroffenen Correspondenzen. Diese zahllosen Briefe wurden je nach ihrem Inhalte durch einen Herrn, der dieselben öffnete, an die verschiedenen Büreauchefs vertheilt, welche ihrerseits dieselben an die Unterbeamten weiter wandern

ließen, nachdem sie auf den Briefschaften gewisse Zeichen machten, welche zum Beweise dienten, daß sie von dem Inhalte derselben Notiz genommen hatten. Die Cassenabtheilung befand sich in einem gesonderten, großen Raume, woselbst der Cassenbeamte alle zum Auszahlen eingehenden Quittungen, Accreditive, Wechsel und Anweisungen, welche durch die Correspondenz Morgens gemeldet werden, in den Büchern vermerkte, so daß er, wenn ihm eine Quittung zur Zahlung überreicht wurde, schon vorher davon unterrichtet war.

Nicht weit vom Eingang des Büreaux befand sich das Pult, an welchem ein junger Herr alle Hände voll zu thun hatte. An ihn wurde alles Eingehende abgegeben und er sandte durch Büreauboten, welche sich in der Nähe des Pultes aufhielten, die wichtigsten ankommenden Briefe und Depeschen in das Privat-Comptoir seines Chefs, beziehungsweise in die Büreaux der betreffenden Geschäfts-Ressorts. Es war interessant zu betrachten, mit welcher Umsicht und Schnelligkeit dies Alles vollzogen wurde. Da derselbe im Verlauf unserer Erzählung eine nicht unbedeutende Rolle zu spielen hat, so wollen wir denselben ein wenig näher betrachten.

Der junge Mann war ein geborner Deutscher, Namens Felix Stein. Nachdem derselbe seine Lehrzeit in Hamburg vollendet hatte und auf verschiedenen anderen Börsenplätzen thätig gewesen war, hatte er den Wunsch, sich in einem Pariser Bankhause weiter auszubilden. Mit besten Empfehlungen reich versehen, stellte er sich bei dem Chef des Bankhauses vor, in welchem wir ihn augenblicklich thätig sehen, und sowohl die ihm zur Seite stehenden Empfehlungen, als seine angenehme Persönlichkeit, sein intelligentes Gesicht, sowie sein weltmännisches Auftreten ver-

anlaßten seine sofortige Anstellung. Herr Felix Stein entsprach diesen Empfehlungen dergestalt, daß er es durch seine Tüchtigkeit und Umsichtigkeit nach Verlauf eines Jahres zu dem bereits erwähnten und verhältnißmäßig gut dotirten Vertrauensposten brachte.

Allein was helfen Fleiß, Tüchtigkeit und Umsicht, wenn der Character eines jungen Mannes nicht feuerfest gegen die Verführung, welche Paris auf mannigfachste Art bietet, gestählt ist? Felix Stein hatte eine Liaison mit einer jungen Blumenarbeiterin, machte Schulden, indem er sich anfänglich Vorschüsse auf sein eigenes Gehalt geben ließ, später jedoch Geldagenten in die Hände fiel.

Fräulein Gulon, die Erwählte seines Herzens, war ein liebenswürdiges, fleißiges und einfaches Mädchen. Sah man sie Morgens in der Frühe in ihrem einfachen, kokett gerafften Kattunröckchen über den Boulevard gehen und ihre Arbeit in der Blumenfabrik abliefern, wo sie durch natürliches, freundliches Wesen der Liebling Aller war, so hätte man sich nicht erklären können, weshalb Felix für dies junge Mädchen Schulden zu machen gezwungen war, da, wie bereits erwähnt, derselbe ein verhältnißmäßig gutes Einkommen hatte.

Die Veranlassung zu diesen Schulden lag aber tiefer, vielmehr näher, da der junge Mann von dem allgemeinen Speculationsfieber angesteckt, durch seinen Vertrauensposten in die neuesten Nachrichten eingeweiht — per Ultimo spielte. Seine geschäftliche Function für das Bankhaus führte ihn nicht zur Börse; er war also gezwungen, durch Dritte seine Commissionen ausführen zu lassen. Er hatte anfänglich seinem Agenten ein aus Ersparnissen hervorgegangenes kleines Capital in Depot gegeben,

dasselbe war aber bald erschöpft, zumal der Agent sich die Discretion theuer bezahlen ließ, denn ein Wort desselben an den Chef der Firma hätte den jungen Mann nicht allein compromittirt, sondern ihn auch sofort außer Stellung gebracht. Die Art und Weise, mit welcher Felix Stein mit seinem Agenten vor der Börse correspondirte, war ziemlich einfach. Entweder traf er denselben in der Frühstücksstunde in dem gegenüberliegenden Café, wo er denselben von seinen Wünschen in Kenntniß setzte, oder er sandte ihm durch einen Commissionair ein kleines Briefchen nach der rue Trévise, woselbst der Agent wohnte.

XV.

Im Augenblick unserer Erzählung sehen wir Felix in das Büreau des Kassenbeamten treten und demselben einen soeben eingegangenen Brief von Harry Stendal aus Washington abgeben. Der Inhalt desselben war: daß er mit nächstem Dampfboot in Paris eintreffen und einen Theil seines Guthabens touchiren würde. Der Kassenbeamte schlug im Hauptbuch das betreffende Conto auf, überschlug das Debet und Credit desselben und merkte ein Guthaben des amerikanischen Hauses von dreihunderttausend Francs vor. Felix begab sich von dort in das Privatbüreau des Chefs, meldete dort den Inhalt des Briefes mit dem Bemerken, daß Herr Stendal persönlich in Paris seinen Besuch machen werde.

— O, Herr Stendal wird hierherkommen! rief der an seinem Büreau arbeitende Chef aus. Ich bitte mich sofort von der Ankunft desselben zu unterrichten. Ich freue mich außerordentlich, die persönliche Bekanntschaft desselben zu machen, nachdem wir schon Jahre lang mit ihm in angenehmster Geschäftsverbindung standen.

Der junge Mann verließ das Privat-Comptoir, brachte das Schreiben in das Büreau für angekommene Briefe und machte einen Vermerk unter demselben, daß in allen für die Registratur

nothwendigen Büchern Notiz genommen sei. Als er wieder an sein Pult zurückkehrte, wurde er von einem Herrn erwartet, welcher ihn persönlich auf einige Minuten zu sprechen wünschte.

Etwas verwirrt antwortete er demselben:

— Ich bitte Sie, mich hier mit meinen Privatangelegenheiten nicht zu belästigen. Sie kennen meine Wohnung ganz genau; wenn Sie sich heute Abend zu mir bemühen wollen, so können wir die Angelegenheit ausführlich behandeln. Ich muß Sie ein für alle Mal bitten, mich hier mit dergleichen zu verschonen.

Der Fremde antwortete hierauf, wenn auch mit leiser, aber doch ziemlich erregter Stimme:

— Es ist Ihnen bekannt, Herr Stein, daß ich vor einigen Tagen bei Ihnen in Ihrer Privatwohnung den Wechsel präsentiren ließ, und daß Sie mir versprochen haben, den Betrag in's Haus zu senden. Bis jetzt habe ich aber noch keinen Sou erhalten. Ich versichere Sie, daß ich das Geld brauche und daß, wenn Sie mir den Wechsel nicht bis heute Abend bezahlt haben, ich mich an Ihren Chef in dieser Angelegenheit wenden muß. Wie Sie wissen, ist der Wechsel bereits zum zweiten Male prolongirt, und ich habe nicht Lust, mein Geld an Ihnen zu verlieren. Ich mache Sie also darauf aufmerksam, daß ich nicht heute Abend zu Ihnen kommen werde, sondern vielmehr bis heute Abend das Geld bei mir erwarte. Ich grüße Sie! —

Mit diesen Worten empfahl sich der Fremde, artig grüßend.

Felix trommelte mit den Fingern unwillig auf sein Pult.

— Das geht denn doch zu weit mit der Frechheit dieser Leute, mich vor meinem Chef compromitiren zu wollen! Ich muß es unbedingt zu verhindern suchen.

Er ging wiederum in das Büreau des Cassirers und wandte sich an denselben mit der Bitte um einige tausend Francs Vorschuß auf sein Gehalt. Dieser, ein älterer jovialer Herr, erwiderte ihm, indem er sein Conto im Hauptbuch aufschlug:

— Werthester Freund, wie Sie sich selbst überzeugt haben, habe ich bei Ihnen eine Ausnahme gemacht; ein Weiteres ist mir ohne persönliche Genehmigung des Chefs nicht gestattet. Ich muß Sie also ersuchen, sich deswegen an den Chef selbst zu wenden und mir dessen Genehmigung resp. schriftliche Anweisung hierher zu bringen; dann stehe ich Ihnen mit Vergnügen zu Diensten.

— Sie wissen aber, bester Herr Jourdain, wie peinlich es für einen jungen Mann ist, sich in solchen Angelegenheiten an den Chef zu wenden.

— Aber bester Felix, weshalb machen Sie auch Schulden?

— Sie thun gerade so, Herr Jourdain, als ob hier im Hause irgend Jemand wäre, der keine Schulden hätte.

— Ich zum Beispiel habe keine, Herr Felix, das versichere ich Sie.

— Wenn ich in Ihrem Alter sein werde, habe ich es auch nicht mehr nöthig; Sie sind verheirathet und leben einen Tag wie den andern. Erinnern Sie sich nur an Ihre Jugend, und Sie werden über das Schuldenmachen vielleicht milder als augenblicklich denken.

— Ich habe auch in meiner Jugend keine Schulden gemacht, erwiderte Jourdain streng.

— Dann machten Sie eben eine Ausnahme, verehrtester Herr.

— Wenn ich wüßte, lieber College, daß Sie das Geld für sich brauchten, daß Sie sich in Noth befänden, oder Jemand da-

mit unterstützen wollten, so würde ich es mir zum Vergnügen machen, Ihnen aus meinem eigenen Vermögen so viel als Sie brauchen, vorzustrecken. Ihren Fleiß und Ihr Talent kann Niemand mehr anerkennen, als ich; andererseits aber kenne ich Ihren leichtfertigen Lebenswandel und weiß, daß Sie Ihr Geld an ein Mädchen verschwenden, welches, statt Ihnen dankbar dafür zu sein, sich schließlich noch über Sie moquirt.

— Herr Jourdain, Sie haben das Recht über mich zu denken, wie Sie wollen; ich verbiete Ihnen aber, meine Braut auch nur mit einem Worte zu beleidigen.

— Ihre Braut?! Für eine Braut verschwendet man aber diese Summen nicht, und eine Braut würde dieselben auch nicht acceptiren. — Ohne Ihnen oder Ihrer Braut im Mindesten zu nahe treten zu wollen, liebster Freund, gebe ich Ihnen die gewünschte Summe weder als Vorschuß aus der Handlung, noch aus meinem eigenen Vermögen. Ich habe zu arbeiten.

Felix ging wieder an sein Pult zurück.

— Ich muß das Geld haben! brummte er vor sich hin, indem er sich auf seinen Arbeitssessel niederließ.

Da gedachte er der Worte des Fremden: „Ich werde mich sonst morgen früh an Ihren Chef wenden.“ Diese ließen ihm keine Ruhe. Schon wollte er sich zum Portier begeben, um demselben zu sagen, daß er den Herrn, welcher soeben das Büreau verlassen hatte, unter keinen Umständen wieder einlassen solle. Er kam jedoch ebenso schnell von dieser Maßnahme zurück, da er mit Recht annahm, daß der Agent in diesem Falle an seinen Chef schreiben würde.

— Ach! rief er dann aus, was habe ich mich vor dem Chef zu geniren? Seine Ansichten darüber werden weniger altmodisch,

als die des Herrn Jourdain sein. Er kann mir das Geld nicht verweigern. Dies sagend, prüfte er sorgfältig seine Toilette, arrangirte sein Haar mit großer Sorgfalt und begab sich in das Privatcabinet des Chefs.

— Darf ich mir die Freiheit nehmen, begann Felix, artig den Chef begrüßend, Sie mit einer Privatangelegenheit zu incommodiren?

Der Chef blickte ihn prüfend an.

— Eine Privatangelegenheit! sagte er zu ihm, und so eilig, kurz vor der Börse, während Sie sehen, daß ich von Geschäften überhäuft bin; jede Minute des heutigen Tages kann eine wichtige Nachricht aus Oesterreich bringen ....

— Glauben Sie mir, verehrter Herr, nur die Dringlichkeit meiner Angelegenheit veranlaßt mich, Sie, selbst heute, zu incomodiren.

— Sie brauchen Geld! Felix, wie viel?

— Zehntausend Francs.

— Weshalb wenden Sie sich nicht an den Cassirer?

— Ich habe mich an Herrn Jourdain gewendet, er hat mir jedoch das Geld verweigert.

— Weshalb?

— Weil ich bereits drei Monate im Vorschuß bin.

— Wozu brauchen Sie das Geld?

— Ich habe einen Wechsel zu bezahlen.

— Einen Wechsel? rief der Chef, ihn unwillig betrachtend.

— Es ist einmal so. Ich habe eine Dummheit gemacht; ich kann sie nicht ungeschehen machen, und muß natürlicher Weise selbst darunter leiden.

— Ich würde Ihnen mit vielem Vergnügen das Geld zur Disposition stellen, lieber Felix; indessen wollen Sie mir auch antworten, wovon Sie den übrigen Theil des Jahres leben wollen, wenn ich Ihnen den Vorschuß gewähre.

Felix schwieg erröthend.

— Durch das Bezahlen dieses Wechsels, fuhr der Chef fort, würde ich Ihnen nur neuen Credit eröffnen, und Sie würden Ihren Lebenswandel, um welchen ich mich allerdings nicht weiter bekümmern darf und will, noch toller forttreiben als zuvor. Ich habe Sie auf Empfehlung meines Geschäftsfreundes als Beamten in mein Haus aufgenommen; Sie haben sich nicht allein seiner Empfehlung würdig gezeigt, sondern die Erwartungen, welche ich in Ihre Person gesetzt habe, in hohem Maaße übertroffen. Ich habe Ihnen dies durch die Stellung, die sie augenblicklich einnehmen, bewiesen. Sie sind ein geistreicher, talentvoller, genialer Mann; es stände Ihnen eine große Zukunft bevor. Indeß leiden Sie an den Fehlern der meisten genialen Menschen, Sie sind leichtsinnig. Haben Sie eine Liaison?

— Ja. Das Mädchen ist meine Braut.

— Und eine Braut veranlaßt Sie zu solchen Ausgaben! Liebster Freund, Ihr jetziges Geständniß veranlaßt mich immer mehr, Ihnen nicht zu helfen; denn, wenn Sie die wirkliche Absicht haben, eine solche Person zu heirathen, so hieße dies ja gerade in Ihr Unglück mit verhängten Zügeln sprengen. Das darf nicht sein. Sie sind mir viel zu lieb, als daß ich dazu meine Hand bieten würde. Ich bedaure sehr, Ihnen nicht helfen zu können, es wäre gegen mein Gewissen gehandelt.

Felix schickte sich an, das Privatbüreau des Chefs zu verlassen und hatte bereits die Thürklinke in der Hand, als der Chef ihn zurückrief.

— Felix, sagte er zu ihm, Ihre Lage thut mir herzlich leid. Ich will Ihnen gern helfen, aber ich knüpfe meine Bedingungen daran. Ich habe nicht die Absicht, Ihnen neuen Credit zu verschaffen, sondern ich will Ihnen auf andere Weise helfen. Da, setzen Sie sich an mein Pult, hier haben Sie Papier und Feder. Schreiben Sie. Wie heißt Ihre Braut?

— Amélie.

— Gut. Schreiben Sie gefälligst.

Felix setzte sich an das Büreau und schrieb nach dem Dictat seines Chefs:

Mein Fräulein!

Es thut mir von Herzen leid, Ihnen mittheilen zu müssen, daß mich besondere Umstände zwingen, mein Verhältniß mit Ihnen zu lösen. Leider kann ich nicht umhin, Ihnen zu gestehen, daß meine Einkünfte nicht der Art sind, Ihre zügellosen Wünsche befriedigen zu können.

— Felix hielt empört inne.

— Schreiben Sie nur weiter, lieber Felix, fuhr der Chef, im Zimmer auf und ab gehend, unerbittlich fort. Will man gründlich geheilt werden, so darf man die bittere Medizin nicht scheuen.

— Aber, verehrter Herr . . . . .

— Sie haben die Wahl, entweder . . . oder . . .

Tief seufzend flüsterte Felix:

— Ich bin bereit.

Der Chef dictirte weiter:

Ich habe, um Ihren zügellosen Ausgaben zu genügen, Schulden machen und Wechsel unterschreiben müssen, welche mich vor meinem Chef, so wie vor meinen Collegen im höchsten Grade compromittirt haben. Ganz abgesehen davon aber beschäftigt mich die Sorge, meinen Verpflichtungen gerecht zu werden, dergestalt, daß sie mich von meinen Pflichten vollständig ablenkt, und ich nicht im Stande bin, der ganzen Verantwortlichkeit, welche dieselbe mit sich bringt, entsprechen zu können. In Folge dessen muß ich, so leid es mir thut, ein Verhältniß lösen, welches mich in täglichen Widerspruch mit mir selbst bringt. Nur die bitterste Nothwendigkeit zwingt mich zu diesem unabweisbaren Schritte. Zeihen Sie mich nicht der Undankbarkeit, sondern seien Sie überzeugt, daß die Zukunft unter solchen Verhältnissen sehr trübe für uns Beide wäre.

— Unterschreiben Sie jetzt, sagte der Chef.

Felix tauchte die Feder ein über das andere Mal in das Tintenfaß und konnte sich nicht entschließen, seinen Namen unter diesen Brief zu setzen.

— Felix, Sie haben zu wählen, versetzte der Chef streng, das Eine oder das Andere. Ich will Ihnen helfen, die Absendung dieses Briefes jedoch ist meine unwiderrufliche Bedingung, sonst sind wir geschiedene Leute.

Felix betrachtete stieren Blickes diesen Brief. Unwillig warf er die Feder fort, als er ihn überlesen hatte.

— Nein! rief er aus, lieber verderben, als das Mädchen beleidigen.

— Ich unterschreibe nicht!

— Wie Ihnen gefällig ist!

— Ich empfehle mich Ihnen, sagte Felix zu seinem Chef, und danke Ihnen für alles Gute, was ich in Ihrem Hause genossen habe.

— Sie verlassen das Haus? rief der Chef überrascht.

— Allerdings! ich kann unter solchen Verhältnissen nicht länger bleiben.

— Also eines Mädchens halber wollen Sie sich ihre Zukunft verderben?

— Meine Zukunft! flüsterte Felix stieren Blickes vor sich hin. Da plötzlich schien sich ein Gedanke seiner zu bemächtigen. Seine Lippen schlossen sich eng aneinander, dann rief er spöttisch lächelnd:

— Meine Zukunft verderben?! — Nein!

Er unterschrieb.

Der Chef reichte ihm die Hand.

— Das ist brav von Ihnen! Schreiben Sie dem Herrn, welcher Ihren Wechsel in der Hand hat, daß er denselben persönlich bei mir einziehen könne.

Felix wollte Etwas erwidern, jedoch der Chef fiel ihm in die Rede:

— Nur bei mir selbst, lieber Felix. Ich habe mit jenem Herrn noch ein ernstes Wort zu reden. — So bitte, jetzt couvertiren Sie diesen Brief, schreiben Sie die Adresse und lassen Sie ihn hier liegen; für die Absendung desselben werde ich Sorge tragen.

— Noch Eins, lieber Felix: lassen Sie sich den heutigen Tag zur ewigen Warnung dienen, denn so gern ich Ihnen geholfen habe, — das sage ich Ihnen heilig zu, — erfahre ich

noch von einem Sou, den Sie schuldig sind, so kenne ich Sie nicht mehr, dann sind wir geschiedene Leute!

Felix seufzte tief auf.

— Leben Sie wohl. — Leicht grüßend, vertiefte sich der Chef wieder in seine Briefschaften und verabschiedete Felix durch ein freundliches Kopfnicken.

Felix verließ leichten Herzens das Privat-Büreau und begab sich an sein Pult. Dort angekommen, zog er schnell eine Visitenkarte aus seinem Portefeuille und warf auf die Rückseite derselben folgende Worte:

— Liebe Amélie! Du wirst im Laufe des heutigen Tages einen von mir unterzeichneten Brief bekommen. Derselbe ist mir in die Feder dictirt. Ich bitte Dich, von dem Inhalte desselben keine Notiz zu nehmen, da derselbe nur ein Comödienbrief ist. Dein Felix.

Er couvertirte die Karte und begab sich mit derselben in den Hausflur. Vor dem Hause wimmelte ein Heer von Commissionären. Er winkte einem derselben und übergab ihm den Brief zur eiligsten Beförderung.

— O, ich weiß schon, mein Herr, antwortete derselbe lächelnd, indem er den erhaltenen Franc in die Tasche steckte, gewiß wieder zu der jungen Mamsell im Faubourg Montmartre.

— Nein, antwortete Felix, nicht in ihre Wohnung, liefern Sie den Brief in ihr Magazin bei Mademoiselle Juliette, Boulevard Poissonière ab. Der Brief hat große Eile; ich wünsche, daß er sofort in ihre Hände gelangt.

Der Commissionär schoß wie ein Pfeil dahin.

Als Felix sich wieder an sein Pult setzte, fand er mancherlei Briefschaften auf demselben, welche während seiner Abwesenheit

abgegeben waren. Er öffnete eine nach der anderen, überflog verwirrt den Inhalt derselben und gab sie mechanisch seinen Collegen weiter. Er öffnete auch ein kleines, an ihn persönlich gerichtetes Briefchen, welches nicht der Postbote, sondern ein Commissionair gebracht hatte.

Er las:

— Heut Abend letzter Termin. D. —

— Der Schändliche! rief er wüthend vor sich hin, indem er den Zettel in Stücke riß. — Er denkt, mir das Messer an die Kehle zu setzen. Er wird große Augen machen!

Eilig nahm er einen Briefbogen und schrieb:

— Belieben Sie den Ihnen kommenden kleinen Saldo, wann es Ihnen gefällig ist, im Büreau eincassiren zu lassen.

F. St.

P. S. Ihr Bote mag sich in der Sprechstunde meines Chefs an denselben persönlich wenden. Ich habe das Geld bei ihm deponirt.

Er couvertirte den Brief und schrieb auf die Adresse: Herrn Didier, Rue Trévise 6 bis —

Schon wollte er wiederum den Brief durch einen Commissionair an den Adressaten senden, als er plötzlich bemerkte, daß das Couvert den eingedruckten Firmastempel trug.

— Halt! rief er, das könnte mich compromittiren. Nichts Schriftliches, ich muß selbst zu ihm.

Er zerriß auch diesen Brief und steckte die einzelnen Stücke desselben in die Westentasche.

In diesem Augenblicke trat der Cassirer, Herr Jourdain, zu ihm und sprach ziemlich überrascht:

— Aber Herr Stein! haben Sie denn keine Notiz von allen diesen Briefen genommen, ich bemerke Ihr Zeichen nicht unter denselben?

— Das habe ich übersehen, rief Felix lachend, indem er zum Blaustift griff und ein St. schnell unter dieselben setzte.

— Haben Sie denn in den Büchern davon Vermerk genommen?

— Selbstverständlich.

— Aber das Hamburger Conto-Current stimmt ja nicht, fuhr der alte Cassirer unerbittlich fort.

— Stimmt . . . nicht? fragte Felix überrascht.

— Keineswegs. Darf ich Sie bitten, mir das Journal zu zeigen.

— Das Journal? fragte Felix verwirrt, indem er mechanisch zu einem auf dem Pulte liegenden Contobuch griff.

Herr Jourdain blätterte in demselben.

— Aber hier steht ja keine Silbe, keine Zahl, nicht einmal eine Notiz darüber.

— Keine Silbe . . . . keine Zahl . . . . keine Notiz? . . . widerholte Felix mechanisch, ich begreife nicht . . . .

— Haben Sie denn von den anderen Briefen auch keine Notiz genommen? fuhr der Cassirer unerbittlich fort.

— Ich glaube doch.

— Sie glauben doch?

Schnell überzeugte er sich, daß Felix die ganze Morgenpost unerledigt gelassen hatte.

Ohne ein Wort weiter zu sagen, begab sich Herr Jourdain in das Privat-Büreau des Chefs.

Kurze Zeit darauf erschien Letzterer an dem Pult des jungen Mannes.

Felix erschrak heftig.

— Unbesorgt, sprach derselbe gütig, ich erfahre, daß Sie heute Verschiedenes übersehen haben. Ich begreife vollkommen, daß Sie unter den mir bekannten Umständen heut nicht mit voller Aufmerksamkeit Ihrer Pflicht obliegen können. Da haben Sie sogleich den Beweis für meine Behauptung, flüsterte er ihm vertraulich in's Ohr, auf diese Weise können Sie nicht bei der Sache sein.

Felix starrte auf das Pult hin und kritzelte Hieroglyphen auf einen vor ihm liegenden Briefbogen.

— Beurlauben Sie sich für heut, liebster Freund, fuhr der Chef freundlich fort, gehen Sie in die frische Luft, Herr Felix, schlafen Sie aus und kommen Sie morgen gesund wieder.

Damit reichte er dem jungen Mann die Hand und begab sich in das Büreau des Herrn Jourdain.

XVI.

Eine erwünschtere Botschaft hätte Felix in diesem Augenblick nicht kommen können. Er bedurfte der frischen Luft, um seinen brennenden Kopf zu kühlen; er wäre nicht im Stande gewesen, die mindeste Arbeit zu machen, da ihm jede Ruhe dazu fehlte. Seine Hände zitterten. Büreau, Pulte, Cassenboten, Collegen, Alles schwankte vor seinen Blicken im Kreise umher, eine heftige, nervöse Aufregung hatte sich seiner bemächtigt. Nur mit Mühe gelangte er zum Garderobezimmer, nahm Hut und Stock und verließ das Büreau, ohne sich von irgend Jemand zu verabschieden.

Die frische Luft that ihm wohl. Er versuchte jetzt einen logischen Gedankengang wieder zu finden und kam zu dem Resultate, daß er eigentlich allen Grund hätte, sehr vergnügt zu sein. War er nicht durch die Güte seines Chefs von seiner Schuldenlast befreit, konnte er nicht wieder der Zukunft froh entgegenblicken? Allerdings war ihm der Brief an Amélie fatal, wie mußte das liebe Mädchen durch den im höchsten Grade ungerechten Inhalt überrascht gewesen sein! War ihr seine Karte auch noch rechtzeitig zugegangen?

— Ach was! rief er unmuthig aus, mit wenigen Worten werde ich ihr den Zusammenhang erklären und Alles wird wieder gut sein.

— Nun aber zu Didier! Es ist noch nicht Zeit zur Börse, ich werde ihn noch zu Hause treffen.

Schnellen Schrittes begab er sich zur Rue Trévise und erstieg zwei Treppen eines in derselben befindlichen Hauses, an dessen Thor ein kleines Schild angebracht war:

F. Didier *Agent de change.*

Entschlossen klingelte er.

— Herr Didier zu Haus?

— Noch nicht. Er war heut schon früh ausgegangen und wird schwerlich vor der Börse noch einmal zurückkehren, antwortete eiu älterer Herr, welcher das Factotum des Agenten zu sein schien.

— So bestellen Sie ihm freundlichst, er möchte sein Guthaben noch heut persönlich bei meinem Chef eincassiren. Mein Name ist Felix Stein.

— Würden Sie nicht die Freundlichkeit haben, antwortete das Factotum, indem er dem jungen Mann Feder und Papier reichte, Herrn Didier ihre Bestellung aufzuschreiben?

— Nein! rief Felix unwillig aus; sind Sie denn taub, oder

eine Maschine? Wozu sind Sie hier engagirt, wenn Sie die wenigen Worte nicht bestellen können.

— Junger Mann, erwiderte das Factotum fein lächelnd, was man schwarz auf weiß besitzt, ist immer sicherer und kann vor Gericht einmal als Zeugniß gelten, während eine Bestellung . . . .

Unwillig widerholte Felix dem Factotum die Botschaft, warf die Thür in's Schloß und eilte die Treppen hinab.

— Nun zu Amélie, rief er hochaufathmend sich in eine Droschke werfend, und dann wollen wir weiter sehen! fügte er mit fast triumphirender Miene hinzu.

Die kleine, liebenswürdige Blumenarbeiterin wohnte im vierten Stock eines Hauses im Faubourg Montmartre. Amélie war ein arbeitsames, fleißiges Mädchen. Stets bei gutem Humor, sang sie beim Arbeiten und arbeitete beim Singen. So einfach auch ihr kleines Zimmer eingerichtet war, so kokett und zierlich sah es aus. Alles darin that dem Auge, dem Herzen wohl; das war Alles so traulich, so einladend, da mußte man bleiben, da fühlte man sich zu Haus. Die kleine Brünette selbst thronte auf einem kleinen Sessel inmitten ihres schmucken Zimmers. Auf dem Fußboden, auf Tischen und Stühlen lagen in buntem Durcheinander künstliche Blumen, welche aus den Händen der jungen Künstlerin theils durch geschmackvolle Arbeit, theils durch Anwendung von Farbemitteln, den natürlichen zum Verwechseln ähnlich, hervorgingen. Wer die kleine, sorglose, lustige Person sonst gekannt hatte, wäre überrascht gewesen, heute auf ihrer Stirn ein Gemisch von Traurigkeit und Sorge lagern zu sehen. Ein Mal über das andere heftete sie ihre blauen Augen auf eine vor ihr liegende Visitenkarte.

— Kein Wort verstehe ich von alledem, was mir Felix da schreibt. Weshalb sandte er die Karte in das Magazin und nicht zu mir?

— Ach, Felix wird wohl heut Abend kommen und es mir selbst erklären. Doch nun schnell an die Arbeit; bis um sechs Uhr muß Alles fertig sein.

So sprechend, griff sie zu einem Blumenzweige, nahm ein kleines, sonderbar aussehendes Flacon nebst Pinsel aus dem Schrank, zog lächelnd ein Paar Handschuh an und begann auf Blumen und Blättern umher zu pinseln, welche plötzlich wie von Sonnenstrahlen geküßt, in heller Farbenpracht zu erwachen schienen. Ein lustiges Liedchen summend, ging ihr die Arbeit schnell von Statten. Kokett blickte sie das Fertiggestellte an und sang und arbeitete weiter.

Da plötzlich ging die Thüre auf, Felix trat ein.

— Felix, Du? zu so ungewohnter Zeit?!

— Amélie, hast Du Briefe von mir bekommen?

— Briefe? nein, aber eine Karte, ich verstehe kein Wort davon.

— Tant mieux! flüsterte Felix.

— So nimm doch Platz, Felix, rief ihm die Kleine zu. Bekomme ich denn heut keinen Kuß? Wie seltsam siehst Du aus, ist Dir nicht wohl?

— Ich habe etwas Kopfschmerz, sagte Felix zerstreut, indem er das kleine Fenster öffnete. Wie streng es hier nach all den Farben und Essenzen riecht, es ist ja kaum zu ertragen!

— Allerdings, erwiderte die Arbeiterin lächelnd, wenn Salon, Boudoir, Küche und Atelier sich in einem Raume befinden, so kann es nicht nach Rosen duften.

— Du hast ganz Recht, Amélie, das muß sich ändern; noch morgen muß sich das ändern, Du sollst Deinen Salon, Dein Boudoir und Dein Atelier haben.

Mit vor Freude glühendem Gesichte sprang die kleine Arbeiterin auf und umarmte den jungen Mann. —

— Ist das wahr, wirklich wahr, Felix? O, das wird herrlich werden.

Dann entwickelte sie mit großer Beredsamkeit ihre Pläne, aus welchen deutlich hervorging, daß sie das Ideal lang gehegter Hoffnungen und Träume gewesen:

— Nicht wahr, lieber Felix, dann arbeite ich nicht mehr für das Magazin, sondern für mich selbst. Ich weiß nämlich, fuhr sie, in die Hände klatschend, ihre Blumen betrachtend, fort, wo man hier die Gazen, Crêpes, Tülles und Seidenstoffe an der Quelle kauft . . . In dem großen Hause der rue d'Aboukir . . ., o, die Herren kennen mich ganz gut, dann die Farben, Stoffe und ferner die nothwendigen Essenzen in dem Drogueriegeschäft der rue Richer. Ich kenne auch, fügte sie mit triumphirender Miene hinzu, die Commissions- und Engroshäuser, welche die Blumen für das Exportgeschäft in großen Massen kaufen. Hier in mein Notizbuch habe ich mir alle die Adressen aufgeschrieben . . . . Siehst Du, mein Junge, dann kann ich für mich selbst arbeiten und verdiene mir nicht nur zwei Francs pro Tag, sondern große Summen . . . Dann, Felix, werde ich eine reiche Dame, ziehe mich so hübsch an, wie alle meine Freundinnen, und habe es mir selbst verdient!

Wiederum sprang sie auf, blickte den jungen Mann, welcher anscheinend theilnahmlos ihrem Geplauder zugehört hatte, liebenswürdig an und reichte ihm beide Hände.

— Du trägst ja Handschuh, Amélie, versetzte derselbe erstaunt, was soll das wieder bedeuten?

— Eine Vorsicht, nur eine Vorsicht, welche mir der Droguenhändler dringend an's Herz gelegt hatte.

— Weshalb? fragte Felix erstaunt.

— Dir will ich es sagen, Felix, obgleich es eigentlich ein Geschäftsgeheimniß ist. Sieh einmal genau her, mein Junge, betrachte dies grüne Blatt an jenem Rosenkranz. Nicht wahr? das Grün ist ganz matt und stumpf. Nun merke einmal genau, was Deine kleine Amélie für eine Tausendkünstlerin ist.

Vorsichtig tauchte sie den Pinsel in jenes kleine Fläschchen, welches sie vorhin aus dem Schrank genommen hatte, überstrich verschiedene Blätter des Kranzes mit der Flüssigkeit, und siehe da! aus der matten, stumpfen Farbe war plötzlich ein volles, saftiges Grün gezaubert, welches wie von einem Atlasglanz angehaucht erschien.

Felix lächelte.

— Das geht wirklich wie mit Hexerei zu, rief er aus, aber weshalb die Handschuh, mein Kind?

— Weißt Du denn nicht, daß alle Anilinfarben giftig sind?

— Nun?

— Nun, diese Flüssigkeit, lieber Felix, ist giftig, siehst Du den großen Todtenkopf auf der Flasche? Deshalb der scharfe Geruch, deshalb die Handschuh.

— Fräulein Amélie Gulon! rief in diesem Augenblick ein in's Zimmer tretender Cassenbote, indem er der jungen Dame einen Brief auf den Tisch warf und sich wieder empfahl.

— Aha! rief Felix, denselben schnell ergreifend, jetzt kommt der Brief, auf welchen sich meine Karte bezieht. Er zerriß denselben in viele kleine Stücke und steckte dieselben in die Tasche.

— Weshalb zerreißt Du meinen Brief, Felix?

— Ich glaubte erst Abends zu Dir zu kommen, nun kann ich Dir ja Alles selbst erzählen.

— Also sprich, ich bin außerordentlich gespannt.

— Siehst Du, mein Kind, begann Felix ziemlich zerstreut, da war heute im Büreau eine wichtige Depesche gekommen, welche mich vielleicht zu einer kleinen Reise veranlaßt; o, erschrick nicht, es handelt sich höchstens um acht Tage, und da ich vielleicht schon heut Nachmittag hätte abreisen müssen, wollte ich Dir dies nur anzeigen.

— Ja, aber was bedeuten denn, warf die kleine Amélie unerbittlich ein, die Worte „in die Feder dictirt" auf Deiner Karte?

— Lächelnd erwiderte Felix nach einigem Nachdenken:

— Ich hatte Dir den betreffenden Brief nicht selbst geschrieben, sondern einem Collegen in die Feder dictirt, weil ich ungemein beschäftigt war. Erst später fiel mir ein, daß Du Dich darüber erschrecken könntest und sandte Dir deshalb die Karte.

So sprechend nahm er, wie zufällig, die Karte vom Tisch, rollte sie wie eine Cigarette mit beiden Händen, zerriß sie und ließ die einzelnen Stücke dann auch in seine Westentasche verschwinden. Dann sprang er auf.

— Also Du verreist heut, Felix, sagte die Kleine mißmuthig.

— Nein, eben nicht! Ich komme ja gerade, um es Dir zu sagen, weil ich meinen Brief in Deinen Händen vermuthete. Es ist etwas dazwischen gekommen, deshalb bleibe ich. Ich hole Dich

heut Abend um sechs Uhr zu Tisch ab, dann wollen wir in's Theater. Er küßte sie auf die Stirn und eilte hinaus.

Nach wenigen Secunden öffnete er jedoch wieder die Thür und rief in's Zimmer:

— Mein Kind, nimm Dich mit der giftigen Farbe in Acht, wasche Dich gut und lasse das Fenster geöffnet, denn der Geruch ist sehr stark. Adieu, Amélie!

XVII.

Felix hatte die Wohnung seiner Freundin schnell verlassen und ging das Faubourg Montmartre bis zur Ecke des Boulevard Montmartre hinab. Um vier Uhr Nachmittags — in Paris rechnet dies noch unter die Vormittagsstunden — concentrirt sich an der genannten Ecke die Quintessenz der weltstädtischen Müßiggänger. Die Elite der jeunesse dorée pflegt um diese Zeit ihre Gedankenlosigkeit in Absynth zu ertränken. Vor den Cafés sitzt die männliche demi monde an kleinen Marmortischen, stülpt ihre Füße auf die Untertritte der vor ihnen stehenden Stühle, raucht eine Londres choisie oder eine Cigarette, überfliegt die Chronique scandaleuse in den Zeitungen oder die Witzblätter, betrachtet die Vorübergehenden, macht ihre Bemerkungen über die Tagesneuigkeiten und versucht die Zeit bis zum Diner um sechs Uhr nach Möglichkeit auszufüllen. — Ein Haupt-Contingent dieser Nichtsthuer sind die, von uns unter die dritte Classe der sogenannten Banquiers, rangirten Banquiers. Diese Herren sind Morgens um zehn Uhr aufgestanden, haben um eilf Uhr bei Champeau, Désiré oder Bonnefoie dejeunirt, treiben sich dann auf dem Place de la Bourse herum, um die Zeit bis zur Börse

daselbst zu verbringen, gehen alsdann zur Börse, wo sie, je nach Eintreffen auswärtiger Nachrichten, à la hausse oder à la baisse speculiren, werfen sich dann in das eigene Cabriolet, den geborgten Landauer oder die voiture de remise, machen das Bois unsicher, verabreden am rond point mit männlichen und weiblichen Freunden das Menu für den Abend und stellen sich dann mit militairischer Pünktlichkeit zur Absynthstunde auf den Boulevards ein, um die ganze Cafés-Linie vom Grand Hôtel bis Vachette zu bevölkern. Der Fremde, welcher sich zufällig in diese Gesellschaft verirrt, muß einen eigenthümlichen Begriff von den Parisern bekommen. Zur Ehre der Letzteren sei es aber gesagt, daß die begüterten, jungen französischen Industriellen die arbeitsamsten jungen Leute sind, welche man in irgend einer Hauptstadt finden kann. Der Abschaum derselben, deren Lebensweise wir soeben geschildert haben, und welche das Contingent der „Per Ultimo-Ritter" bilden, ist derselbe, welchen wir in früheren Jahren vor den Casinos von Baden-Baden, Homburg und Monaco fanden. Industrieritter, Spieler, Faullenzer, Arbeitverächter! —

Unter dieses Rudel gerieth nun Felix, als er zwecklos auf dem Boulevard Montmartre umher spazierte. Er nahm an einem kleinen Marmortischchen vor dem Café riche Platz, ließ sich einen Absynth und ein Journal geben und rauchte. Um ihn herum die fine fleur der Per Ultimo-Ritter und Knappen. An einem Nebentische hörte er folgender Unterhaltung mit steigender Aufmerksamkeit zu:

— Das war ein coup! sagte mit triumphirender Miene ein junger Mann, welcher ebenso gut dreißig als sechszig Jahre alt sein konnte. Die Lorgnette bedeckte seine durch Nachtwachen fast

leblosen Augen, vom offenen Munde hing sein Kinn herab, der Hut war auf den Hinterkopf gedrückt, die Beine über einen Rohrstuhl gekreuzt, kurz das Urbild eines Spielers.

— Das war ein coup! Cré nom d'un petit chien! von gestern bis heut sechs Prozent durch die Berliner Depesche à la baisse verdient. Meine alte Ueberzeugung bewährt sich auf's Neue, nur in Kriegszeiten hat man chance, reich zu werden.

— Glückssache, nichts als Glückssache, liebster Freund, die Depesche hätte ebenso gut die Hausse beeinflussen können und dann wären Sie heut 10,000 Francs ärmer!

— 10,000 Francs, murmelte Felix zwischen den Lippen, indem er einen kräftigen Zug Absynth zu sich nahm.

— Aber, liebster Freund, antwortete wieder der Herr mit den gekreuzten Beinen, es ist weiter nichts als Gefühlssache. Für mich sind in diesem Augenblick Preußen und Oesterreich auf der Landkarte nichts Anderes, als rouge et noir auf dem Roulette. Das Kriegsglück ist die Kugel, sie kann ebenso gut auf rouge als noir fallen. Ich habe nun einmal Meinung für rouge, wer weiß, wie lange dieser Krieg noch dauert, ich fixe auf rouge.

— Garçon! rief Felix und zahlte dem Kellner fünfzig Centimes, dann sprang er auf und ging weiter.

Einige Schritte davon, vor einem anderen Café, dasselbe Bild, dasselbe Herren-Publicum, dieselbe Unterhaltung. Wiederum nahm er Platz, wiederum bestellte er Absynth, wiederum hörte er die Resultate der Speculation auf der heutigen Börse.

— Es ist zum wahnsinnig werden! knirschte er zwischen den Zähnen, unthätig dabei sitzen zu müssen, während Alles verdient, ohne Einsatz, ohne Capital, auf den blauen Dunst hin, während ich, der ich schon Morgens früher als alle Anderen, o früher

noch als mein Chef, in das Neuste eingeweiht bin! . . . Es ist zum Rasendwerden!

In diesem Augenblick trafen im Café die gedruckten Depeschen der „Agence Havas“ ein. Alles sprang auf und bildete einen Kreis um den Zahlkellner, welcher dieselben vorlesen mußte. Eine eigenthümlich-nervöse Aufregung cirkulirte unter den Herren. Es herrschte eine lautlose Stille, ähnlich der, wenn die Kugel am Roulette unter dem Deckel umherrollt. Da plötzlich theilten sich wieder die Gruppen, und unter den Einzelnen entspann sich lebhafte Unterhaltung. Wie auf Commando griffen die Herren zu ihren Notizbüchern und hier und da hörte man leiser und lauter:

— Zehntausend Stück per ultimo!

— Ist gemacht!

— Fünftausend Stück per ultimo!

— Ist gemacht!

— Was giebt es denn Neues? fragte Felix einen ihm wohl bekannten Börsianer.

— Das fragen Sie, Herr Stein, der Sie an der Quelle sitzen und diese Nachricht vom Kriegsschauplatz schon vor der Börse wissen müßten? Wir haben die Depesche schon um eilf Uhr gehabt. Ich habe zwanzigtausend Stück vor der Börse per ultimo gegeben. Waren Sie denn heute nicht im Büreau, Herr Stein?

— Nein, Herr . . . . ich fühlte mich heute etwas unwohl.

— Lächerlich! unwohl bei diesen Zeiten, bei dieser Conjunctur, wo man über Nacht Millionär werden kann! —

— Garçon, rief Felix, bezahlte den Absynth und sprang auf.

Zwanzig Schritte davon derselbe Ort der Handlung, dieselben handelnden Personen. Felix ging weiter. Wohin sollte er? Was sollte er beginnen? Unschlüssig ging er auf und ab.

— Daß ich ein Narr wäre, länger den Commis spielte, um die paar lumpigen Francs zu verdienen! Was diese Narren können, kann ich noch tausend Mal. Und welche erbärmlichen Aussichten habe ich für die nächste Zeit? Der Vorschuß auf mein Gehalt übersteigt bereits mein zweijähriges Einkommen. Speculiren kann ich nicht, so lange ich im Geschäft bin und nicht zur Börse gehe. Didier hat mich betrogen, weil er wußte, daß er meiner Discretion gewiß war. An der Börse könnte ich mich drehen und wenden. Hätte ich nur etwas Capital als Fonds, aber nichts, nichts! Garnier hat ganz Recht, ich sitze an der Quelle und lasse alle Ereignisse unbenutzt, wie ein dummer Junge, an mir vorübergehen. Die Depesche war wahrscheinlich angekommen, als ich das Büreau verlassen hatte. O, es ist zum rasend werden! Didier hätte mir, da er sein Geld ausbezahlt bekommen hat, wieder neuen Credit gegeben, ich hätte jetzt zehntausend Francs, baare zehntausend Francs, in meiner Tasche, und Amélie . . . o, Amélie, es ist zum wahnsinnig werden!

— In's Bois! rief er dem Kutscher einer, in seiner Nähe haltenden Droschke zu. In's Bois, à l'heure!

Er warf sich in den Vordersitz derselben und das Gefährt rollte davon.

Stieren Blickes glotzten seine Augen auf die Boulevards. Wie in einem Kaleidoscop bewegten sich die vor den Cafés sitzenden Gruppen um ihn herum, fest kreuzte er die Arme über die Brust und drückte den Hut tief in die Stirn. Der Absynth, an welchen Felix nicht gewöhnt war, verfehlte nicht seine unheil-

volle Wirkung. Jene Bilder, welche vor ihm auf und nieder-tauchten, fixirten sich in seiner Phantasie. Schon sah er sich als reichen Mann, als Millionär, schon eröffnete sich ihm, einer Fata morgana ähnlich, eine rosige Zukunft.

— Per ultimo! rief er plötzlich, an Ort und Stelle vergessend, wo er sich befand, Er wähnte sich an der Börse. Er hatte soeben im Comptoir eine Depesche geöffnet, welche eine entscheidende Sieges-Depesche enthielt. Der Absynth hatte ihm dies Alles so deutlich gezeigt, als ob er es vor sich sah. Er griff zu Hut und Stock, eilte im Traum zur Börse.

— Zwanzigtausend Stück per ultimo! rief er aus, indem er beide Hände krampfhaft in das Leder-Polster der Droschke drückte.

Die Droschke hielt an.

— Weiter, weiter! rief Felix dem Kutscher zu.

— Ich glaubte, Sie wünschten anzuhalten, erwiderte der Kutscher lächelnd.

— Weiter! lallte Felix, wie im Traum demselben zu und sank betrunken in die Wagen-Polster zurück.

XVIII.

Am nächsten Morgen ging Stein früher als gewöhnlich in's Büreau. Er sah bleich und verstört aus. Auf seinem Gesicht lagerte ein ihm sonst nicht eigenthümlicher Zug von Entschlossenheit.

— Schon so früh? fragte ihn der Cassirer, welcher bereits bei der Arbeit saß. Schon so früh? Herr Stein!

— Ich habe noch von gestern Verschiedenes nachzutragen und möchte, wenn die Post kommt, à jour sein.

— Habe schon Alles gemacht, lieber Felix! sagte der Cassirer freundlich, indem er sich dem Pulte des jungen Mannes näherte und ihm die betreffenden Bücher zeigte.

— Ich danke Ihnen herzlich, Herr Jourdain.

— Nicht Ursache, Herr Stein, aber, nicht wahr? — fuhr derselbe fort, indem er sich vertrauensvoll an den jungen Mann wandte, nicht wahr? nun sind Sie wieder ganz bei der Sache, der Chef hat Ihnen ja einen Beweis seiner Liebenswürdigkeit gegeben, der mich geradezu in Erstaunen gesetzt hat.

— Verwundert blickte Felix Herrn Jourdain an, welcher ihm statt aller Antwort das aufgeschlagene Cassabuch zeigte.

— Also bezahlt! flüsterte Felix hoch aufathmend.

— Mehr als das, setzte der Cassirer schnell hinzu, weit mehr als das, der Chef hat mir gesagt, daß Ihnen vorläufig Ihr Gehalt unverkürzt ausgezahlt werden soll, und daß erst bei Jahresschluß . . . .

— In der That! erwiderte Felix, unendlich freundlich vom Chef!

— Nun also, junger Mann! jetzt sind Sie wieder ganz bei der Sache. War auch der Chef sehr, sehr liebenswürdig gegen Sie, so hat er, offen gestanden, auch ein wenig egoistisch gehandelt. Ihr Posten verlangt die ganze Thätigkeit und Umsicht eines Mannes, und nur schwer wüßte er unter dem ganzen Personal einen Ersatz für Sie, nichts destoweniger — dies hatte mir der Chef wiederholt versichert, würde er bei dem ersten Zeichen, daß Sie in Ihren alten Fehler zurückfallen, Sie aus dem Verbande seines Personals entlassen. Ich vertraue aber, lieber Felix, auf Ihren Charakter und hoffe, lange Jahre mit Ihnen hier zusammen zu arbeiten. Sie können zufrieden sein, daß Sie das Mädchen auf diese Weise losgeworden sind. Dies sagend, begab sich der würdige Mann wieder auf seinen Gitterplatz zurück.

Felix vertiefte sich sogleich in die Bücher, um die Vorkommnisse des gestrigen Tages kennen zu lernen. Es schien etwas zu suchen, was ihm entfallen zu sein schien.

Endlich hefteten sich seine Blicke auf einen Namen.

— Harry Stendal aus Washington, flüsterte er vor sich hin und notirte diesen Namen in sein Notizbuch.

Als Felix die für den Chef wissenswerthen Meldungen der Frühpost in dessen Privat-Büreau brachte, erkundigte sich Letzterer theilnahmsvoll nach Felix's Befinden.

— Ich bin wieder vollkommen hergestellt.

— Noch Eins, Felix! Sie haben doch durch Didier keine Börsengeschäfte gemacht?

— O nein! Er schoß mir die Summe vor, ich war Vielen kleinere Summen schuldig . . . .

— Es ist gut! Ich will diese Angelegenheit vergessen haben. Jourdain wird Ihnen mittheilen, daß der Vorschuß Sie vorläufig nicht drücken soll. Sind Sie mir ferner eine so gute Kraft für mein Büreau, wie bisher, so bin ich gern bereit, zum Jahresschluß Ihr Gehalt zu erhöhen und diese Summe bei der Gelegenheit zu verrechnen.

Felix's Gesicht wurde purpurroth. Er suchte vergebens nach Worten des Dankes. Als er aber das Privat-Büreau des Chefs verließ, trocknete er seine thränenfeuchten Augen.

— Nein! sagte er zu sich selbst, als er wieder an seinem Pulte saß, ich wäre der erbärmlichste Schuft unter der Sonne, wenn ich diese Güte, dieses Vertrauen mißbrauchte. — O, könnte ich vergessen! hätte ich nicht gerade diesen Posten! Wie sagte doch Garnier? Ich sitze an der Quelle. — O pfui! nein! nein! diesen Mann zu hintergehen, wäre Verbrechen, diese Güte hat mich angespornt. Fort mit den schlechten Gedanken, — die Pflicht . . . . die Pflicht!

Hastig griff er zum Journal und übertrug die Posten des gestrigen Tages in dasselbe.

Einige Minuten später trat ein Telegraphenbote in's Comptoir und warf mit gewohnter Nonchalance verschiedene Depeschen auf Felix's Pult, welche Letzterer mechanisch quittirte. Da war zuerst die gedruckte Circulardepesche der Agence Havas, welche die

Nachricht brachte, daß man noch heute eine entscheidende Schlacht zwischen den preußischen und österreichischen Truppen erwarte.

Felix wurde purpurroth, ein nervöses Zucken durchflog seinen ganzen Körper.

— O, wer da wüßte, wie es kommen würde! . . . ob rouge oder noir? . . . Es liegt vielleicht ein Vermögen, eine Million darin!

Am ganzen Körper zitterte er wie eine Espe, verschiedene Mal überlas er die gedruckten Zeilen, dann begab er sich zum Chef und übergab ihm die Depesche.

— Wie bleich sehen Sie aus, Felix! rief derselbe aus, sind Sie krank?

— Nur noch etwas schwach, nur . . . noch . . . etwas . . . schwach! murmelte er, als er schwankenden Schrittes wieder das Privatbüreau verließ.

Als er wieder an seinem Pult angelangt war, öffnete er mechanisch die vor ihm liegenden Depeschen.

Zahllose Kauf- und Verkaufsaufträge wurden durch dieselben dem weit verzweigten Bankhause gemacht, da Jeder die obwaltenden politischen, auf alle Werthe einflußreichen Verhältnisse zu Speculationen benutzen wollte.

— Da, Alles kauft österreichische Papiere, murmelte Felix vor sich hin, — vollständig meine Meinung, — ach! ich will, ich muß Didier schreiben, er muß mir 10,000 Stück Credit per ultimo kaufen. — Ob er mir Credit ohne Depot giebt? — Natürlich! Er hat ja sein Geld! — Was will er mehr? Er hat mir früher ohne Depot auch Credit gewährt. — Ich schreibe ihm!

Schon griff er zu Feder und Papier.

— Wäre es nicht sicherer, ich ginge selbst zu ihm?! fragte er plötzlich, die Feder zwischen den Fingern hin und her drehend, dann habe ich doch die Sicherheit, daß es effectuirt wird! Wie kann ich aber jetzt, ohne daß es auffällt, fort?! — Ich werde Unwohlsein vorschützen.

Gesagt, gethan. Ein Blick auf seinen Taschenspiegel belehrte ihn, daß sein Aussehen seine Worte nicht Lügen strafen würde. Er sprang vom Sessel. Doch da lag noch eine letzte uneröffnete Depesche vor ihm. Schnell öffnete er das Couvert. Sie kam aus Wien von einem der ersten dortigen Bankhäuser.

Dieselbe begann mit enormen Verkaufsaufträgen auf österreichische Werthe. Sie schloß mit den Worten: „Soeben entscheidende Schlacht bei Sadowa. Gänzliche Niederlage der österreichischen Armee . . . .“

Felix las nicht weiter . . . . es wurde Nacht vor seinen Augen. Behutsam legte er die Depesche wieder in das noch vor ihm liegende Couvert und verschloß dasselbe so, als ob es noch nicht geöffnet gewesen wäre. Dann begab er sich zu Herrn Jourdain.

— Sie wollen fort, Herr Stein? Sie sehen ja entsetzlich aus. Was ist Ihnen?

— Schwach! . . . sehr schwach! stammelte Felix, legte die Depesche auf das Pult des Cassirers und schwankte aus dem Comptoir hinaus — hinaus . . . .

XIX.

Felix hatte sich in eine Droschke geworfen.

— Rue de Trévise, Galopp! rief er dem Kutscher zu.

Am Ziele angelangt, warf er demselben ein Zwanzig-Francsstück hin und flog die zwei Treppen hinan.

— Wenn ich ihn nur zu Haus anträfe! dachte Felix, als er an der ihm wohlbekannten Glocke klingelte.

Wenige Secunden später wurde ihm geöffnet.

Das Factotum stand vor ihm.

— Herr Didier zu Haus? rief er ihm stürmisch entgegen.

— Zu Haus, ja, aber beschäftigt!

— Sagen Sie ihm, ich hätte ihn nothwendigst zu sprechen.

— Nehmen Sie gefälligst Platz.

— Ich habe keine Zeit, Platz zu nehmen, ich habe die höchste Eile!

— Che va piano, va sano! murmelte das Factotum lächelnd, indem er Felix spöttisch mit der langen Gänsefeder drohte und in das Nebenzimmer trat, — che va piano . . . .

— Che va piano! rief Felix ihm nach, indem er mit den Fingern auf den Zahltisch trommelte, que va piano verhungert, wird zum Bettler. Man muß das Eisen schmieden, wenn es

heiß ist! sagt man bei uns zu Lande. Nun denn, das Eisen ist heiß, nun will ich schmieden!

Einige Minuten später trat Herr Didier in's Comptoir.

— Ah, sieh' da, Herr Stein! So früh? Wollen Sie nicht näher treten?

Mit diesen, von dem verbindlichsten Lächeln begleiteten Worten öffnete er dem nervös erregten, jungen Mann die Thür zu seinem Privatzimmer.

Felix trat schnell ein.

— Meine Quittung haben Sie wohl empfangen, Herr Stein? sagte der Agent, indem er ihn einlud, Platz zu nehmen. Das lasse ich mir gefallen, pünktlich honorirt, ein Wort ein Mann, bravo! auf diese Weise kann man Geschäfte machen.

— Das sollen Sie auch, Herr Didier, das will ich auch, liebster Freund! Nun hören Sie: Sie sollen heut 5000 Francs Provision an mir verdienen ....

— Bravo! Herr Stein, das ist ein Wort!

— Was geschieht, muß in der nächsten halben Stunde geschehen. Es ist zehn Uhr vorüber, um halb elf beginnt die Vormittagsbörse bei Tortoni, Sie müssen für mich einen großen Posten österreichische Creditactien per ultimo verkaufen.

Didier hatte auf einem Lederstuhl Platz genommen und rauchte mit großer Behaglichkeit eine Regalia Upman. Bei den letzten Worten des jungen Mannes flackerte es eigenthümlich in seinen Augen.

— Einen großen Posten? sagte er langsam jedes Wort betonend, indem er unverwandt auf den kleinen Feuerreif blickte, welcher zwischen der Cigarre und der Asche glühte. Einen großen Posten? wiederholte er nachdenklich.

— Ja wohl, allerdings, Herr Didier.

— So? . . . wie viel?

— So viel als Sie wollen, Herr Didier.

Didier schien in dem kleinen Feuerreif etwas zu suchen, da er unverwandt auf denselben blickte.

— Hm! hm! summte er vor sich hin, indem er beide Lippen eigenthümlich vorstreckte, es sind wohl ganz neue Nachrichten eingetroffen?

— Herr Didier, ich mag oder will mich darüber nicht weiter erklären, wollen Sie meine Ordre ausführen oder nicht?

Die letzten Worte hastig aussprechend, erhob sich Felix vom Stuhl.

— Halten Sie gefälligst Platz, junger Mann, wichtige Sachen müssen mit der nothwendigen Ruhe behandelt werden.

— Hier handelt es sich nur um ja oder nein, Herr Didier, unterbrach Felix sein Vis-à-vis, welches mit anscheinend noch erhöhtem Phlegma das Glimmen der Cigarrenasche beobachtete.

— Das kommt darauf an, junger Mann.

— Wie soll ich das verstehen?

— Mein Gott! antwortete Didier achselzuckend, Sie sind Banquier, Sie müssen das wissen.

— Was muß ich wissen?

— Sie thun gerade so, Herr Stein, als ob Sie heut zum ersten Mal in Ihrem Leben per ultimo Geschäfte machen wollten. Es wäre wohl nicht das erste Mal, das man sich irren könnte. Indem er sich unwillig erhob und das Zimmer mit großen Schritten durchmaß, fuhr er fort:

— Bei einem so großen Geschäft muß ich doch für die Differenz eventuell gedeckt sein!

— Aber wenn ich Ihnen sage, bester Herr Didier, es ist kein Zweifel möglich, ich bin so gut unterrichtet, daß an eine Differenz überhaupt gar nicht zu denken ist.

Didier ließ sich wieder phlegmatisch in seinen Lehnstuhl fallen.

— Was ist das für eine Nachricht? fragte er anscheinend sehr gleichgültig, indem er ein Zündholz anrieb.

Felix sprang wieder auf und setzte seinen Stuhl an die Wand.

— Ich bin nicht hierher gekommen, um mich ausfragen zu lassen, versetzte er ziemlich heftig, sondern um Sie zu fragen. Ich sichere Ihnen eine Provision von 5000 Francs zu, mehr kann ich nicht thun.

— Wie viel Depot können Sie bei mir deponiren? fragte Didier kurz und bestimmt.

— Depot? . . . Depot? ich habe kein Depot. Sie kennen meine Verhältnisse, Herr Didier . . .

— Allerdings, dieselben sind gleich Null, versetzte derselbe mit großer Ruhe.

— Allerdings sind dieselben gleich Null, Herr Didier, aber ich dächte, Sie hätten Gelegenheit gehabt, Sich zu überzeugen, daß ich bezahle, was ich schuldig bin; überdies wiederhole ich Ihnen, daß nicht der Schatten eines Risicos diesmal mit dem Geschäft verknüpft ist.

— Liebster Freund, entgegnete Didier mit Betonung, allerdings ist Ihr Conto bei mir seit gestern beglichen, aber derselbe Mann, welcher es beglichen hat, hat mir bei dieser Gelegenheit gesagt, daß er durchaus damit nicht die Absicht hat, Ihnen neuen Credit zu eröffnen, mir vielmehr ausdrücklich versichert,

daß er weder mir, noch einem Anderen einen Sou für Sie in Zukunft bezahlen wird.

— Haben Sie dem Chef gesagt, fragte Felix erbleichend, wofür ich Ihnen den Wechsel schuldig war?

— Ich sehe wohl, junger Mann, daß Sie sich augenblicklich in ziemlich erregter Stimmung befinden, so frägt vielleicht ein Student, aber kein Geschäftsmann. Kurz also, Herr Stein, ohne Depot mache ich nichts für Sie.

— Mein Gott! rief Felix mit ungestümer Geberde, ich habe kein Depot.

— So schaffen Sie sich eins.

— Schaffen . . . . Sie . . . . sich . . . . eins, wiederholte er leise, indem er mit der rechten Hand durch das Haar fuhr, woher soll ich mir Depot schaffen?

— Soll ich vielleicht dafür auch sorgen? entgegnete Didier unwillig. Ein junger Mann, der in einem Bankgeschäft ist . . . lächerlich!

— Ich kann mir kein Depot stehlen, rief Felix außer sich, und wollte ich es selbst, ich hätte keine Gelegenheit dazu. Lassen Sie vernünftig mit sich reden, Didier, meine Nachricht ist verbürgt, als hätten Sie eine Million Depot von mir im Schrank, ich bin der erste Mensch, der sie weiß, in einer Stunde weiß es vielleicht die ganze Welt.

Didier schwieg und rauchte phlegmatisch weiter.

— Das kann Alles nichts helfen, ohne Depot mache ich nichts, ich zweifle durchaus nicht an der Wahrheit Ihrer Behauptung, denn . . . Ihr Chef pflegt brillant unterrichtet zu sein. Gut! Sie wollen verkaufen, große Posten verkaufen, aber in einer Stunde kann wieder eine neue Nachricht kommen, welche

die Hausse veranlaßt. Bis zum Ultimo ist noch lange hin, Preußen kann siegen, Oesterreich kann siegen, Frankreich kann interveniren, England kann dies nicht zugeben, Rußland vielleicht mobil machen, . . . wer bezahlt mir dann meine Differenz? Niemand! Ihr Chef lacht mich aus, wenn ich ihm damit komme.

— Aber einziger Herr Didier, alle diese Fälle sind nicht mehr möglich, der Krieg ist beendet, ich weiß ein Factum, ich habe es in der Tasche.

— So zeigen Sie es mir, versetzte Didier schnell.

— Ich habe die Depesche im Büreau gelassen, der Chef wußte sie noch nicht einmal, ich flog hierher . . . . zu Ihnen und . . . . Mensch! . . . . Didier! die österreichische Armee ist total geschlagen, aufgerieben, sie existirt nicht mehr.

Didier sprang auf.

— Heute Morgen bei Sadowa, fuhr Felix erregt fort. Preußen hat glänzend gesiegt, der Krieg ist beendet.

Didier ging mit großen Schritten hastig im Zimmer auf und ab, knöpfte den Rock zu und stülpte den Hut auf den Kopf.

— Nun also, fragte Felix, ihm auf Schritt und Tritt folgend und seine Hand ergreifend.

— Ohne Depot mache ich nichts.

— Mensch! Didier! Das können Sie nicht, rief Felix vor Didier auf die Knie fallend, — das dürfen Sie nicht, nachdem ich Ihnen jetzt Alles gesagt habe.

— Was kann ich nicht, was darf ich nicht, antwortete derselbe eisig.

— Mein Gott, so verkaufen Sie nur eine Kleinigkeit für mich, rief Felix aufspringend, nur etwas, ein paar tausend Stück Creditactien, damit ich Etwas dabei verdiene, eine solche Gelegenheit kommt in zehn Jahren nicht mehr wieder.

— Nichts ohne Depot, Sie treffen mich bis ein halb zwölf Uhr vor Tortoni! Sie wissen, daß ich Sie stets reell und discret bedient habe. Können Sie mir bis dahin Depot schaffen, so ist es gut, wo nicht . . . . bedaure!

— Das können Sie nicht, Didier, es wäre infam von Ihnen, wenn Sie nun die Nachricht für sich allein benützten.

Wie von einem jähen Gedanken erleuchtet, eilte er auf ihn zu, und indem er ihm die Hände auf die Schulter legte, rief er hastig aus:

— Gut . . . . Didier . . . . gut, benutzen Sie die Nachricht für sich allein, verkaufen Sie so viel, als Ihnen gut dünkt, für eigene Rechnung, und geben Sie mir die fünftausend Francs Provision.

Didier brach in schallendes Gelächter aus.

— Nein, nicht fünftausend Francs, verbesserte sich Felix schnell, wenn es Ihnen zu viel erscheint, ... ich bin mit dreitausend auch zufrieden.

— Herr Stein, ich bin bis ein halb zwölf Uhr vor Tortoni zu sprechen, und will unter der genannten Bedingung gern verkaufen, so viel Sie mir auftragen werden. Für mich mache ich derartig gewagte Ultimo-Geschäfte überhaupt nicht; was ich kaufe, kaufe ich für baares Geld, ich bin Geschäftsmann und kein Speculant.

— Sie sind ein Schuft, Didier!

— Herr Stein!

— Verzeihen Sie, Herr Didier, ich bin .... in solcher Aufregung ....

— Das merke ich!

Mit diesen Worten warf der Agent die Thür in's Schloß, eilte die Treppe hinab. Schwankenden Schrittes folgte ihm Felix. Als er auf der Straße anlangte, war von Didier nichts mehr zu sehen.

XX.

Unentschlossen, wohin er sich wenden sollte, um binnen einer Stunde ein Depot zu erlangen, ohne sich seinem Chef, oder wenigstens Herrn Jourdain zu entdecken, taumelte er einige Schritte fort.

— Unmöglich, ich darf mich nicht verrathen! rief er ein Mal um das andere vor sich hin.

Eine entsetzliche Idee tauchte in ihm auf. Wenn er ohne Herrn Jourdain's Wissen sich aus dem Depotschrank bis zum nächsten Tage das nothwendige Quantum .... leihen würde, das er am nächsten Tage, auch ohne daß Herr Jourdain etwas davon erfuhr, wiederbringen könnte! — Hatte Didier nicht gesagt, ein junger Mann, der im Bankgeschäft arbeitet, brauchte nicht um ein Depot in Verlegenheit zu sein, ... sollte er das gemeint haben, ... das?! Heißt das nicht Diebstahl?! Nein, o nein, es ist ja nur in der ehrlichen Absicht geliehen, es morgen wieder an dieselbe Stelle zu legen, es wird hierdurch Niemand in der Welt geschädigt, ich habe, was ich brauche, und erreiche meinen Zweck. Ja, ich thue es .... wage es .... aber wie?

Er sah nach der Uhr. Schon stand der Zeiger auf eilf.

— Unmöglich, daß ich es in der nächsten halben Stunde zu Wege bringen kann. Herr Jourdain arbeitet bis zur Börse ununterbrochen in seinem Cabinet und schließt die Gitterthür desselben, wenn er es nur auf einige Minuten verläßt .... aber wenn ich zu ihm ginge, ihn durch geschäftliche Fragen mit den Büchern beschäftigte .... der Schrank steht hinter ihm offen ... nein, es wäre tollkühn, ich würde mich zwecklos verrathen und für ewige Zeit unglücklich machen.

Er war auf dem Boulevard angelangt. Vergebens spähte er in dem wirren Durcheinander nach einem Lichtpunkt im Chaos seiner Gedanken. Wie von Furien gehetzt eilte er weiter. Wie Meeressausen gellte das Wagengetöse und der Lärm der vorüberwogenden Menschenmenge an sein Ohr, zu riesigen Dimensionen wuchsen die bunten Zeitungs-Kioske, Brunnen und Häuser um ihn hinan. Schaffen Sie mir Depot! rief es mit tausend Stimmen um ihn herum. Seine Knie schlotterten, wie ein Betrunkener schwankte er von rechts nach links. Da fielen seine Blicke auf einen Jouvelierladen, in dessen Schaufenstern prachtvolle Brillanten-Colliers, Perlen, Diamanten und Edelsteine in reichster Fülle prangten. Magnetisch zog's ihn näher und näher.

— O wüßte ich, wie ich es anfangen sollte .... ich will ja stehlen .... ich kann es aber nicht.

Entschlossen, seine letzten Kräfte sammelnd, trat er in den Laden.

— Eine Damenuhr, wenn ich bitten darf, im Preise von etwa fünfhundert Francs.

Bittere Täuschung; der Juwelier wies auf mehrere, unter der Glasplatte des Ladentisches befindliche Schmuckgegenstände,

unter welchen sich auch eine solche befand. Ein Blick um ihn herum belehrte ihn, daß der vorsichtige Juwelier seine Reichthümer nicht im Laden, wie im Schaufenster, frei ausgelegt hatte. Alles lag und hing hinter Crystall in Spinden und Tischen, und selbst der verwegenste Dieb hätte hier vergebens nach Beute ausgeschaut.

Verwirrt stammelte Felix einige Worte der Entschuldigung und verließ den Laden.

— Ein viertel Zwölf, rief er verzweiflungsvoll aus, als er auf seine Uhr blickte. Verloren . . . verloren!

— Wenn ich Didier noch einmal bäte, er kann nicht so engherzig sein.

Er raffte seine letzten Kräfte zusammen und eilte zu Tortoni. Vor dem weltbekannten Café stand eine dichte Menge, es summte darin wie in einem Bienenstock, man eilte hin und her, ein kurzer Gruß dorthin, eine Frage an den und jenen, ein Wort in das Notizbuch, so schwirrte es um ihn herum. Felix suchte. Unbekümmert, ob man ihn um diese ungewohnte Stunde sehen und aus seiner Anwesenheit vielleicht Verdacht schöpfen könnte, drängte er sich durch die Herrengruppen. Da plötzlich bemerkte er weit hinten Didier. Wie eine Schlange wand sich Felix durch die Gruppen weiter, bis er sein Ziel erreichte.

— Herr Didier, auf ein Wort.

Erstaunt wandte sich der Agent um, offenbar war ihm Felix's Anwesenheit peinlich.

— Haben Sie Depot bekommen?

— Nein, Herr Didier, aber . . . .

— Es giebt kein Aber.

— O ich werde mich rächen!

Didier flüsterte ihm darauf in's Ohr:

— Wenn Sie ein Wort von Ihrer Depesche hier verlauten lassen, so weiß Ihr Chef an der Börse die ganze Affaire! Damit kehrte er Felix den Rücken.

— Was beginnen, wo finde ich Hülfe? rief er, Wuththränen weinend, als er sich wieder auf dem Boulevard befand. Wenn ich doch einem Anderen die Mittheilung machte, nicht Jeder wird so engherzig sein, mich nichts daran verdienen zu lassen, aber wem .... wem?

Er schwankte weiter vorwärts. Bald aber versagten seine Kräfte, er sank auf eine jener Bänke nieder, welche den Bürgersteig vom Macadam trennen. Der Kopf schmerzte ihm heftig, seine Kniee zitterten, wie im hitzigen Fieber fühlte er theils eisige Kälte, dann wieder glühende Hitze am ganzen Körper.

— Es ist vorbei, stammelte er vor sich hin, indem seine Augen auf die Vorübergehenden glotzten, — vorbei!

— Heda, Herr Stein, was ist Ihnen, Sie sehen ja zum Erschrecken aus, rief ihm eine, ihm wohlbekannte Stimme zu.

Stein glotzte den Sprecher an und erkannte in ihm einen Collegen.

— Ich habe Fieber, Emil, lallte er, ich bin ... sehr krank.

— So kommen Sie nach Haus, Sie müssen in's Bett, schnell, kommen Sie.

— Ich kann nicht.

— So werde ich Ihnen helfen.

Der junge Mann winkte einem Fiacre zu, half Felix in den Wagen, setzte sich neben ihn und gab dem Kutscher Stein's Adresse. An seiner Wohnung angelangt, führte er Felix bis in sein, in der vierten Etage gelegenes Zimmer, was nicht ohne Schwierig-

keiten zu erreichen war, dann verließ er ihn mit den Worten:

— Die Pflicht ruft heut mehr als je, denn es giebt einen heißen Tag, aber ich werde Ihnen einen Arzt senden.

— Einen ... heißen ... Tag ..., lallte Felix, als er in die Bettkissen gesunken war und sich im Fieberfroste schüttelte, einen ... heißen ... Tag ...!

Als eine Stunde später der Arzt kam, fand er Felix in einem bemitleidenswerthen Zustand. Schnell empfahl er der Wirthin die nothwendigsten Mittel und vor Allen während der Nacht wachsam bei ihm zu sein.

— Fieberkranke pflegen Nachts zu phantasiren und aus dem Bett springen zu wollen, sagte er zu derselben, als er das Zimmer verließ, also hübsch wachsam, Madame!

Die Nacht verging wie es der Arzt vorher gesagt hatte. Felix phantasirte heftig.

— Nur zehntausend Stück per ultimo, Didier! rief er einmal über das andere aus, während seine Hände krampfhaft in den Bettkissen wühlten. Dann schlug er plötzlich die Bettdecke zurück.

— Hinaus, rief er, zu ihm ... zu Didier, nein zu Jourdain ... den Schlüssel zum Tresor, das Depot ... ich weiß wo es liegt, oben links ... die russischen Papiere ... o nur bis morgen ... bis morgen. — Nein, liebe Mutter, drohe mir nicht, schlage den Sargdeckel nicht zurück ... es ist nur bis morgen ... bis morgen! ...

Nur mit Mühe gelang es der Wirthin den Fieberkranken zurückzuhalten und ihm durch die vom Arzt verordneten Mittel Kühlung und Ruhe zu schaffen.

Als der Morgen graute, klopfte es discret an der Thür. Die Wirthin, welche vermuthete, daß es der Arzt sei, war nicht wenig erstaunt, ein junges, frisches Mädchen vor sich stehen zu sehen.

— Ist Herr Stein abgereist? fragte sie schüchtern.

— Nein, Fräulein Amélie, erwiderte sie dem ihr wohl bekannten Mädchen, Herr Felix ist sehr krank, treten Sie nur näher, liebes Fräulein.

Amélie erschrak heftig, als sie den jungen Mann mit so bleichen, fast entstellten Zügen liegen sah. Er starrte sie zwar an, schien sie aber nicht zu erkennen.

— O Gott, rief sie, was ist vorgefallen?

— Ich weiß es nicht, erwiderte die Wirthin, er wurde gestern Mittag krank hierher gebracht, der Arzt hat es für ein Nervenfieber erklärt, ich bin ganz rathlos.

Amélie schüttelte den Kopf.

— Ich erinnere mich, versetzte sie dann, daß Felix schon vorgestern mir ganz eigenthümlich vorkam, als er mich besuchte, er war so matt und zerstreut . . . ich glaubte, daß er verreist sei, weil er, trotz seines Versprechens, die ganze Zeit über nicht zu mir kam. Aber was sehe ich, Madame, Sie sind noch wie am Tage gekleidet, Sie haben wohl die Nacht über bei ihm gewacht? O, das ist gut, das ist brav von Ihnen, wie freue ich mich, daß ich gekommen bin, Sie ablösen zu können. Sagen Sie mir nur Alles, was ich zu thun habe, es wird Nichts versäumt werden. Wenn Sie erlauben, gehe ich um neun Uhr nur auf ein halbes Stündchen fort, um meine Blumen im Magazin abzuliefern . . . nur auf ein Viertelstündchen . . . dann bin ich wieder da und kann hier meine Arbeit so gut machen als zu Haus.

Die Wirthin nahm Amélie's Anerbieten dankbar an, bedeutete ihr, dem Kranken allstündlich einen Eßlöffel voll Medicin zu geben und empfahl sich.

Der Arzt kam im Laufe des Vormittags, während Amélie nach dem Magazin geeilt war, empfahl der Wirthin, den Kranken nach Verordnung weiter zu pflegen und versprach wiederzukommen.

Als Amélie wieder an seinem Bett saß, erschien ein Kassenbote im Auftrage von Felix's Chef, sich nach dem Befinden des jungen Mannes zu erkundigen.

Derselbe theilte zurückkehrend seinem Chef mit, wie krank er Felix angetroffen habe, konnte jedoch, als er auch Herrn Jourdain auf dessen Befragen Bescheid gab, nicht umhin, unter Lächeln zu erwähnen, eine wie schöne, junge Krankenpflegerin Herr Stein habe.

— Eine kleine Brünette? nicht wahr, Charles.

— Ja wohl, Herr Jourdain, eine allerliebste kleine Brünette.

— Also war doch Alles vergebens! seufzte der brave, alte Herr kopfschüttelnd, der junge Mann rennt in sein Verderben, er kann sich aus den Banden seiner Circe nicht befreien. Tant pis!

XXI.

Drei Wochen lang hatte Felix das Bett gehütet. Die Wirthin und Amélie hatten ihn treu gepflegt und der Arzt ihn mit aller Sorgfalt behandelt. An Beweisen der Theilnahme von Seiten des Herrn Jourdain hatte es ihm nicht gefehlt. Täglich hatte er sich nach seinem Befinden erkundigen lassen, einmal war er auch selbst gekommen. Als Amélie ihn empfing, empfahl er sich jedoch mit den Worten: er wolle Herrn Stein, aber keine junge Dame, die er nicht kenne, besuchen.

Als Amélie dies tief betrübt Felix erzählte, rief er lächelnd aus:

— Der alte Jourdain ist und bleibt ein alter Zopf. Ich wäre lange noch nicht wiederhergestellt, wenn Du mich nicht so treu gepflegt hättest.

Felix erholte sich schnell. Heute hatte ihm der Arzt erlaubt, das schöne Wetter zu benutzen und spazieren zu fahren. Amélie begleitete ihn seelenvergnügt in's Bois. Jetzt erst, nachdem Luft, Menschen und das Gewoge von Paris ihn wieder umgaben, kam er zum Vollbewußtsein der jüngsten Vergangenheit. Der Name Didier schwebte auf seinen Lippen, er erinnerte sich genau jener Depesche, die die Schlacht bei Sadowa meldete, von da ab wußte er sich aber keiner Einzelheit mehr zu entsinnen.

— Morgen gehe ich wieder in's Büreau, sagte er plötzlich zu seiner jungen Gefährtin, ich fühle mich wieder ganz gestärkt, weshalb sollte ich meiner Pflicht nicht nachgehen?

— Thu wie Du willst, nur schone Dich.

Als Felix Abends den Arzt traf und ihm seinen Entschluß, wieder an die Arbeit zu gehen, mittheilte, versetzte dieser:

— Liebster Freund, nehmen Sie sich Ihre Pflicht nicht allzusehr zu Herzen. — Wissen Sie auch, daß Sie während Ihres Fiebers von Nichts als Actien, Geschäft, Dépôt, Ultimo und, wie die anderen Kunstausdrücke alle heißen mögen, geplaudert haben. Lassen Sie diese Sorgen Ihrem Chef, er genießt ja auch die Vortheile derselben, aber bis in die Träume soll und braucht Sie Ihr Beruf nicht zu verfolgen. Leben Sie wohl, schonen Sie sich!

Am nächsten Morgen ging Felix in's Comptoir, er begrüßte zunächst Herrn Jourdain, dem er für seine freundliche Theilnahme dankte, ebenso seine Collegen, die in seiner Abwesenheit seine Arbeit übernommen hatten.

— Felix! sagte ihm Jourdain vertrauensvoll, Sie haben immer noch mit dem Mädchen nicht gebrochen!

— Ohne ihre Pflege wäre ich wahrscheinlich heut noch nicht wieder im Comptoir.

— Ich sähe Sie lieber noch krank, als in den Netzen dieser Person. Sie wird sich ihre Pflege theuer genug bezahlen lassen. Brausen Sie nicht auf, junger Mann, ich meine es gut. Schon in der bloßen Abhängigkeit liegt Opfer genug für einen jungen Mann, ganz abgesehen davon, was dies Mädchen Ihnen für Summen schon gekostet hat. Ich hätte dies Thema nicht wieder berührt, wenn ich nicht, nach dem Wort, das Sie dem Chef ge-

geben hatten, entrüstet darüber gewesen wäre, daß Sie es nicht gehalten haben. Felix, jetzt sind Sie wieder gesund, Sie wissen, was Sie zu thun und zu lassen haben.

Verstimmt ging Felix an sein Pult und überflog in den Büchern das in seiner Abwesenheit Vorgekommene. Er mußte Seiten lang studiren, um sich ein vollkommenes Bild davon zu machen. Kauf- und Verkaufaufträge waren inzwischen von allen Himmelsgegenden her eingelaufen. Da war die Seite im Journal, auf welche er noch selbst das Datum des 3. Juli vorgemerkt hatte. Der Schlachttag von Königgrätz. — Es war also wahr gewesen. Sein Chef und in Folge dessen er, hatte dies folgenschwere Factum früher als ganz Paris gewußt. Seine Absicht, einen großen Posten österreichischer Werthe per ultimo zu verkaufen, hätte sich brillant rentirt. Er hätte ein Vermögen damit schaffen können! Jetzt erst tauchten in seinem Gedächtniß alle Einzelheiten dieses Tages auf. Seines Gespräches mit Didier erinnerte er sich ganz genau, in dessen Hand es gelegen hatte, ihm ein Capital zu schaffen.

— O schändlich, jetzt hat er die Nachricht benutzt, er hat daran verdient, und ich . . . .

Die Comptoirthür öffnete sich. Felix sah einen ihm fremden jungen Mann das Büreau betreten, zu Herrn Jourdain gehen und demselben eine Karte reichen.

Kaum hatte der Cassirer dieselbe gelesen, als er aus seinem Gitterthor hervortrat, welches er sogleich hinter sich verschloß, und den Fremden mit der erdenklichsten Höflichkeit ersuchte, ihm zum Chef zu folgen.

Beide Herren blieben längere Zeit im Privatbüreau. — Neugierig, wer der Fremde sei, ging Felix bis zum Cassatisch,

auf welchem Jourdain die Karte des Fremden hatte liegen lassen. Er las:

Mr. Harry Stendal.

Washington.

Felix erinnerte sich, diesen Namen schon einmal gehört zu haben, er hatte sich sogar denselben in sein Notizbuch geschrieben.

— Weshalb?

Einige Minuten sann er nach, dann erinnerte er sich des Briefes aus Washington. Purpurröthe bedeckte seine Wangen plötzlich, dann sagte er zu einem seiner Collegen:

— Ich bin doch zu früh wieder in's Geschirr gegangen. Emil, übernehmen Sie gefälligst für heut meine Arbeit, ich fühle mich noch zu angegriffen, ich muß in die frische Luft!

Er nahm Hut und Stock und verließ das Büreau. Graden Weges ging er in das gegenüberliegende Café, nahm ein Journal und beobachtete den Thorweg des Bankgeschäftes.

Eine halbe Stunde darauf sah er den Fremden Arm in Arm mit seinem Chef das Haus verlassen und in einen Wagen steigen. Lange blieb Felix in diesem Café, anscheinend immer weiter in der Zeitung lesend. Seine Gedanken aber schweiften weit über dieselbe hinaus.

— Wohin?

Welch einen Plan hatte er in dieser Stunde gefaßt, welcher Entschluß war in diesem Augenblicke gereift?

Plötzlich erhob er sich:

— Einen letzten Versuch, rief er, will ich noch machen, will Didier nicht, dann ....

Wiederum eilte er nach der rue Trévise.

— Ich will doch einmal sehen, ob der Schuft wagt, mir nicht meine ehrlich verdiente Provision zu zahlen, ob er sie mir in's Gesicht zu läugnen die Frechheit haben wird.

Bald darauf klingelte er an Didier's Thür. Das Factotum öffnete ihm.

— Herr Didier zu sprechen?

— Nein! Herr Didier hat mir ein für alle Mal aufgetragen, daß er für Sie weder hier noch irgendwo zu sprechen sei.

— Das hat er sich erlaubt?

— Er war so frei, — ich muß Sie demnach ersuchen ....

— Sie wagen es, mir die Thür zu weisen?

— Meine Pflicht, Herr Stein, nur meine Pflicht!

— Nun denn, so bestellen Sie ihrem sauberen Herrn Chef, daß er an den Tag von Königgrätz gedenken wird .... sein Leben lang!

— Es war ein ganz guter Tag, versetzte der alte Knabe, welcher Stein's Worte und den sonderbaren Ausdruck derselben nicht verstanden zu haben schien, — ein ganz guter Tag, Herr Stein!

— Er möge ihm wohl bekommen! rief Felix wüthend, indem er die Thür dem Factotum vor der Nase zuschlug.

Langsam ging er die Treppe hinab. Vor der Thür hielt er einen Augenblick an:

— Mich sieht er nie wieder . . . auch er nicht! murmelte er zwischen den Zähnen. Es ist also entschieden . . . sei's!

— Heda, Commissionair! rief er einem ihm bekannten Eckensteher am Boulevard zu, kommen Sie einmal zu mir hinauf.

Der Commissionair folgte dem jungen Mann, welcher noch in einem Papiergeschäft einen Einkauf besorgte.

In seinem Zimmer angelangt, zog Felix ein Wechselblankett aus der Tasche, füllte dasselbe mit 3000 Francs aus, acceptirte den Wechsel und schrieb eine fingirte Firma (magazin de modes) als Aussteller unter denselben.

— Sie kennen mein Bankgeschäft? fragte er den Commissionair.

— Allerdings, Herr Stein.

— Gut! Gehen Sie heut zwischen 4—5 an die Casse desselben, präsentiren Sie diesen Wechsel und sagen Sie, daß Sie im Auftrage des unterzeichneten Modewaarengeschäftes kämen.

— Sehr wohl, Herr Stein.

— Warten Sie einen Augenblick und hören Sie mich genau an: Der Wechsel wird Ihnen nicht bezahlt werden, das weiß ich ganz genau, es ist nur eine Formsache, aber behalten Sie genau, welchen Bescheid man Ihnen giebt. Sie treffen mich Nachmittags sechs Uhr im Café de Madrid. Allez!

Der Commissionair eilte davon. Als er Felix Nachmittags an dem bezeichneten Orte traf, theilte er ihm mit, daß ein älterer Herr an der Casse höchst erstaunt über den Wechsel gewesen und ihm gesagt hätte, der Herr sei krank und wohne da und da. Er gab Felix den Wechsel zurück, welcher den Commissionair für seinen Gang reichlich bezahlte.

— Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht, Alter! Niemandem ein Wort davon! —

Als Felix gegen Abend auf dem Boulevard umherging, sah er plötzlich seinen Chef mit dem Fremden aus dem Restaurant Bonnefoi kommen. Die Herren hatten anscheinend gut dinirt, zündeten eine Cigarette an und gingen im Gespräch in der Richtung der Madelaine, auf dem Boulevard weiter.

Felix folgte ihnen, ohne daß sie ihn bemerken konnten.

— Sind Sie zum ersten Male in Europa? fragte ihn der Chef.

— Zum ersten Male nicht, erwiderte der Angeredete lächelnd, ich bin geborener Europäer, Holländer, mein Herr. Allerdings war ich noch Kind, als ich Amsterdam verließ. O, Ihr Paris ist schön . . .

— Und Sie wollen sich nur so kurze Zeit hier aufhalten?

— Ich hatte Ihnen ja bei Tisch erzählt, welche angenehme Pflicht mich von hier abruft. Mein Herz zieht mich schon heut von hier fort, ich will aber, um eine Ueberanstrengung zu vermeiden, noch den morgigen Tag hier rasten. Ich werde die Ehre haben, Ihnen noch morgen meine Aufwartung zu machen und Ihnen für den sehr liebenswürdigen Empfang zu danken.

— Herr Stendal, erwiderte der Banquier, ich habe mich sehr gefreut, als die Nachricht Ihrer Ankunft eintraf, den hochgeschätzten, langjährigen Geschäftsfreund kennen zu lernen, und bin auf das Höchste erfreut, in Ihnen einen jungen Mann kennen zu lernen, den ich unter meine persönlichen Freunde zu zählen, stolz wäre.

Der Fremde lüftete den Hut und drückte dem Banquier die Hand. Sie waren am Grand Hôtel angekommen. Dort verabschiedeten sich die Herren. Der Fremde trat in's Hôtel.

XXII.

Als Felix spät Abends nach Haus kam, fand er einen Brief vor, welcher auf dem Couvert den Firmastempel seines Bankhauses trug.

Triumphirenden Blickes öffnete er denselben.

— Aha! die Comödie gelang. Bravo! Jetzt bin ich frei! Lesen wir die Philippika!

Da stand von Herrn Jourdain's Hand geschrieben und vom Chef persönlich unterzeichnet:

„Herrn Felix Stein.

Während Ihrer Abwesenheit wurde heut ein von Ihnen acceptirter, von der Firma eines Modewaarengeschäftes über 3000 Francs ausgestellter Wechsel präsentirt. Abgesehen davon, daß ich Ihnen vor einigen Wochen gesagt habe, daß Sie bei der mindesten Meldung von Schulden aus dem Verbande meines Geschäftes scheiden müßten, würde ich junge Leute, welche für Damentoiletten derartige Summen verschwenden und dafür Wechselverpflichtungen eingehen, nicht in meinem Hause dulden. Ich betrachte also Ihren Vertrag mit meinem Hause von heut ab als gelöst."

— Formeller konnte es nicht geschehen, rief Felix lächelnd, indem er den Brief zerriß. Frei bis zur Adria! Jetzt wollen wir für eigene Rechnung arbeiten; die nöthige geschäftliche und Menschenkenntniß wäre ja vorhanden, ich sehe nicht ein, weshalb ich nur Andere damit reich machen soll, nun an's Werk!

Entschlossen eilte er die Treppe hinab dem Boulevard zu. Magnetisch zog es ihn zum Grand Hôtel.

Welcher Plan durchkreuzte seine Sinne, mit welcher Absicht promenirte er, seinen Blick fest auf die Ausgangsthür richtend, lange Zeit auf der gegenüberliegenden Seite des Boulevards auf und ab? Was hatte er in der vergangenen Nacht beschlossen? Nichts Gewisses, aber die Worte des Fremden „ich verlasse morgen Abend Paris" hatten sich ihm fest in's Gedächtniß geprägt, immer wieder klangen sie ihm im Ohr und auf diese Worte baute Felix den Grundstein zu dem was er „an's Werk!" nannte.

Jetzt plötzlich sah er einen jungen Mann das Hôtel verlassen und einen Wagen nehmen. Ein Blick belehrte Felix, daß es der Erwartete gewesen. Er hielt sich noch einige Augenblicke in der Straße auf, dann begab er sich in die Portierloge des Hôtels.

— Welche Zimmernummer hat Herr Stendal?

— No. 114.

Felix schickte sich an hinauf zu gehen, doch der Portier rief ihm nach, daß der Herr nicht mehr im Hôtel sei.

— Wie schade, rief Felix unmuthig, nach einer Karte suchend. Drücken Sie den Herrn gefälligst mein Bedauern aus, ihn verfehlt zu haben, ich würde morgen wieder kommen.

— Der Herr reist schon heut ab.

— Nicht möglich?

— Allerdings um 3 Uhr 45 Minuten mit dem Zuge nach Deutschland.

— Können Sie mir vielleicht angeben, wo ich ihn heut noch treffe?

— Nein, aber Sie treffen ihn jedenfalls um 2 Uhr im Hôtel.

— Vielen Dank, ich werde ihn dann aufsuchen.

Felix entfernte sich schnell.

— Also um 3 Uhr 45, sagte er zu sich selbst, ich glaubte erst Abends. Er sah auf die Uhr, — schon zehn. Jede Minute muß benutzt werden. Eilen wir. Er nahm einen Wagen.

— In's Faubourg Montmartre! rief er dem Kutscher zu, vor einem bureau de tabac halten Sie gefälligst an.

In wenigen Minuten war ein solches erreicht, Felix sprang aus dem Wagen.

— Für fünfzig Centimes türkischen Tabak, aber vom besten, sagte er zu der dame de comtoir, — auch ein Heft Cigarrettenpapier. Haben Sie auch eine Cigarretten-Rollmaschine? Ich bin zu ungeschickt, um sie mir in der Hand zu wickeln.

— Allerdings, mein Herr, sie kostet einen Franc.

— Würden Sie mir gefälligst erklären, wie man sich derselben bedient?

— Nichts einfacher als das. Sie legte ein Blatt Papier und etwas Tabak in den zwischen zwei Rollen befindlichen Stoff, drehte denselben hin und her und die Cigarrette war fertig.

— Vielen Dank, rief Felix, und bestieg wieder seine Droschke. Zehn Minuten später klopfte er an Amélie's Thür. Er fand die fleißige Kleine bei emsiger Arbeit zu Hause. Dieselbe begrüßte ihn mit einem Ruf freudiger Ueberraschung.

— Was Tausend, rief sie ihm entgegen, zu so ungewohnter Stunde, Felix?

— Allerdings, mein Kind, ich wollte Dir Adieu sagen, heut trete ich die kleine Reise an, von der ich mit Dir vor einigen Wochen sprach.

Betrübt blickte ihn die Kleine an.

— Auf lange? fragte sie ihn schmollend.

— Auf längstens acht Tage, und wenn ich zurückkomme, erfülle ich Dir auch Deinen Wunsch. Ich habe mich schon nach einer kleinen Wohnung im Faubourg St. Antoine umgesehen, sie ist entzückend, ein hübscher Salon, zwei Zimmer und eine Küche im dritten Stock, die beziehen wir dann zusammen.

Amélie sprang vor Freuden auf und bedeckte Felix mit Küssen.

— Ein Zimmer davon, fuhr Felix, sich, ihren Umarmungen entwindend, fort, wird das Atelier meiner kleinen Amélie, dann arbeitet sie für sich selbst und nicht für das Magazin für zwei Francs den Tag.

Amélie schwamm in einem Meer vor Entzücken.

— Meine kleine Amélie besorgt dann auch unsere kleine Wirthschaft, wir dejeuniren zu Haus, Abends speisen wir im Restaurant ....

— Das wird himmlisch, rief die Kleine vor Freude in die Hände klatschend, himmlisch, Felix!

— Nicht wahr, dann verspricht mir aber meine kleine Amélie auch Eins: mit Handschuhen wird dann nicht mehr gearbeitet.

Betroffen blickte ihn Amélie an.

— Nun ja, mein Kind, man wagt ja fast gar nicht mehr, Dir die Hand zu geben, es wird ja auch schöne Farben ohne diese giftigen Essenzen geben.

— Natürlich, wenn Du es wünschest, von Herzen gern.

— Nicht wahr, mein Kind, damit ich ruhig reisen kann, versprichst Du mir, daß Du schon von heute ab dies unterläßt, wenn man Dich im Magazin deswegen zur Rede stellen sollte, so antworte nur, gute Freunde hätten Dich davor gewarnt, und der Arzt hätte es Dir verboten. Auf die Dauer kann ja dieser Geruch nicht gesund sein, ich empfinde jetzt schon Kopfschmerzen davon. In meiner neuen Wohnung würde ich es mir für alle Fälle verbitten. Es ist eine Schande, fuhr er ärgerlich auf- und abgehend fort, daß man das Publicum auf diese Weise geradezu betrügt. Im vorigen Herbst ist ein Bekannter von mir plötzlich gestorben. Vergebens forschten die Aerzte nach der Veranlassung dieses plötzlichen Todes. Erst einige Tage später entdeckten sie eine grüne Tapete in seinem Schlafzimmer, sie ließen dieselbe chemisch untersuchen und constatirten, daß die arsenikhaltige Farbe den jungen Mann um's Leben gebracht hatte.

— Das ist ja entsetzlich, versetzte Amélie erbleichend.

— Ich hatte Dir dies schon lange sagen wollen, mein Kind, aber bei meiner Abreise fällt es mir schwer auf's Gewissen, ich möchte Dich gern gesund wiederfinden.

— Du guter, lieber Junge, rief Amélie, Felix umarmend.

— Und damit ich ganz sicher bin, fuhr Felix fort, indem er das auf dem Tische befindliche kleine Fläschchen ergriff, fort .... aus dem Fenster mit diesem Zeug!

Er eilte an's Fenster, öffnete dasselbe und warf es tief hinab in die vorüberfließende Seine.

— Da liegt es sicher, sagte er zurückkommend, indem er sein Taschentuch aus der Rocktasche nahm, und nun: lebe wohl, mein Kind.

— Bekomme ich Nachricht von Dir, Felix? fragte das junge Mädchen traurig.

— Allerdings, mein Kind, vielleicht schon übermorgen.

— Und wohin schreibe ich Dir? fuhr die Kleine unerbittlich fort.

— Nach Dijon, Hôtel de Lyon, erwiderte Felix nach kurzem Bedenken. Und nun lebe wohl, mein Kind, auf vergnügtes Wiedersehen im Faubourg St. Antoine.

Er entriß sich schnell ihrer Umarmung und stürmte die Treppe hinab.

— Halb zwölf vorüber, murmelte er, auf die Uhr blickend, o, wir haben noch Zeit, noch viel Zeit. Vorwärts, an's Werk!

An welches Werk? Was hatte er im Sinne? Was verzerrte alle seine Gesichtszüge mit dem Ausdruck verhängnißvoller Entschlossenheit? Was hielt er in seiner Rocktasche krampfhaft in der geschlossenen Faust? — Was?

Schnellen Schrittes ging er den Faubourg hinab und war eine Viertelstunde später wieder auf seinem Zimmer. Vorsichtig verschloß er die Thür hinter sich, dann packte er die eingekauften kleinen Vorräthe aus der Tasche auf den Tisch, setzte sich auf das Sopha und begann mit Hülfe der kleinen Maschine sich Cigarretten zu rollen. Anfänglich stellte er sich sehr ungeschickt dabei an, nach der sechsten, siebenten aber ging es schon besser, und nachdem ein Dutzend fertiger Cigarretten vor ihm lag, hatte er bereits eine Meisterschaft darin erreicht, als ob er sein Lebelang nichts Anderes gethan hätte, als Cigarretten drehen.

Da plötzlich klopfte es.

— Wer ist da? fragte Felix erschreckt. Er eilte zur Thür, öffnete dieselbe, ein ihm unbekannter Cassenbote stand vor ihm.

— Was wünschen Sie? fragte Felix mit zitternder Stimme.

— Ich habe einen Brief von meinen Chefs an Sie abzugeben.

— Von wem?

— Von Herren Arbout, Graffin & Co.

— Was können die Herren Arbout & Graffin von mir wollen?

Er öffnete den Brief:

„Geehrter Herr!

Wir erfahren soeben durch einen unserer jungen Leute, daß Sie durch plötzliche Umstände veranlaßt sind, Ihre bisherige Stellung aufzugeben. Da der Unterzeichnete Sie persönlich zu kennen das Vergnügen hat und ihm Ihre vortrefflichen Fähigkeiten bekannt sind, beeilt er sich im Namen der Firma Ihnen eine vacant gewordene Stellung in ihrem Hause hierdurch zu offeriren. Alles Nähere hierüber würde eine kurze Unterhaltung schnellstens erledigen. Ihrer geneigten Entschließung hierüber entgegensehend, empfangen Sie 2c. 2c.

Graffin.“

Felix überlas diesen Brief mehrere Male.

Hoch aufathmend durchmaß er das Zimmer, ein heftiger Kampf tobte in seinem Innern.

Sandte ihm die Vorsehung nicht in diesem verhängnißvollen Augenblick diesen Anker, dies Rettungsseil? War es nicht, als ob eine höhere Fügung ihm die Zukunft bahnen, ihn auf dem Wege des Rechtes und der Ehre bannen wollte?

Es ist eine eigenthümliche Sache um den freien Willen des Menschen. Hat er einen freien Willen, oder ist ihm sein Schicksal unabänderlich vorgezeichnet? Rechts liegt ihm der glatte Pfad durch ein sonnenbeleuchtetes Thal, links der feuchte, bergige Steg durch Nacht und Finsterniß. Ist es ihm vorher bestimmt, welchen er wählen soll, oder liegt sein Schicksal vielmehr in seiner Hand und ist es seinem freien Ermessen anheimgegeben, welchen er wählen soll? — **Ja!** Denn der Mensch hat als das kostbarste Geschenk, was ihm vor allen übrigen Geschöpfen auf der Welt auszeichnet, den Verstand empfangen, welcher durch Lehren und Selbstbelehrung in der Schule des Lebens entwickelt, zur Einsicht wird. Nicht willenlos soll und darf er im gereiften Alter hin und her schwanken und dem Zufall allein sein Schicksal anvertrauen, sondern auf Grund eigener Erfahrung nach dem Maßstab der Erkenntniß des Guten und Bösen selbstständig wählen. Geht er dann fehl, ist nach seiner besten Einsicht sein Streben vergebens, seine Arbeit unbelohnt, sein Ringen umsonst gewesen, und sieht er andererseits böse Menschen zu äußerem Glück und Reichthum gelangen, Arbeitsverächter die Früchte Anderer Mühsal genießen und das Verbrechen triumphiren, so giebt ihm die Religion, zu welcher er auch gehören möge, die trostreiche Hoffnung, daß es ein zweites ewiges Leben giebt, in welchem das Böse bestraft, das Gute belohnt, die Arbeit anerkannt und das Laster gerichtet wird. Diesen freien Willen hat der Mensch, wenn er auch eine Marionettenpuppe an dem Gängelbande des Zufalls zu sein scheint.

Diesen Kampf hatte Felix, nachdem er den Brief mehrfach gelesen, soeben ausgekämpft.

— Wieder in die Ketten der Knechtschaft, der Unselbstständigkeit zurück sollte ich gehen, sagte er sich höhnisch, nachdem ich den Reiz des eigenen Könnens gekostet habe? Es wäre nur eine Veränderung des Ortes, der Kerker bliebe derselbe. Wieder werde ich täglich, stündlich die Gelegenheit in Händen haben, für mich das erreichen zu können, womit ich fremde, mir ganz gleichgültige Menschen bereichere, wieder wird mich das brennende Verlangen, das mich verzehrt, zu jeder Büreauarbeit untauglich machen. Ich will ja, aber ich kann es nicht, ich fühle mich einerseits zu schwach und andererseits zu stark . . . .

— Basta! rief er dem immer noch in der Thüre wartenden Cassenboten der Herren Arbout, Graffin & Co. zu, ich lasse den Herren mein Bedauern ausdrücken, ich bin bereits anderweitig versagt . . . . ich werde mich selbstständig machen . . . . mich associren . . . . ich lasse von Herzen danken, adieu!

Felix verschloß hinter dem Fortgehenden wiederum die Thür. Er blickte auf die Uhr.

— Ein Uhr vorüber, rief er bestürzt, als er sich wieder auf das Sopha setzte, es soll so sein, die Vorsehung hat es mir in die Hände gespielt, profitons-en et bonne chance!

Dies sagend, sprang er auf und griff zu einer auf der Waschtoilette befindlichen Porzellanplatte.

Wieder zu seinem Platz zurückgekehrt, nahm er aus seiner Rocktasche ein kleines — uns wohl bekanntes Fläschchen vorsichtig hervor. Schnell entkorkte er dasselbe und goß einige Tropfen des Inhaltes auf die Porzellanplatte, dann nahm er aus der Düte einige Strähnen türkischen Tabaks und legte dieselben in die Flüssigkeit. Er beobachtete genau, wie sich die letztere in den Tabak mischte, wie sie langsam in denselben einzog.

Hierauf nahm er ein paar Handschuhe aus der Tasche, zog dieselben an, legte zwei Papierblättchen in die Maschine, dann that er den präparirten Tabak in dieselbe und begann zu rollen. Er betrachtete bestürzt die nunmehr fertige Cigarrette und bemerkte, daß dieselbe durch den angefeuchteten Tabak nur halb so stark sei, als die früheren.

— Das geht nicht, sie muß genau eben so stark sein, als die anderen, flüsterte er vor sich hin. Unwillig öffnete er dieselbe wieder, nahm zwei Blätter neues Papier, fügte noch ein Quantum Tabak hinzu, welchen er wiederum vorher angefeuchtet hatte, und begann wieder zu rollen.

Da klopfte es wieder an seiner Thür. Unwillig sprang er auf.

— Wer ist da? rief er mit fast ängstlichem Tone.

— Ich bin es, Deine kleine Amélie, rief es von außen, ich hatte Dich ganz vergessen zu fragen, um welche Zeit Du abreist, ich wollte Dich gern zum Bahnhof geleiten.

Inzwischen hatte Felix die Thür geöffnet und trat auf den Treppenflur hinaus.

— Ruhig, Kind, Du compromittirst mich, ich habe Besuch von dem Procuranten unseres Hauses, um den Zweck meiner Reise mit ihm zu berathen. Ich reise heut' Abend 8 Uhr 35. auf dem Chemin de fer de Lyon ab . , . . ich werde Dich noch zum Diner abholen.

— Das wäre reizend von Dir, Felix, flüsterte die Kleine über ihren faux pas sehr verlegen und schlüpfte die Treppe hinab.

Felix schloß wieder hinter sich die Thür ab und betrachtete neugierig die noch in der Rolle befindliche Cigarrette. Dieselbe

glich in Bezug auf Stärke nunmehr genau den früheren, nur trat, obgleich er doppeltes Papier genommen hatte, die Feuchtigkeit auf dasselbe heraus.

— Das darf nicht sein, rief er hin- und her überlegend, dann zündete er ein Wachslicht an und hielt die Cigarrette über die Flamme. Der Erfolg war der gewünschte, alle Spuren der Feuchtigkeit trockneten schnell und die Cigarrette glich ihren Schwestern zum Verwechseln. Nunmehr griff Felix zur Dinte und Feder und zeichnete einen fast unbemerkbaren Hieroglyphen auf die Papierhülle, damit er sie selbst zu unterscheiden im Stande sei, dann nahm er sein Cigarretten-Etui, füllte die linke Tasche desselben mit vier von den vorher gemachten Cigarretten und legte die mit dem Hieroglyphen bezeichnete allein auf die rechte Seite. Die Flasche steckte er, vorsichtig eingewickelt, in die linke Westentasche.

— Im schlimmsten Fall mio conto! rief er lächelnd.

Mit selbstzufriedener Miene steckte er das verschlossene Etui in die Tasche, reinigte mit frischem Wasser die Porzellanplatte vermittelst seines Taschentuches, packte alsdann alle Ueberbleibsel seiner Arbeit, in dasselbe, wickelte es in ein Papier und machte sich zum Fortgehen fertig.

Er sah nach der Uhr.

— Halb drei, rief er.

Er theilte seiner Wirthin mit, daß er auf einige Tage verreise und eilte von dannen.

XXII.

Schnellen Schrittes eilte Felix in der Richtung des Chemin de fer du Nord weiter.

Ohne Koffer und sonstiges Gepäck, nur mit einer kleinen Umhängetasche, wie für eine Landpartie, ausgerüstet, eilte er dahin. Plötzlich blieb er stehen. Noch immer hatte er das in Zeitungspapier gewickelte Packet in der Hand. Wohin damit? Schnell hatte er das Richtige gefunden. Er trat in ein Haus, durchschritt den Hof desselben und warf sein Packet in die Senkgrube.

— Ça y est! fügte er lächelnd hinzu, dann ging er weiter.

Man wird schwer begreifen können, wie ein besonnener Mensch eine Reise ohne Zweck und Ziel antreten kann. In der That hatte Felix noch keine Idee, wohin er reisen wollte, aber das war ihm schließlich gleichgültig. Sein Zweck .... sein Ziel .... nur dies Eine hatte er im Auge.

Aehnlich geht es allen Spielern. Denken sie daran, wenn sie den letzten Louisd'or auf den grünen Teppich werfen, was sein wird, wenn auch er verloren geht? Das brennende Feuer der Leidenschaft kennt keine Ueberlegung, keine Logik. Das Spielen ist der Zweck des Spielers, der Gewinn sein Ideal, der Strohhalm, an dem er sich festhält. Nun giebt es aber eine

ganze — leider weit verbreitete Classe Menschen, die das Spiel als Beruf betreiben, und zwar nicht am Roulette, sondern an der Börse. Für diese ist Alles Spiel, sie leben und weben in fortgesetzter Aufregung, die Speculation baut ihnen Luftschlösser im Wachen und im Träumen. Sie überlegen nicht, sie — spielen; Sie nennen das, den richtigen „animus“ haben. Dieses Wesen überträgt sich unwillkürlich auf alle Einzelheiten ihrer Lebensweise. Wild, heftig, unüberlegt essen, trinken, fahren sie, stürzen sie sich in die Vergnügungen, in Unternehmungen der verschiedensten Arten.

In dieser Verfassung befand sich Felix auch augenblicklich. Er dachte nicht einen logischen Gedanken, nein, Alles baute sich wirr vor seinen Blicken auf, alle Eventualitäten ließ er an sich vorübergleiten. Alles setzte er auf seine Nummer, gleichviel ob Ehre, Namen, Tugend, Verbrechen damit verknüpft waren, er mußte gewinnen. „Va banque, tout à la masse!“ so dachte auch er und setzte sein eigenes Ich auf die Zéro.

Athemlos langte er am Chemin de fer du Nord an. Noch war es eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges. Vorsichtig trat er in die Halle, um sich zu überzeugen, ob Harry Stendal bereits eingetroffen sei.

Er fand ihn trotz allen Suchens nicht.

— Tant mieux! rief er vor sich hin, das erleichtert Alles.

Er begab sich wieder aus der Halle auf die Straße und beobachtete hinter einer Plakatsäule die Ankommenden.

In Frankreich ist seit langer Zeit eine Sitte eingeführt, welche nachahmenswerth genannt werden kann. Nur Abreisende dürfen den Bahnhof betreten. Das gelöste Billet berechtigt zum Eintritt.

Es wird dadurch viel Unglück auf dem Perron vermieden und die Abreisenden werden nicht durch Zurückbleibende belästigt, welche bei uns der Unsitte fröhnen, sogar im Coupé bis zum dritten Mal läuten zur Gesellschaft ihrer abreisenden Freunde Platz zu nehmen. Bei uns überzeugt sich der Schaffner bei Abfahrt des Zuges, ob die Passagiere mit Billets versehen sind, in Frankreich werden dieselben bei der Abfahrt nicht coupirt, sondern erst auf Zwischen-Stationen bei größeren Touren controllirt und bei Ankunft am Bestimmungsort abgenommen.

Nach einigen Minuten sah Felix von seinem Observatorium aus einen Wagen anfahren, aus welchem Harry Stendal und sein früherer Chef stiegen.

Letzterer geleitete ihn bis zum Billetschalter, woselbst Herr Stendal eine Première pour Hambourg forderte.

— Ich schlage Ihnen vor, einen Coupéplatz zu nehmen, rieth ihm sein Begleiter, Sie können jedenfalls dann besser und ungestörter schlafen.

— Mit Vergnügen, antwortete der Amerikaner.

— Dann muß ich noch um ein supplément von 12 Fr. 75. bis Cöln bitten, rief ihm der Cassirer hinter seinem Gitterfenster hervor.

Herr Stendal bezahlte die Summe und empfing sein Billet.

Felix war vorsichtig den beiden Herren gefolgt. Unbemerkt stand er seitwärts der Billetkäufer-Queue und hörte genau, welchen Platz der Amerikaner forderte.

— Einen Coupéplatz! dachte er bei sich, vortrefflich ..... o, wie bestellt!

Mit einigen Worten wollen wir denjenigen Lesern, welche die französischen Coupéplätze nicht kennen, eine kurze Erklärung

über dieselben geben. Am Anfang und Ende eines jeden Wagons, welcher wiederum fünf bis sechs compartiments faßt, befindet sich ein Coupé, welches nur eine Bank enthält, welcher die Rückwand des Coupé gegenübersteht. Es hat also nur halb so viel Plätze als die übrigen. In Folge dessen werden dieselben namentlich bei Nachtreisen bevorzugt, da überdies in der Wand bequeme Vorrichtungen für die Passagiere, wie Tischklappen, Spiegel und Beinstützen angebracht sind. Diese „coupés" sind um so viel theurer, als die compartiments I. Classe, und wie wir uns überzeugt haben, mußte Herr Stendal ein supplément dafür entrichten.

Felix schloß sich der Queue an und forderte, als die Reihe an ihm war, einen Coupéplatz Première Erquelines.

— Dreißig Francs sechszig Centimes, rief ihm der Cassirer zu.

Felix warf ein Hundert-Francsbillet — das letzte, welches er besaß — dem Cassirer entgegen, empfing den Rest zurück, und nahm wieder seinen Observationsposten ein. Er verfolgte genau, wie der Amerikaner einen braun ledernen Koffer, sowie eine eben solche Hutschachtel aufgab. Dann verabschiedete sich der Banquier herzlichst von seinem Gaste, indem er ihm sein Bedauern ausdrückte, ihm nicht in den Wartesaal folgen zu dürfen.

— Auf Wiedersehen! rief ihm Harry zu und trat seinerseits in den Wartesaal ein.

Nach wenigen Minuten tauschte Herr Stendal sein Billet nach Hamburg gegen einen eben solchen Coupéplatz nach Berlin um. In derselben Weise änderte er den Gepäckschein.

Felix folgte ihm nach einiger Zeit. —

Nach einigen Minuten wurden die Thüren geöffnet und alle Passagiere eilten dem im Bahnhof stehenden Zuge entgegen.

— Ein coupé Première Cologne! rief Harry dem Schaffner entgegen.

Dasselbe wurde ihm angewiesen. Er betrachtete den ihm ungewohnten kleinen Raum und machte es sich so bequem als möglich.

— Es wäre herrlich, wenn ich allein bliebe, da könnte ich so bequem wie im Bett schlafen! rief er vergnügt aus, indem er den Hut mit einer Reisemütze vertauschte.

Seine Hoffnung sollte sich aber nicht erfüllen, denn nach dem dritten Male läuten bestieg ein junger Mann sein Coupé.

Der Eintretende grüßte artig und wurde eben so artig von Harry begrüßt.

— Zu Zweien werden wir uns wohl gut vertragen, warf der Letztere scherzend hin. Eine vortreffliche Einrichtung, diese halben Waggons, fuhr er fort, das kennt man bei uns in Amerika nicht. Wir haben die großen Salonwagen für den Tag und die Schlafwaggons mit Bett und allem Comfort für die Nacht.

— Sie kommen aus Amerika? mein Herr, fragte Felix, denn kein Anderer als er hatte im Coupé Platz genommen.

— Allerdings, antwortete der Fremde. Ich reise zum ersten Mal auf europäischen Eisenbahnen. Die Polster könnten allerdings ein Wenig bequemer sein.

— Ich weiß wohl, entgegnete Felix, der Comfort ist in Amerika zu Haus. Auch ich hätte den Wunsch, es einmal kennen zu lernen.

— Man muß es kennen, antwortete Harry, wenn man wissen will, was leben heißt. Die Europäer bilden sich ein, daß man dies nur in New-York kennen lernen kann, bei uns in Washington lebt es sich noch weit besser.

— Sie sind aus Washington?

— Allerdings, und sollten Sie jemals dorthin kommen, so bitte ich um Ihren Besuch. — Wann sind wir in Cöln, mein Herr?

— Morgen früh vor fünf Uhr.

— Und wo speisen wir zu Abend?

— Am besten in Erquelines, an der belgischen Grenze, dort ist Steuer-Revision, und der Zug hält dort drei viertel Stunden.

— Eine sehr angenehme Einrichtung auf den französischen und englischen Bahnen, daß während langer Touren auch bestimmte längere Stationen für die Bequemlichkeit und Restaurirung der Passagiere inne gehalten werden. Bei uns fliegt der Zug unaufhaltsam nur mit wenigen Unterbrechungen weiter, zum Diner oder Souper keine Möglichkeit, man muß sich seine Provision mit in den Waggon nehmen.

— Gedenken Sie in Cöln zu bleiben? fragte Felix.

— O nein! ich will direct nach Berlin, dort eine kurze Rast halten, einen Freund besuchen, den einzigen, den ich in Europa habe, er dient bei den Dragonern, ich lernte ihn im

amerikanischen Feldzuge kennen, den er als Freiwilliger mitmachte, und dann an das Ziel meiner Reise, nach Prag.

— Nach Prag? könnten Sie da nicht directer fahren?

— Ich muß vorher nach Berlin.

Die Unterhaltung stockte auf einige Minuten. Felix zündete eine Cigarrette an.

— O, ich bitte vielmals um Entschuldiguog, kann ich Ihnen mit einer Cigarrette aufwarten?

— Sie sind außerordentlich gütig, ich mache um so lieber von Ihrer Güte Gebrauch, als ich unüberlegter Weise meine Cigarren in den Koffer geschlossen hatte. Ich war bei der Abreise so pressirt, ich hatte noch so Vieles zu besorgen .... Mit Ihrer Erlaubniß bin ich so frei.

Er nahm aus der von Felix ihm gereichten Tasche eine von den vier auf der linken Seite derselben befindlichen Cigarretten, während Felix die rechte Seite derselben mit der Handfläche bedeckt hielt.

— Süperber Tabak! rief Harry, als er den Dampf derselben durch die Nase gehen ließ, und sich an dem Arom derselben weidete. Wirklich superbe!

— Es freut mich, daß sie Ihren Beifall hat, darf ich Ihnen meinerseits mit einem amerikanischen Liqueur aufwarten?

— Ich bin kein Kostverachter, antwortete Felix, indem er aus einem kleinen silbernen Becher, welchen Harry von dem Untertheil der Crystallflasche zog, versuchte.

— Ein wunderbarer Liqueur, aber — etwas stark.

— Allerdings, aber wir wollen ja schlafen! Lesen Sie nur das Etiquette.

— Felix betrachtete dasselbe genau. Auf dem bunten Etiquette waren die Worte zu lesen:

SLEEP WELL!

— Eine gute Idee! eine echt amerikanische Idee, Schnäpse für alle Eventualitäten zu erfinden!

— Und wie die Cigarrette dazu mundet, fuhr der Amerikaner fort. Ja, es ist unglaublich, viele Menschen verstehen sich das Leben nicht bequem zu machen, — man lebt zweimal, wenn man in Amerika lebt.

Der Zug flog dahin. Creil, Compiègne, Ternier lagen schon den Fahrenden im Rücken, der Abend senkte sich auf die Erde hinab, am Horizonte tauchte die Mondsichel auf und Miriarden von Sternen funkelten aus dem Dunkel hervor.

— Es wird kühl, begann Harry.

Felix beeilte sich, das Fenster zu schließen.

— Nicht doch, rief Harry, ihn daran verhindernd, wir wollen noch ein Wenig rauchen, dann machen wir Nacht, erst aber trinken sie noch ein Schlückchen.

— Felix leistete dem Wunsche Folge, und offerirte wieder eine Cigarrette von der linken Seite, indem er gleichfalls die letzte, auf derselbe Seite befindliche anzündete.

Nun blieb nur noch die eine verhängnißvolle auf der rechten Seite in der Tasche.

— Ist Ihnen vielleicht bekannt, fragte nun Harry, in wie langer Zeit man von Berlin bis nach Prag gelangt?

— Ich bedauere sehr, Ihnen darüber keine Auskunft geben zu können. Liegt Ihnen daran, so kann ich mich auf der nächsten Station darnach erkundigen.

— Ich würde Ihnen sehr dankbar sein.

Um sechs ein halb Uhr war man in St. Quentin. Die Herren stiegen während der paar Minuten Aufenthalt aus dem Waggon und Felix orientirte sich auf dem Fahrplan nach der Strecke Berlin-Prag.

— Ein schöner Abend! rief Harry, den Himmel betrachtend, als sie wieder das Coupé bestiegen, und wie schön, daß wir keinen Dritten im Bunde bekommen.

— O, die Coupéplätze werden nur selten benutzt, der Franzose hat eine gewisse Scheu vor dem supplément.

Der Zug rollte unaufhaltsam weiter!

XXIII.

— Ich soll nun schon in Kurzem Ihre angenehme Gesellschaft entbehren? fragte Harry seinen Nachbar, welcher offenbares Gefallen an dem jungen Mann gefunden hatte.

— Leider verlasse ich in Erquelines den Zug. Ich muß morgen wieder in Paris zurück sein. Und Sie, mein Herr?

— Ich will, wie Sie wissen, über Berlin nach Prag, und zwar in der eigenthümlichsten Veranlassung, die es wohl geben kann.

Felix horchte auf.

— Wäre es nicht indiscret, versetzte er, nach dieser so eigenthümlichen Veranlassung zu fragen?

— Durchaus nicht. Im Gegentheil, ich fühle sogar das Bedürfniß mich mitzutheilen, und wenn ich nicht fürchtete, Sie mit meiner Erzählung, die allerdings nur ein ganz privates Interesse für mich hat, zu belästigen . . .

— Ich bitte im Gegentheil darum.

— Stellen Sie sich vor, begann nun Harry, nachdem er einige Augenblicke nachgesonnen hatte, daß ich, der als Waise in ganz jungen Jahren nach Amerika gekommen war, und mutter=

seelenallein in der Welt dastehe, mir nach rastloser Arbeit und Mühe, ohne mir je einen Schilling schenken zu lassen, eine Firma geschaffen habe, welche in Amerika einen guten Klang hat . . . Stellen Sie sich also vor, daß ich plötzlich im vorigen Monat einen Brief, nein . . . eigentlich zwei Briefe aus Europa . . . aus Prag empfing, welche mir auf die unzweideutigste Weise mittheilen, daß ich einen Vater, und noch dazu einen sehr reichen Vater, den Besitzer eines der bedeutendsten Bankgeschäfte Prags, habe.

Felix hörte aufmerksam zu und verbarg das gespannte Interesse an der Erzählung unter scheinbarer Gleichgültigkeit.

— Das klingt ja fast wie ein Märchen, versetzte er lächelnd.

— Hören Sie nur, welch' sonderbarer Fügung ich dies verdanke. Ich erwähnte Ihnen erst, daß ich in Berlin meinen einzigen Freund, den Lieutenant von Sabrand, besitze, ich hatte denselben, als er in dem amerikanischen Kriege verwundet wurde, in meiner Wohnung in Washington gepflegt, und wunderbarer Weise befindet sich derselbe augenblicklich im Hause . . . Doch was erzähle ich Ihnen da, hier, mein Herr, lesen Sie selbst!

So sprechend, nahm Harry ein rothjuchtenes Portefeuille aus der Tasche, einen Brief aus demselben und reichte ihn Felix zur Lectüre. In diesem Briefe befand sich noch eine Einlage.

Beide Briefe sind dem Leser wohl bekannt. Es waren dieselben, welche der alte van Zuiden und der Lieutenant von Sabrand an Harry nach Washington geschrieben hatten, deren Inhalt Harry mit allen Einzelnheiten der Vorkommnisse bekannt machte.

Felix las diese beiden Briefe mit gespanntester Aufmerksamkeit.

— Wunderbar, unglaublich, flüsterte er öfters vor sich hin, nachdem er sie wiederholt durchlesen hatte, dann reichte er sie Harry mit den Worten zurück:

— Wenn ich es nicht selbst läse, würde ich es nicht glauben.

Harry steckte beide Briefe wieder in sein Portefeuille und versicherte, daß auch ihm diese Nachrichten im ersten Augenblick wie ein Märchen aus Tausend und einer Nacht erschienen seien.

— Sie sind ein Glückskind! erwiderte ihm Felix, ein wahres Glückskind, während er sein Cigarettenetui in der Tasche krampfhaft drückte. Da Sie mir schon Ihr Vertrauen in so reichem Maße geschenkt haben, fuhr er dann fort, würde es mich auf das Lebhafteste interessiren, von Ihnen auch zu erfahren, wie Sie Ihre Jugendzeit verbracht haben.

— Mit großem Vergnügen, antwortete Harry, und nun erzählte er die unsern Lesern gleichfalls schon bekannte, abenteuerreiche Geschichte von dem Tage an, wo er nach dem Tode seiner Mutter Amsterdam verlassen und sich nach Buenos-Ayres eingeschifft hatte.

Felix prägte sich mit der ihm eigenthümlichen Fassungsgabe jede Einzelheit auf das Genauste ein und lauschte gespannt auf jede Silbe des Erzählenden.

Als Harry geendet hatte, sagte Felix:

— Erlauben Sie mir noch eine Frage, geehrter Herr?

— O bitte, ich bin zu jeder Auskunft mit Vergnügen bereit.

— Dann würde mich interessiren zu erfahren, wer jener Edwin Schulz ist, vor dem der nunmehr verstorbene Lieutenant von Sabrand Sie gewarnt hat.

— Mein Buchhalter . . . mein Procurant, ein durchaus braver Mensch, er war vielleicht etwas gesprächig und hatte dies oder das seiner Zeit dem Lieutenant erzählt . . . Das ist Alles.

— So stehen Sie also auf diese Weise ganz allein da, ohne irgend einen Verwandten in Europa?

— Es ist so, wie Sie sagen.

— Auch Ihr Herr Vater kennt Sie nicht?

— Nein, ich besitze aber ein untrügliches Mittel in meinem Koffer, welches mich sofort bei ihm legitimiren wird, es ist jenes Bild meiner Mutter, von welchem beide Herren in ihren Briefen schreiben.

— Maubeuge! Zwei Minuten Aufenthalt! rief jetzt der Schaffner, als der Zug dreißig Kilometer vor der Grenze hielt.

Als derselbe sich wieder in Bewegung setzte und die Petroleumflamme im Coupé angezündet war, schenkte Harry wiederum einige Tropfen „Sleep well“ in den silbernen Becher.

— Wir haben viel geplaudert, werther Freund, ein Tröpfchen von diesem wunderbaren Safte wird Ihnen wohl thun, sagte er zu Felix, indem er ihm den Becher credenzte.

— Auf Ihr Wohl! rief Felix, indem es eigenthümlich in seinen Augen blitzte und er den Becher leerte, auf Ihr Wohl und auf einen glücklichen Ausgang Ihrer Fahrt!

Der Branntwein verfehlte nicht seine Wirkung. Feurig rollte das Blut in seinen Adern, hoch stieg es ihm bis zum Hirn, seine Blicke verdunkelten sich, die Seligkeit des Rausches entwickelte sich mehr und mehr. Er gab den Becher Harry zurück, welcher ihn seinerseits füllte und austrank. Die Flasche war jetzt fast ganz geleert; Felix blickte auf seine Uhr.

— Eilf Uhr 50, summte er vor sich hin.

Draußen hatte sich ein Sturm erhoben, schaurig gellte er durch die Nacht, das schrille Pfeifen der Locomotive unterbrach den Lärm des Sturmgeheuls.

— Noch ein Cigarettchen, Verehrtester, rief jetzt plötzlich Felix, indem er hastig das Cigarettenetui aus der Tasche zog.

— Recht gern, mein Freund, antwortete Harry, aber nein, ich beraube Sie ja, Sie haben ja nur noch eine.

— Eine? Ich habe in meinem Koffer noch hundert Stück und bin in einer Stunde an meinem Ziel. Also sans gêne, s'il vous plaît!

— Dann acceptire ich mit Vergnügen.

Harry nahm die Cigarette und zündete sie an, Felix saß regungslos auf seinem Platz und schaute in die Nacht hinaus. Lautlose Stille herrschte im Coupé.

— Sonderbar! ließ sich plötzlich Harry's Stimme vernehmen, in der That sonderbar, wie diese Cigarette riecht und schmeckt, ganz anders als die übri ....

— Oh! wie wird mir, was ist das! Gott im Himmel! ächzte jetzt Harry mit beklommener Stimme, während seine rechte Hand in den Haaren wühlte und er seine linke auf den Leib preßte.

— Allmächtiger Gott! Hülfe, ich ster ....

Felix drehte sich um und blickte auf sein Opfer.

— Todt! rief er, indem sich sein Gesicht gräßlich verzerrte, — todt, nun bin ich Harry Stendal!

Draußen peitschte der Sturm, die Elemente rasten, die Locomotive schrie, die Räder rasselten. Alles dies sauste in Felix's Ohren. Es war ihm, als ob die Hölle sich vor ihm öffnete, als ob die Furien sich entfesselt hätten und ihn mit wüthendem Ge-

schrei verfolgten. Ein Hohngelächter schien er deutlich zu hören und aus all' diesem Lärm vernahm er ein Wort hervor, das ihm das Blut in den Adern erstarren ließ:

— **Per Ultimo!**

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Schnell hatte Felix seine Fassung wieder gewonnen, denn jede Minute mußte benutzt werden.

Beim Schein der Coupélampe überzeugte er sich schnell, daß Harry todt war. Bewußtlos war er auf die Kissen zurückgesunken, sein Gesicht, seine Hände waren eisig.

— Er ist vielleicht nur scheintodt, dachte Felix und wandte unbeschreibliche Mittel an, um sich davon zu überzeugen.

— Nein, rief er endlich aus, er ist todt, es lebe Harry Stendal! Schnell nahm er Harry's rothjuchtenes Portefeuille aus dessen Tasche, die bewußten beiden Briefe, dann ein dickes Packet französischer Banknoten, einen Accreditivbrief auf ein Hamburger Haus, einen Paß und einige Visitenkarten aus derselben, dann legte er zwei Billets à tausend Francs wieder in das Portefeuille und steckte dasselbe wieder in Harry's Rocktasche, aus welcher er zuvor ein mit H. St. gezeichnetes Taschentuch entfernt hatte. Aus der Hosentasche desselben nahm er ein Schlüsselbund und überzeugte sich, daß in dem Portemonnaie nur einige Goldstücke und Kleingeld enthalten waren. Dies Portemonnaie steckte er wieder in Harry's Hosentasche. Aus des Amerikaners Westentasche nahm er das Fahrbillet nach Berlin sowie den Gepäckschein und legte an dessen Stelle sein eigenes Fahrbillet bis Erquelines. Hierauf raffte er die dem Todten entfallene Cigarette vom Boden auf und warf sie durch das offene Fenster hinaus in die Nacht.

Sorgfältig überzeugte er sich, ob noch irgend eine Spur, daß ein Verbrechen geschehen war, auf oder in der Nähe des Todten zu bemerken war. Beide Fenster waren geöffnet, der Cigarettendampf war daher fast spurlos.

— Nein, sagte er zu sich, es ist gelungen, . . . besser als ich glaubte.

— Was nun beginnen?!

Mit den Händen durch die Haare fahrend, stierte er hinaus in die Nacht. Er überlegte. Nach wenigen Secunden schien er das Richtige gefunden zu haben. Mit der Faust brach er die dünne Glasscheibe entzwei, welche an der Coupéwand vor dem Nothsignal angebracht war, und läutete. Wenige Secunden später hörte er an der Außenseite des Zuges Geräusch und bald darauf ließ sich in der Ferne ein Schaffner auf den Waggontritt sehen, welcher an allen Fenstern fragte, was es gäbe.

— Hier! Hier! rief Felix dem Schaffner zu, den noch einige Waggons von Felix's Coupé trennten.

Der Schaffner eilte, so schnell es der, mit voller Dampfkraft dahinrollende Zug ihm erlaubte, nach der Richtung, aus welcher der Hülferuf erscholl, ihm folgten ein zweiter und ein dritter. Sie öffneten die Coupéthür und traten ein.

— Was giebt's? riefen sie wie aus einem Munde.

— Mein Reisegefährte scheint gestorben zu sein, antwortete Felix bestürzt. Noch vor etwa zehn Minuten sprach er mit mir, dann plötzlich, nachdem er etwas getrunken hatte, rief er: „Wie wird mir, Hülfe, ich sterbe!“ Ich sprang auf, eilte zu ihm, da murmelte er einzelne unverständliche Worte und wurde kalt; ich wußte mir nicht anders zu helfen, als das Nothsignal zu rühren,

nun, meine Herren, sehen Sie selbst, ich bin außer mir vor Schreck.

Die drei Schaffner eilten zum Todten, knöpften Rock und Weste desselben auf, hielten ihre Blendlaternen vor dessen Gesicht und überzeugten sich. nur zu bald, daß derselbe todt sei.

— Was thun? sagten sie unter sich. Der Eine blickte auf die Uhr:

— In einer Viertelstunde sind wir in Erquelines, versetzte er, bis dahin ist nichts anzufangen.

Vorsichtig nahm einer der Schaffner die Flasche zur Hand, welche an einem Riemen an Harry's Seite hing, in welcher nur noch ein kleiner Rest des Inhaltes enthalten war und roch daran.

— Das scheint nur Branntwein zu sein, sagte er zu seinem Collegen, welchem er die Flasche reichte.

Derselbe prüfte ebenfalls den Geruch der Flüssigkeit und gelangte zu demselben Resultate.

Nun erzählte Felix den drei Schaffnern, welche sich rathlos anblickten, daß der Verstorbene mit ihm im Coupé geplaudert und erzählt habe, daß sein Reiseziel Erquelines sei, daß er mehrfach aus der Flasche getrunken hätte, die bei der Abfahrt noch ganz gefüllt war.

— Hat er sonst gar nichts geäußert, was zu irgend einem Anhalt führen könnte?

— Nichts, gar nichts, antwortete Felix, er las längere Zeit im Figaro, dann schien er zu schlafen, auf der letzten Station trat er noch ganz gesund mit mir aus dem Coupé . . . sonst wüßte ich nichts zu sagen.

Einer der Schaffner ging jetzt zurück, um dem Zugführer das Vorgekommene zu melden. Einige Minuten später ertönte das

Locomotivensignal, und um 12 Uhr 25. hielt der Zug in Erquelines.

Die Nachricht hatte sich im Zuge schnell verbreitet. Die Ankommenden schaarten sich um das Coupé. Der Zugführer drängte sich durch die neugierige Menge und ordnete an, daß die Leiche in's Haus getragen werden sollte, und daß man Acht auf die Reiseeffecten des Todten habe, dann ersuchte er Felix, ihm zum Bahnhofs-Vorsteher zu folgen.

Derselbe empfing ihn sehr höflich, nachdem er erfahren hatte, um was es sich handelte, und ersuchte er ihn um ausführliche Mittheilung alles Vorgekommenen.

Felix beeilte sich Alles in der Weise zu wiederholen, wie er es den Schaffnern bereits mitgetheilt hatte.

Der herzugerufene höhere Bahnpolizeibeamte legte Felix's Aussage schriftlich nieder.

Felix unterschrieb seine Aussage mit den Worten: Adrien Petit.

— Sie wünschen mit dem Schnellzug weiter zu reisen? fragte ihn der Bahnhofsvorsteher.

— Allerdings, erwiderte Felix, so war meine Absicht.

— Es steht dem auch Nichts entgegen, fuhr der Bahnhofs-Vorsteher fort, wenn Sie uns nur freundlichst Ihre Adresse mittheilen wollten.

— Mit Vergnügen, antwortete Felix und schrieb auf einen Zettel: Adrien Petit, Cologne, Hôtel Dische.

Felix wollte sich entfernen, als der Polizeibeamte ihm nachrief:

— Einen Augenblick, mein Herr! Da Sie noch einen Aufenthalt von etwa einer halbe Stunde haben, so wäre es mir sehr

lieb, wenn Sie bei der Recognoscirung der Leiche anwesend wären.

— Ich bin sehr gern dazu bereit.

Die Herren begaben sich mit einem dazu gerufenem Arzte zur Leiche.

Es wurde vor Allem ein Inventar aufgenommen. Die gefundenen Gegenstände waren folgende: eine rothjuchtene Brieftasche, in welcher sich zwei Billets à tausend Francs befanden, ein Portemonnaie mit 120 Francs in Gold und 7 Francs 75. in Münze, eine goldene Uhr mit Kette, eine Pincez-nez, ein Reiseperspectiv, eine Branntweinflasche am Riemen, in welcher noch ein unbedeutendes Quantum Flüssigkeit enthalten war, und in der Westentasche das Reisebillet nach Erquelines. Der Verstorbene trug ein blau- und weißgestreiftes, ungezeichnetes Leinewandhemd, so daß Nichts vorhanden war, um seine Identität festzustellen.

— Hatte der Verstorbene Ihnen nicht seinen Namen gesagt? fragte der Polizeibeamte.

— Nein, mein Herr, er schien sehr still und verschlossen zu sein.

— Sagte er Ihnen nicht, aus welcher Stadt er sei?

— Nein, aber er sprach ein sehr reines Französisch, was mich mit Recht vermuthen läßt, daß er Franzose sei. Auch die bei ihm gefundenen Geldsorten ließen auf diese Vermuthung schließen.

— Ja, mein Herr, so schloß der Polizeibeamte, wir können hier augenblicklich nur einen „plötzlichen Tod" constatiren, da kein äußeres Merkmal auf irgend eine Gewaltthätigkeit schließen läßt. Ohne Ihnen damit nahe treten zu wollen, mein Herr, kann

auch auf eine Beraubung nicht geschlossen werden, da bei dem Todten Gelder und Werthe vorgefunden sind. Wir haben Ihre Adresse und werden, wenn Sie es wünschen, Ihnen gerne Mittheilung von der ärztlichen Autopsie der Leiche zugehen lassen. Ich danke Ihnen, mein Herr!

Als Felix im Restaurationszimmer des Bahnhofes erschien, wurde er selbstverständlich mit Fragen überhäuft, er gab Allen bereitwilligst Auskunft, dann öffnete er am Steuerschalter Koffer und Hutschachtel mittelst des am Schlüsselbunde befindlichen kleinen Kofferschlüssels, welche nur Reiseeffecten enthielten. Zehn Minuten später ging der Zug nach Köln weiter.

XXIV.

Kein Wunder, daß dieser Zwischenfall die Behörden und Einwohner von Erquelines in hohem Maße erregte und beschäftigte, daß nach Paris sofortige Meldung an die betreffenden Verwaltungen gemacht, so wie ärztliche Gutachten von herbeigerufenen Autoritäten eingeholt wurden. Alles erkannte auf einen plötzlichen Tod, dessen Veranlassung wahrscheinlich Gehirnschlag gewesen war. Der kleine Rest der in der Branntweinflasche enthaltenen Flüssigkeit wurde auf das Genaueste chemisch untersucht, indeß bot dieselbe keinen Anhalt, daß durch den Genuß derselben eine tödtliche Wirkung veranlaßt sei. Experimente, welche mit Thieren vorgenommen wurden, lieferten den Beweis hierfür. Es fehlte nicht an Anzeigen in den Zeitungen von Seiten der Behörden, daß ein Unbekannter, dessen Signalement beigefügt wurde, leblos im Coupé vorgefunden worden war. Selbstverständlich trafen aus vielen französischen Städten Männer und Frauen ein, um den Todten zu besichtigen, da sie von den, am vorigen Tage abgereisten Familienmitgliedern oder Freunden noch ohne Nachricht waren. Aber Niemand kannte den Verstorbenen und dies trug nicht wenig dazu bei, die schon erregte Neugierde allgemein zu spannen. Aber das seltsame Ende des Unbekannten hatte im Publicum das Schicksal der vielen unter „Faits divers“ in der

Tagesliteratur mitgetheilten Neuigkeiten — es wurde einfach vergessen. Nicht so bei den Behörden; da wurde telegraphirt, geschrieben, an Consulate referirt, an die Gesandtschaften Mittheilungen gemacht .... aber, seltsam! von keiner Seite traf eine Antwort, nicht einmal eine Anfrage ein. Was mußte dies für ein seltsamer Mensch sein, der nirgends vermißt wurde, den kein Vater, kein Bruder, kein Freund reklamirte? Konnte es Jemand geben, der ganz allein auf Gottes Erdboden dastand? Ein Franzose mußte es gewesen sein, dafür sprach jenes Herrn Aussage. Seines Coupégefährten reines Französisch berechtigte ihn zu dieser Annahme. Auch der betreffende Eisenbahn-Schaffner wollte sich erinnern, daß der Passagier pour Erquelines ihm durchaus nicht den Eindruck eines Ausländers gemacht habe. Er kam erst beim dritten Mal Läuten auf dem Perron eiligst an, forderte ein Coupé pour Erquelines, wie Jemand, der sehr vertraut mit den französischen Eisenbahn-Einrichtungen war. Der andere Passagier war bereits beim Oeffnen der Waggons anwesend und hatte im Coupé etwa zehn Minuten früher Platz genommen, als der Verstorbene. Er war ohne jedes Passagiergepäck, woraus hervorging, daß er nur eine Tagesfahrt unternommen hatte, was mit des Anderen Angabe übereinstimmte.

Felix hatte wohl daran gedacht, sein Alibi zu constatiren. Er schrieb seiner Amélie von Cöln aus einige Zeilen, worin er ihr mittheilte, daß sich sein Reiseziel von Dijon aus geändert hätte, und daß sich seine Rückkunft noch um einige Tage verlängern dürfte. Gleichzeitig schrieb er ihr, daß sie inzwischen das Nöthige für die neue Wohnung arrangiren sollte. Er erinnerte sich aber wohl, ihr keine genaue Angabe über dieselbe gemacht zu haben, so daß die Kleine über seinen Brief nur

lächeln konnte. Nach vierzehn Tagen erhielt sie wiederum einen Brief von Felix aus Marseille datirt, worin er ihr meldete, daß sich seine Reise doch noch länger ausdehnen würde, da geschäftliche Maßnahmen ihn zu einer Seereise veranlaßten. Er schloß dem Brief ein eintausend Francsbillet bei, mit dem Ersuchen, das Nöthige für die neue Wohnung einzurichten, damit er bei seiner Rückkehr „chez soi“ sei. Amélie war sehr von dem Allen erfreut, lebte arbeitssam und ihrem Felix getreu weiter und — was für Felix die Hauptsache war — vollständig über seine Person beruhigt, damit bei einer Publication der Erqueliner Affaire sie keinen Augenblick nöthig hätte, an ihn zu denken.

So waren schon vier Wochen seit jener Nacht verstrichen und noch immer war kein Licht, nicht einmal die mindeste Spur über den unerklärlichen Todten gekommen. Derselbe war in Erquelines begraben und alle bei ihm vorgefundenen Gegenstände im Depot der Polizei aufbewahrt worden. Ein Polizeibeamter war mit der Liqueurflasche nach Paris gereist, um in den Delicatessegeschäften und Restaurants zu erforschen, ob ein Kellner oder sonst wer den Käufer des „Sleep well“ gekannt hätte. Vergebens! — Der genannte Liqueur war allerdings in derselben Verpackung in verschiedenen Delicatessegeschäften vorräthig, Niemand wollte sich aber erinnern, eine solche Flasche in den letzten Tagen verkauft zu haben.

— Ad acta! hatte schließlich der Polizeidirector von Erquelines ausgerufen, ad acta mit der Sache X. X. Dann schloß er dieselbe.

— Es wird sich schon eines Tages Jemand melden, der Licht in die Sache bringt. Bis dahin will ich mir den Kopf nicht mehr darüber zerbrechen.

Andere dringende Angelegenheiten nahmen nunmehr die volle Aufmerksamkeit der Erqueliner Polizei in Anspruch.

Eine Woche später klopfte es discret an das Cabinet des Polizei-Directors von Erquelines.

— Herein!

In das Cabinet trat ein kleiner älterer Herr mit grauem, kurz geschorenem Haar, pockennarbigem, bartlosem Gesicht, kleinen, zusammengekniffenen Lippen, schwarzen, halbgeschlossenen Augen, aus welchen es nur dann und wann eigenthümlich funkelte, in untadelhaftem, schwarzen Anzug, mit schwarzem Ebenholzstock mit goldener Krücke.

Der Polizei-Director empfing ihn mit der, den französischen Beamten rühmenswerthen Höflichkeit.

— Mein Herr?

Ohne ein Wort zu sagen, legte der Fremde eine Visitenkarte auf den Schreibtisch des Polizei-Directors.

Nachdem Letzterer einen Blick auf dieselben geworfen hatte, erhob er sich, reichte dem Fremden die Hand und lud ihn ein, Platz zu nehmen.

— Der Herr Polizei-Präfect von Paris empfiehlt Sie mir dringend, ich stehe vollkommen zur Disposition. Mit wem habe ich das Vergnügen?

— Wollte ich meinen Namen nennen, entgegnete der kleine Mann, verschmitzt lächelnd, so würde ich nicht den Umweg über das Cabinet Sr. Excellenz, des Herrn P . . . gemacht haben, ich glaubte durch die Karte desselben und seine, auf derselben geschriebenen Worte hinreichend legitimirt zu sein.

— Das sind Sie vollkommen, ich bitte um Verzeihung, mein Herr. Nichts liegt mir ferner, als Indiscretion. Zur Sache, wenn es gefällig ist.

— Darf ich Sie um einen Liqueur ersuchen, Herr Director?

— Mit Vergnügen, antwortete derselbe lächelnd, indem er schellte.

Als der Diener mit einer Flasche Chartereuse und einem Glase eintrat, bat der Kleine den Diener, noch ein Glas hereinzubringen. Verwundert blickte der Polizei-Director den geschäftig einen Schreibtisch in Ordnung bringenden Fremden an.

Dieser füllte jetzt vorsichtig die beiden feingeschliffenen Gläschen mit dem grünlichen Safte und credenzte mit vollendeter Höflichkeit das eine dem Polizei-Direktor.

— Darf ich Sie bitten, auf Ihr Wohl! begann er alsdann, selbst von dem Liqueur mit Kennerzunge kostend.

— Ich bedauere außerordentlich, erwiderte der Polizei-Director, mein Herr, ich trinke nie Liqueur.

In den Augen des Kleinen blitzte es auf.

— Um so besser, um so besser, Herr Director, das trifft sich ja herrlich, trinken Sie.

Der Polizei-Director, welcher glaubte, mit einem Verrückten zu thun zu haben, erhob sich und sagte mit kalter Verbeugung:

— Ich sehe die Conferenz für beendet an.

Lautlos erhob sich der kleine Herr, knöpfte den Rock bis zum letzten Knopfe zu, streckte beide Lippen mit einem sarkastischen Lächeln vor, und Hut und Stock ergreifend, flüsterte er:

— Dann darf ich wohl die Karte Sr. Excellenz zurückerbitten?

Der Polizei-Director stutzte.

— Mein Herr, Ihr Auftreten hat etwas so Eigenthümliches.....

— Sie verzeihen, wenn ich Sie unterbreche, Herr Director, ich wuß es noch viel eigenthümlicher finden, daß Sie seit sechs Wochen hier einen Leichnam im Depot haben, über welchen Sie in fünfundvierzig Tagen noch gar nichts Näheres wissen und — so fügte er, sonderbar lächelnd, hinzu, wir leben doch hier nicht in Süd-Afrika.

Der Polizei-Director hatte den Worten des Fremden mit großer Aufmerksamkeit gelauscht. Unter aller spöttischen Höflichkeit desselben lag ein gewisser Ton der Autorität. Vor ihm lag die Karte des Polizei-Präfecten von Paris ... er nahm Platz.

— Beginnen Sie, mein Herr!

— Darf ich Sie also nochmals ebenso dringend als freundlichst ersuchen, die vortreffliche Chartreuse zu kosten?

Der Polizei-Director nippte an dem Glase.

— Brrr! rief er dann lächelnd, man bekommt ja Feuer in den Leib.

— Sehr gut, sehr gut, Herr Director, nun wollen wir plaudern. Ich bin Mathematiker, Herr Director, Professor der Mathematik. Ich habe von dem eigenthümlichen — er betonte das Wort „eigenthümlich" — von dem eigenthümlichen Falle hier also gelesen, mich bei Herrn P... über alle Détails desselben vertraut gemacht. Sr. Excellenz hat sogar die Güte gehabt, fuhr er schmunzelnd fort, mir die Copie der Acten auf einige Stunden nach Haus mitzugeben, ich habe dieselben studirt

und . . . doch darf ich Sie nicht bitten, noch ein Schlückchen zu trinken?

Der Polizei-Director trank.

— Studirt . . . und . . .

— Und? fragte der Polizei-Director gespannt.

— Und kam zu dem Resultate, daß . . . .

— Daß? . . .

— Daß ich den Unbekannten, wie wir es in der Mathematik gewohnt sind, mit X. bezeichnen muß.

Der Polizei-Director lächelte:

— Sehr gut, außerordentlich, in der That vortrefflich, nennen wir ihn also X.

— Dies erlaubte ich mir bereits vorzuschlagen; mit demselben Rechte, fuhr der Kleine fort, als ich den Unbekannten X. nenne, darf ich mir wohl erlauben, unbeschadet Ihrer hohen Stellung, Herr Director, Sie unter der Größe Z. zu bezeichnen.

Der Polizei-Director nickte lächelnd.

— Mich selbst jedoch unter dem Begriffe Y. zu denken. Wir sagen also, Herrn Z. ist X. ebenso unbekannt wie Y., also verhält sich X. zu Z., wie Y. zu Z. Bekanntlich sind zwei Größen, die einer dritten gleich sind, unter einander gleich, in Folge dessen bin ich gleich X. Diese eigenthümliche Verwandtschaft mit X. berechtigt mich also aus mathematischen Gründen, mich lebhaft für den Betreffenden zu interessiren. Darf ich bitten, noch ein Schlückchen zu trinken? ersuchte er den Polizei-Director, indem er ihm das Glas noch einmal füllte.

— Aber ich bitte Sie, mein Herr, ich bin an den Genuß geistiger Getränke absolut nicht gewöhnt, ich kann mich krank machen, sagte er heftig werdend.

— Sehen Sie, Herr Director, so mag es unserm Herrn X. auch gegangen sein, nur mit dem Unterschiede, daß er innerhalb sechs Stunden fast eine ganze Flasche ausgetrunken hat, während kleine Portionen sogar sehr wohlthätig auf die Verdauung wirken können. Ich bin sogar geneigt anzunehmen, daß wenn Sie erst die ganze Flasche ausgetrunken haben werden . . .

Der Polizei-Director erhob sich erschreckt.

— Sie wollen doch nicht etwa an mir experimentiren! rief er bestürzt, einige Schritte zurückweichend.

— Nein, Herr Director, unbesorgt, mein Experiment ist schon gelungen. Ich berechne nämlich folgende mathematische Gleichung: Ihr augenblicklicher Gemüthszustand verhält sich zu Ihrer Geistesdisposition, als ich bei Ihnen eintrat, wie $B^3 + 2a^2 B - Ba^2 + a^3$!

— Das heißt soviel als?

— Das heißt soviel als: wenn Sie die ganze Flasche ausgetrunken hätten, würde die Gleichung eine Summe betragen, welche auf Mathematik übersetzt — „der Tod" heißt.

— Zu diesem Resultate, geehrter Herr, antwortete der Polizei-Director trocken, bin ich und die Aerzte auch ohne Mathematik gelangt, es liegt keine andere Veranlassung zum Tode des Unbekannten vor.

— Allerdings, aber mit Mathematik ist es schöner! Dies also, Herr Director, wäre der erste Fall. Der zweite Fall

liegt aber im System des Pythagoras. Ich habe mich schon lange damit bemüht, ein neueres System zu erfinden, die Quadratur des Kreises zu ermöglichen, und auf Grund dieses Systems will ich die Todesart des Herrn X. nachweisen. Wollen Sie mich gefälligst in das Depot führen und mir die Sachen des Verstorbenen zeigen.

Bereitwillig führte der Polizei-Director den Kleinen in das Nebenzimmer.

Auf einem Tische lagen die bei dem Todten vorgefundenen Gegenstände und Kleidungsstücke.

— Nun, Herr Director, dies Zimmer bildet für mich ein Quadrat, vor mir aber sehe ich eine ideale Peripherie, deren jeder einzelne Punkt gleich weit vom Centrum, also von Y., also von mir entfernt ist. Würden Sie mich freundlichst einige Minuten allein mit X. lassen?

Der Polizei-Director verließ lächelnd das Zimmer.

Vorsichtig verschloß der Kleine die Thür, zog sich mit jugendlicher Hast den Rock aus, stülpte die Handmanschetten hoch und begann mit der Geschäftskenntniß eines Trödlers die Sachen zu untersuchen. Nach etwa fünf Minuten riß er die Thür auf und stürzte in das Cabinet des Polizei-Directors.

Dieser glaubte immer mehr mit einem Wahnsinnigen zu thun zu haben, als er den Kleinen in diesem Négligé vor sich sah. Das Gesicht des Kleinen hatte sich urplötzlich verändert; machte er anfänglich den Eindruck eines sechzigjährigen Greises, so sah er jetzt aus wie ein zwanzigjähriger Jüngling, auf dessen Gesticulationen ein Vorturner hätte stolz sein dürfen.

— Ich hab's! rief er mit triumphirender Miene, o Pythagoras! — Εὕρηκα!

— Sie scherzen, versetzte der Polizei-Director betroffen.

— Darf ich Sie bitten, einzutreten? versetzte der Kleine, ihm vorausgehend.

— Stellen Sie sich vor, Herr Director, begann er mit unerbittlicher Logik, daß ich dies Quadrat als solches ganz unbeachtet lasse; mich interessirt nur dieser Tisch mit den Sachen, als das Centrum jener idealen Peripherie, welches mit allen Punkten derselben correspondirt. Nun also, Herr Director, hat Niemand bisher eine Correspondenz des Centrums mit einer weiteren Peripherie als Frankreich entdeckt?

— Nein, mein Herr, keiner aller dieser Gegenstände läßt darauf schließen.

— Das kommt davon, weil man die Gegenstände mit Polizeiaugen und nicht unter der Lupe der Mathematik betrachtet hat.

— Mein Herr! rief der Polizei-Director aufgebracht.

— Ich bitte freundlichst, sich nicht aufzuregen, Herr Director, ich kenne das Gesetz und weiß, was der Code Napoléon auf die Beleidigung eines Beamten bestimmt, da ich selbst Polizeibeamter bin, allerdings ganz untergeordneter, aber mathematischer!

Dies sagend, nahm er die goldene Remontoir-Uhr des Verstorbenen vom Tisch, drückte an der Feder und die untere Kapsel derselben sprang in die Höhe.

— Lesen Sie gefälligst, Herr Director, rief er triumphirend, indem er ihm die gravirte Fläche unter die Nase hielt.

Erstaunt las derselbe:

No. 0,64312

Stewday, Kingston brthrs

Watchmakers

London.

— Sehen Sie wohl, London, mein Herr?

— Was will das sagen? versetzte der Polizei-Director achselzuckend, der Herr hatte einfach eine englische Uhr.

Statt aller Antwort schrieb der Kleine den Inhalt der gravirten Platte in sein Notizbuch, zog seinen Rock an und grüßte seinen Vorgesetzten militärisch.

— Sie wollen mich verlassen? versetzte derselbe.

— Meine Mission ist beendet, Herr Director, $B^3 + 2a^2 B - Ba^2 + a^3$. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen!

So sprechend, verließ er das Cabinet und begab sich in den Wartesalon.

XXV.

Wie wir bereits durch den verstorbenen Lieutenant von Sabrand erfahren hatten, stand Harry Stendal in Washington einer nicht unbedeutenden Firma vor; wie wir ferner von ihm vernommen, veranlaßte das Geschäft desselben ihn zu häufigen Reisen. In seiner Abwesenheit wurde er von einem gewissen Edwin Schulz, über welchen wir bereits auch Andeutungen gehört haben, vertreten. Wiewohl der Charakter des Letzteren kein besonders sympathischer war, so konnte Harry mit dem jungen Mann doch nur zufrieden sein. Edwin Schulz war ein geborener Deutscher. Schlechte Streiche, die er in seiner Heimath vollführt hatte, veranlaßten ihn, eines Tages das Weite zu suchen. So kam er nach verschiedenen Irrfahrten auch nach Washington. Harry lernte ihn, als auch er noch ein abenteuerliches Leben führte, kennen und nahm ihn später bei sich auf. Allerdings schenkte Harry seinem Geschäftsführer kein großes Vertrauen. Er führte deshalb den Cassenschlüssel selbst. Wenn Reisen ihn vom Haus entfernten, deponirte er seine Werthe auf der Bank und ließ nur das Nothwendigste in Edwin's Händen.

Bei Beginn unserer Erzählung befand sich Harry wieder auf einer Einkaufsreise. Es handelte sich um den Erwerb einer

großen Partie Farbehölzer, welche auf den Docks von New=York verauctionirt werden sollten. Von derartigen Auctionen wird sowohl in den öffentlichen Blättern als auch größeren Häusern, welche sich für die zu verauctionirenden Artikel interessiren, durch Agenten besondere Mittheilung gemacht.

Es mochten wohl drei Tage seit Harry's Abreise verstrichen sein, als die uns bekannten beiden, an ihn adressirten Briefe aus Prag einliefen. Edwin öffnete dieselben, und kaum hatte er sich mit dem Inhalte derselben vertraut gemacht, als folgende Combination in seinem Hirne reifte.

— Vorausgesetzt, daß Harry todt wäre, so würde Edwin auf Grund seines Einblicks in die intimsten Verhältnisse und Beziehungen des Todten vollständig als Harry Stendal gelten können, da der einzige Zeuge, welcher ihn zu recognosciren im Stande wäre, der Premierlieutenant von Sabrand, wie aus dem einliegenden Briefe deutlich hervorging, nicht mehr am Leben wäre. Aus dem angekommenen Briefe vermochte Edwin aber alle diejenigen Lücken, welche ihm in Bezug auf Harry's Beziehungen zu seiner Vergangenheit noch unklar geblieben waren, auszufüllen. Er combinirte ferner, daß, wenn er die Einladung des Briefes sofort bejahend beantwortete, es unmöglich sei, daß wiederholte Briefe an den wirklichen Harry von seinem Elternhause ankommen könnten, da, wenn er persönlich anwesend wäre, keine Veranlassung zur Correspondenz vorläge. Alle ferneren Eventualitäten, welche aus diesem gewagten Schritte hervorgehen könnten, wohl überlegend, telegraphirte er an die ihm gegebene Adresse die uns bekannte Depesche nach Prag: „Komme mit nächsten Steamer, beweine Sabrand" u. s. w. Von seinem Chef hatte er am selben Morgen gleichzeitig Nachricht empfangen, daß er sich länger, als verabredet,

in New-York aufhalten und etwa in vierzehn Tagen wiederkehren würde.

Die angenehmste Veranlassung fesselte Harry in New-York. Er hatte die Tochter seines früheren Chefs, Miß Lydia, schon lange kennen und lieben gelernt und Gegenliebe gefunden. Mit der den Amerikanern eigenthümlichen Consequenz hatte er sich ein Ziel gesetzt, nur erst, wenn er sein Vermögen auf eine gewisse Summe gebracht hätte, mit seinem Antrage hervorzutreten. Der Einwilligung seines früheren Chefs und jetzigen Geschäftsfreundes, war er gewiß. Er wurde also von allen Mitgliedern der Familie hochwillkommen geheißen und schmachtete in den süßesten Banden.

Edwin hatte mithin einen Vorsprung von vierzehn Tagen.

In unserer Zeit der Eisenbahnen und der Depeschen sind vierzehn Tage eine Ewigkeit. Edwin hatte also depeschirt, der Würfel war mithin gefallen, und nun hieß es mit der größten Vorsicht und Verschlagenheit zu Werke gehen. Es handelte sich darum, alle Beweise der Identität mitzunehmen, ohne die Spuren einer Mitnahme zu hinterlassen. Vor allen Dingen ließ er das Portrait von Harry's Mutter photographiren, da es ihm klar war, daß dies sein bestes Beweismittel sei. Er kaufte in einem Wäschemagazin viele ungezeichnete Gegenstände, um sich durch Buchstaben nicht etwa zu compromittiren. Es war ihm ein Leichtes, sich einen Paß zu verschaffen, da der vorjährige seines Chefs noch im Büreau lag; nun handelte es sich um eins, — um Geld. Es war ihm nicht schwer, so viel aus seinen eigenen Mitteln zusammenzuraffen, als er zu der Seereise brauchen würde; wie aber weiter? Und hätte er selbst so viel, um bis nach Prag zu gelangen, mußte er nicht, um seine Rolle möglichst charakteristisch durchzuführen, auch den Vermögensverhältnissen

seines Chefs entsprechend auftreten können? Sein Vater mußte ja durch von Sabrand wissen, daß Harry nicht in kümmerlichen Verhältnissen in der Fremde darbe, sondern als wohlhabender Mann, als Besitzer eines weitverzweigten Geschäftes dastehe. Dieser letzte Umstand beschäftigte ihn unausgesetzt, er nahm Hut und Stock und ging in's Freie, um zu überlegen.

— Was würde im gleichen Falle nun mein Chef gethan haben? dachte er bei sich; entweder würde er bei der hiesigen Bank einen Theil seines Guthabens entnommen, oder dasselbe bei einem europäischen Hause gethan haben. Der letztere Fall wäre wohl wahrscheinlicher gewesen, da man sich während der Seereise nicht mit überflüssigem Gelde zu belasten pflegt. Auf irgend eine Weise mußte sich Edwin also auf den Namen seines Chefs Capital verschaffen und das Letztere schien ihm das Sicherste und auch das am leichtesten Ausführbare zu sein..

Nachdem er mit sich völlig zu Rathe gegangen war, schrieb er an das Pariser Bankhaus jenen Brief, welcher seine Ankunft in Paris anzeigte mit dem gleichzeitigen Bemerken, daß er einen Theil seines Guthabens touchiren würde. Es bedarf wohl nicht erst der näheren Erläuterung, daß Edwin die Unterschrift seines Chefs auf das Täuschendste nachzuahmen im Stande war. Wohlweislich ließ er den Brief nach Paris einige Tage zuvor abgehen, als er selbst reiste. Seinen Collegen entwickelte er eine ziemlich glaubhafte Geschichte, die ihn veranlaßte, auf einige Tage zu verreisen. Wohl war er sich bewußt, daß Harry Stendal bei Eintreffen des Pariser Conto-Currents seine Defraudation sofort erfahren würde, aber bis dahin könnten noch zwei Monate vergehen und in zwei Monaten . . . Weiter dachte Edwin nicht. War er einmal im Besitze des Geldes, so würde sich das Weitere schon

finden. Er war also abgereist. In London hielt er sich einige Stunden auf und fuhr in Paris am Grand Hôtel, mit einem Portemonnaie-Bestand von ungefähr 2 Francs 50, vor.

Das Weitere ist uns bekannt. Er war hinreichend bei dem Pariser Bankhause advisirt, die geschäftlichen Combinationen seines und des Pariser Hauses waren ihm vielleicht noch besser bekannt als seinem Chef; brauchen wir hinzuzufügen, daß er bei der Unterschrift der Quittung über die vom Pariser Hause entnommenen hunderttausend Francs, die dem Cassirer desselben wohlbekannten Schriftzüge der Firma Harry Stendal zeichnete? Jetzt lag ihm hauptsächlich daran, die Spur seiner Weiterreise zu verwischen. Wie er dies gethan, ist uns wohl bekannt.

Dem geschäftlichen Gebrauch gemäß, schrieb Herr Jourdain an demselben Tage, als Edwin die uns bekannte Summe touchirt hatte, an die Firma Harry Stendal, Washington:

„Wir haben die Ehre Ihnen mitzutheilen, daß wir heute den Vorzug hatten, Ihren Herrn Harry Stendal zu begrüßen. Gleichzeitig ersuchen wir Sie, die von demselben touchirten hunderttausend Francs unserem Conto in Ihren Büchern gutzubringen. Wir haben die Ehre" u. s. w.

Der wirkliche Harry Stendal war aber etwa drei Wochen nach Edwin's Abreise in Washington angelangt. Seine erste Frage, als er das Comptoir betrat, war:

— Wo ist Herr Schulz?

Die Comptoiristen sahen sich verlegen an, und einer derselben erwiderte:

— Verreist.

— Verreist? wohin?

Die jungen Leute zuckten die Achseln.

— Das Bankconto! rief er, während ein schrecklicher Verdacht in ihm aufstieg, stimmen Sie das Bankconto ab, meine Herren!

— Wie viel ist von der Bank in den vorigen Wochen abgehoben worden?

— Nichts, nicht ein Schilling. —

Harry stampfte wüthend mit dem Fuße.

— Selbstverständlich! rief er, er wird nicht so dumm gewesen sein, es in die Bücher zu notiren.

Er eilte zur Bank.

Zu seiner großen Beruhigung versicherte man ihm daselbst, daß für Rechnung der Firma Harry Stendal nichts abgehoben sei.

— Gott sei Dank! rief Harry erleichtert aufathmend, dann ist ja Alles gut.

Im Büreau, in den Pulten, in seinem Privatcabinet überzeugte er sich, daß Alles intact war, daß nichts von jenen kleinen Pretiosen, welche ein Garçon und Lebemann, wie es Harry war, überall herumliegen hatte, fehlte, er war also vollkommen beruhigt. —

— Offen gestanden, sagte er zu sich selbst, freue ich mich, den Menschen endlich los zu sein, ich hätte ihn nie entlassen, weil ich zu große Rücksicht auf unsere früheren Beziehungen nehmen mußte, wenn er mir aber durch diese unverzeihliche Fahrlässigkeit die Mittel an die Hand giebt, so hat er sich es ja selbst zuzuschreiben.

— Wo wird er sein, wo kann er stecken? Er wird im Theater, in Concerten, — was weiß ich? — ein hübsches Mädchen getroffen haben, vielleicht die Tochter eines reichen Hauses! O,

ich kenne seine Beharrlichkeit in dieser Beziehung von früherher sattsam. Er ist im Stande, ein solches Mädchen vierzehn Tage zu verfolgen, bis er schließlich, wenn er im Hause der Eltern seine Aufwartung zu machen wagt, von dem Portier unsanft hinausgeworfen wird. Ich kenne das bei ihm, schon seit frühster Zeit hatte er nur den einen Wunsch, einmal reich zu heirathen.

— Glück auf den Weg, Edwin, ich habe nichts dagegen, aber die Pflicht vor Allem!

Harry vertraute nunmehr Edwin's Posten einem seiner ältesten Comptoiristen an, da seine Verlobung ihn zu öfteren Reisen nach New-York veranlassen mußte. Als er also einige Wochen später wieder dorthin fuhr, vertraute er die Leitung, wenn auch nicht das Vermögen der Firma, demselben an:

— Sollten Sie über irgend etwas im Unklaren oder Zweifel sein, so sparen Sie keine Telegraphenkosten, innerhalb einer Stunde können Sie immer Antwort haben. Fernere Dispositionen für die nächsten vierzehn Tage zurücklassend, reiste er vollkommen beruhigt nach New-York.

Nur wenige Tage nach seiner Abreise traf der Brief des Pariser Hauses bei der Firma Harry Stendal ein. Der neue Disponent desselben erbleichte, als er den Inhalt des Schreibens überflog.

— Ahnte ich's doch! rief er händeringend aus, ahnte ich's doch, daß hier ein Betrug von Edwin im Spiele sei, es ist fürchterlich, was wird Herr Stendal dazu sagen!

Sofort telegraphirte er demselben nach New-York. Eine Stunde später kam Harry's telegraphische Antwort, daß er selbst bereits nach Paris depeschirt habe und mit dem nächsten Zuge nach Washington zurückkäme.

— Also diesen Schurkenstreich hat der Bube ausgeführt, der Undankbare! Was ist zu thun? Das Geld ist nicht mehr zu retten, ein Prozeß mit dem Pariser Hause scheint sehr zweifelhaft, er hat wahrscheinlich meine Unterschrift gezeichnet, sich genügend advisirt und legitimirt, jene Herren waren unzweifelhaft in dem guten Glauben, daß sie es mit mir persönlich zu thun hatten. Was ist da anzufangen? Den Versuch will ich wagen, aber ich setze keinen Schilling dafür, daß ich den Prozeß gewinne. Er wird das Geld durch irgend einen Dritten, dem er ein gehörig advisirtes Accreditiv mit Unterschrift und Stempel übergeben hat, eingezogen haben. Es ist empörend, aber leider nicht zu ändern.

Er eilte zu seinem Advokaten, welcher ihm rieth, Protest gegen die Gutschrift der betreffenden Summe einzulegen, und im Weigerungsfalle von Seiten des Pariser Hauses dasselbe zu verklagen. Er, der Advokat, habe Meinung für den guten Ausgang dieses Prozesses.

Inzwischen hatte die Pariser Polizeibehörde auf Veranlassung des kleinen Mathematikers, welcher sich Mr. Louis Pin nannte, an den Uhrenhändler nach London telegraphirt, ob er in jüngster Zeit eine, mit der und der Nummer bezeichnete Uhr an einen Herrn verkauft hätte, und ob es ihm möglich sei, anzugeben, wo der betreffende Herr zur Zeit gewohnt habe?

Mit Ungeduld harrte Mr. Pin auf die Antwort, von welcher er sich Alles versprach, er sah sich im Geiste bereits mit dem Commandeurkreuz der Ehrenlegion dekorirt und verbrachte eine schlaflose Nacht.

Am nächsten Morgen traf folgende Antwort des englischen Uhrenfabrikanten an die Pariser Polizeibehörde ein:

„Haben die bezeichnete Uhr unter einem größeren Posten Uhren vor Jahresfrist an einen Pariser Uhrenhändler, Mr. Richard Desperrières, Boulevard des Italiens, verkauft.“

Im ersten Augenblick war Mr. Pin im höchsten Grade enttäuscht, dann aber blitzte es wiederum tückisch in seinen Augen auf, und mit Autorisation des Polizei-Präfecten von Paris begab er sich zu dem bezeichneten Uhrenhändler.

— Erinnern Sie sich, mein Herr, eine Uhr, welche Sie von der Firma Stewday aus London bezogen haben und welche die Nummer 064312 trug, in jüngster Zeit verkauft zu haben?

Verwundert blickte der Uhrenhändler den kleinen Herrn an, welchem er jedoch, als sich derselbe legitimirte, keine Veranlassung hatte, die Antwort schuldig zu bleiben.

— Allerdings, erwiderte er, einige Seiten in seinem Verkaufsbuche zurückschlagend, habe ich die mir bezeichnete Uhr persönlich einem jungen Mann verkauft.

— Wie hieß derselbe?

— Ist mir durchaus unbekannt. Der Herr fuhr, wie ich mich deutlich entsinne, eines Vormittags in einem Fiacre bei mir vor, forderte eine gute Uhr, ich zeigte und empfahl ihn die bezeichnete, wofür er mir 600 Francs, die ich verlangte, in Zwanzig-Francsstücken bezahlte. Der Herr hatte es sehr eilig.

— Es war doch ein Franzose?

— Das glaube ich nicht, ich hielt ihn vielmehr für einen Engländer, obgleich er Französisch sprach. Aus zwei Gründen halte ich mich zu meiner Annahme, daß er Engländer war, berechtigt.

— Und die wären? fragte Mr. Pin gespannt.

— Der Herr behielt die ganze Zeit über seinen Hut auf dem Kopf und sagte beim Fortgehen nicht Adieu. Beide Unhöflichkeiten würde sich ein französischer Bauer nicht haben zu Schulden kommen lassen.

— Ich danke Ihnen verbindlichst, erwiderte Mr. Pin mit süßestem Lächeln, indem er sich auf das Verbindlichste von dem Uhrenhändler verabschiedete.

Mr. Pin war überglücklich; seine Diagnose von der weiteren Peripherie hatte sich bewährt.

— Wir müssen also unseren X. in England suchen! Mit diesen Worten schloß er seinen Bericht an den Polizei-Präfecten.

— Suchen wir denselben in England, antwortete derselbe nach längerer Ueberlegung.

Auf den Protest beziehungsweise die Klagedrohung von Seiten Harry Stendal's, konnte das Pariser Bankhaus nur mit dem Bedauern antworten, vollständig usancemäßig gehandelt zu haben; es würde gern bereit sein, einen Theil des Schadens zu tragen, um die angenehmen Beziehungen beider Häuser durch den unglücklichen Zwischenfall nicht zu stören, jedenfalls würden sie bemüht sein, durch alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel dem Verbrecher auf die Spur zu kommen.

Harry stellte seinem Advokaten die Angelegenheit des alten Geschäftsgrundsatzes eingedenk, vor, daß ein magerer Vergleich besser sei, als ein fetter Prozeß. Der Advokat zuckte mit amerikanischer Ruhe die Achseln, erwiderte:

— As you like, — all right!

und machte seine Liquidation.

Die Angelegenheit wurde zwischen den beiden Häusern durch einen gütlichen Vergleich geordnet.

XXVI.

Wenn das Pariser Bankhaus Herrn Harry Stendal die schriftliche Zusage gemacht hatte, die Spuren des Herrn Edwin Schulz verfolgen zu lassen, so bedenke man freundlichst, daß Herr Jourdain und sein Chef erst etwa einen Monat später, als der Leser, von dem verübten Verbrechen überhaupt unterrichtet waren.

Fast einen Monat also später, als die Anzeige des in Erquelines gefundenen Leichnams von Seiten der Polizei veröffentlicht wurde, war das französische Bankhaus überhaupt erst davon unterrichtet, daß bei ihnen eine Defraudation vorgekommen sei.

Man hatte, wie früher erwähnt, die Erqueliner Affaire einfach vergessen, heut aber hatte sich Herr Jourdain persönlich zum Chef der Polizei begeben und ihm den Fall mitgetheilt.

Derselbe hörte der Sache aufmerksam zu.

Als Herr Jourdain geredet hatte, klingelte er und sagte zum eintretenden Beamten:

— Mr. Pin soll zu mir kommen.

Der Mathematiker trat ein.

— Darf ich Sie bitten, Herr ..... Herr Jourdain, Ihren Fall diesem Herrn noch einmal vorzutragen?

Herr Jourdain leistete diesem Wunsche gern Folge.

In Mr. Pin's Physiognomie blitzte es ein Mal über das andere seltsam auf, dann hub er plötzlich an:

— $A^2 + 2ab^3 + b^2 = X$ in der 10ten minus $4^2 b$!

— Das ist es, nur das kann es sein, ich habe ihn, — was sagte ich, nicht im Quadrat, sondern in der Peripherie ist X zu suchen. Mein Herr, ich hole Ihren Mann, er ist zwar todt —

— Todt?! rief Jourdain bestürzt.

— Ja allerdings, sogar sehr schön — todt, woran gestorben? an X — Y, wie viel Geld hatte er doch bei Ihnen entnommen?

— Hunderttausend Francs.

— Stimmt, rief Pin mit Gewißheit, es fehlen zwar achtundneunzigtausend Francs an der Summe, aber sonst stimmt Alles auffallend.

— Welche Geldsorten waren es, wenn ich bitten darf?

— Zwanzigtausend Francs in Papier und Gold und auf den Rest ein Accreditiv auf unseren Correspondenten in Hamburg.

— In Hamburg? auf wen?

— Auf Franz Plettichen & Co.

— So fragen Sie augenblicklich telegraphisch bei Herrn Franz Plettichen & Co. an, ob der Wechsel bei ihm eincassirt worden ist. — Halt! mein Herr! weshalb wurde das Accreditiv gerade auf Hamburg ausgestellt?

— Weil dies das Ziel der Reise des angeblichen Herrn Harry Stendal war.

— Ich bitte, telegraphiren Sie sofort und bringen Sie uns sogleich den Bescheid.

Am Nachmittag desselben Tages stellte sich Herr Jourdain wiederum bei Herrn Pin ein.

— Nun? rief ihm dieser entgegen.

— Hier ist das Telegramm der Herren Franz Plettichen & Co.

— Lesen Sie!

Jourdain las:

„Advis allerdings empfangen. Betrag aber bis heut noch nicht eingezogen.

Plettichen."

— Das wird ja immer problematischer, rief Pin, das Zimmer durchmessend.

— Mir steht der Verstand still, ergänzte Jourdain.

— Also, wir sagen, fuhr Pin überlegend fort, wir sagen: Schulz hat nicht eincassirt, also hat er nicht eincassirt, der Todte kann nicht Schulz gewesen sein, sonst hätte man das Accreditiv bei ihm gefunden. Gestohlen ist es ihm nicht worden, denn sonst hätte der Dieb es sofort eincassirt, ergo ist Schulz nicht der Todte von Erquelines! Haben Sie verstanden, mein Herr?

— Leider, ja!

— Telegraphiren Sie also sofort an Plettichen, daß er, wenn das genannte Accreditiv etwa vorkommen sollte, den Vorzeiger festhalten lassen soll. Adieu.

— Noch eine Frage? Halten Sie es nicht der Mühe werth, trotzdem noch einmal eine Requisition in Erquelines vornehmen zu lassen?

— Was wir für nöthig halten, braucht uns das Publicum nicht zu lehren. Weshalb stiehlt man? um Geld zu haben. — Hat Schulz überhaupt eincassiren können? Nein! Denn wenn der Todte Schulz wäre, so ist er nur bis Erquelines gekommen. Es war aber nicht Schulz, denn sonst hätte man das Accreditiv bei ihm gefunden, gestohlen ist es ihm nicht worden, da es

nicht eincassirt worden ist, ergo $A^2 + 2\,a\,b^3 - b^2 + X$ ergiebt $X - Y + b$! Adieu!

Jourdain ging, Pin rapportirte dem Chef, daß die Vermuthung leider unbegründet wäre, da alle Annahmen und Beweise fehlen, sogar die wichtigsten Umstände geradezu mit den Vermuthungen des Herrn Jourdain im Widerspruch standen.

Der Chef der Polizei erwiderte ihm:

— Das hätte ich Ihnen von vorn herein sagen können, so einfach liegt diese Sache denn doch nicht!

— Selbstverständlich nicht!

Harry Stendal hatte seinerseits in den amerikanischen Haupt-Zeitungen annonciren lassen, ihm zu melden, wer über das Verbleiben eines gewissen Edwin Schultz Näheres wisse.

So waren Monate über diese Angelegenheit verstrichen, als eines Morgens ein gallonirter Diener in Harry's Comptoir erschien:

— Eine Karte von Lord Blookfield.

Harry las:

Lord Blookfield

ersucht Mr. Harry Stendal, heut früh bei ihm vorzusprechen.

— Lord Blookfield — ah! auf dem Ministerium des Aeußeren?

— Allerdings.

— Gut, ich werde sogleich Toilette machen.

Der Diener entfernte sich.

Harry war über die Eigenthümlichkeit dieser Einladung überrascht und ahnte, daß sie mit Edwin Schultz in Verbindung stehen müsse. Eine Stunde später war er auf der Gesandtschaft.

— Mr. Stendal, ich habe Sie bitten lassen, da ich einen Brief unseres Consuls aus Prag empfangen habe, der Sie interessiren wird.

— Harry verbeugte sich.

— Bitte, lesen Sie selbst, hier unten nur dieser Passus hat für Sie Interesse.

Harry las:

„Der Courier ist mit den Depeschen gestern nach Wien abgereist. Auf einer Soirée beim französischen Gesandten lernte ich einen jungen Banquier aus Washington kennen. Er wird hier Harry van Zuyden genannt, obgleich sein Paß auf den Namen Harry Stendal lautet. Der junge Mann ist unser Landsmann aus Washington und gefällt hier in allen Kreisen. Auffallend ist es mir, daß ich neulich in den „Washington News“, die ich Ew. Lordschaft gütiger Uebermittelung verdankte, daß ein Mr. Harry Stendal aus Washington einen Edwin Schultz suchen läßt. Herr Stendal, den ich hier danach fragte, theilte mir mit, daß dies wohl ein Namensvetter von ihm sein müßte. Jedenfalls theile ich Ihnen diesen Zwischenfall mit. — Im Uebrigen . . . . .

— Bis dahin interessirt Sie der Brief nur, Mr. Stendal, das Uebrige sind Staatsgeschäfte.

Harry stand wie verblüfft da.

— Unzweifelhaft, rief er aus, das ist unser Mann! Also in Prag bei? . . . .

— van Zuiden, erwiderte der Lord.

— O, so will ich sogleich dem . . . . ?

— van Zuiden.

— Dem van Zuiden telegraphiren, daß . . . .

— Sie werden so freundlich sein, Mr. Stendal, keine Unklug . . . . pardon! Unbesonnenheit zu begehen. Es wäre pire qu'un crime, ce serait une — faute! Weshalb dort Alles in Allarm bringen und dem Betrüger freie Hand lassen, nach Australien abzudampfen? Keine Silbe heut nach Washington. Im Gegentheil, Mr. Stendal, ich werde meinem Consul telegraphiren, daß er bis auf Weiteres keine Silbe darüber verlieren soll, und daß ein Mr. Harry Stendal mit meiner Empfehlung und unserem verabredeten diplomatischen Zeichen bei ihm eintreffen und mit ihm zusammen die nöthigen Schritte machen wird.

Sind Sie damit einverstanden?

— O, vollkommen, tausend Dank!

— Wann wollen Sie reisen?

— Wann Mylord befehlen!

— O meinethalben noch heut, ich werde Ihnen sofort die paar Worte an unseren Consul aufschreiben. Unser diplomatisch verabredetes Erkennungszeichen besteht darin, daß Sie gefälligst bei der Visite ein cramoisyfarbenes seidenes Taschentuch nach dem

ersten Worte, das Sie mit dem Consul sprechen werden, zur Erde fallen lassen. Sehen Sie: so!

Harry verbeugte sich.

— Einen Paß brauchen Sie wohl nicht; mich dünkt, daß Ihnen erst vor einigen Monaten ein solcher gestempelt worden ist?

— Mir?

— Ich glaube doch! Warten Sie gefälligst einen Augenblick!

Er klingelte. Den eintretenden Kanzlisten bat er, im Paßregister deswegen nachzusehen.

Wenige Minuten später meldete er, daß vor vier Monaten ein Paß für Mr. Harry Stendal nach Europa ausgefertigt worden sei.

— Sie sehen also klar, versetzte der Lord lächelnd, der Spitzbube reist auf Ihren Namen. Ein alltäglicher Fall. Nichtsdestoweniger schenken die Herren Banquiers immer wieder Unwürdigen ihr Vertrauen, und depeschiren immer — pardon! zur unrechten Zeit, wenn ein Brief oder eine Reise weit mehr am Platze wäre. — Gute Reise, Mr. Stendal, diesmal — fügte er lächelnd hinzu — bitte ich um Ihre Depesche über den Erfolg, da ich . . . mich . . . für diese Angelegenheit lebhaft interessire. Gute Reise, Mr. Stendal!

Herzlich dankend verließ Harry das Cabinet Sr. Lordschaft.

Harry ging nachdenklich nach Hause. Am liebsten wäre er noch in derselben Stunde abgereist, aber ihn drückte es, die lange Reise nach Europa zu machen, wo er vielleicht Wochen lang bleiben müßte, ohne seine geliebte Braut umarmt, und ohne dem Vater diese Angelegenheit mitgetheilt zu haben, da er noch

mit keinem Worte derselben erwähnt hatte, um ihm erstens den großen Verlust zu verschweigen und dann von ihm keiner, selbst unverschuldeten Fahrlässigkeit geziehen zu werden.

— Unbedingt fahre ich heut nach New-York, aber dem Pariser Hause will ich sogleich..... Nein, ich werde ihm nicht telegraphiren, wer weiß, es wäre vielleicht wieder ein faux pas. Ich werde die ganze Angelegenheit persönlich ausführen.

Er rüstete sich zur Reise und fuhr nach New-York.

Allerdings erregte daselbst die Mittheilung die größte Bestürzung. In einigen Wochen sollte die Hochzeit sein und er — mußte reisen.

— Unbedingt erst das Geschäft! sagte der Schwiegervater zustimmend. Das Geld kann Dir verloren gehen, Deine Braut nicht. Dafür garantire ich Dir, Harry, also.....

— Lebt denn Alle wohl!

— Du depeschirst uns doch täglich?

— Ja.... nein, nein, mein liebes Kind, wäre doch die Telegraphie nie erfunden worden, gäbe es doch keine Electricität!

— O, das wollte ich mir denn doch ausgebeten haben, versetzte der Schwiegervater.

— Dann wären wir heut vielleicht Alle glücklicher.

— Ich nicht! versetzte graziös knixend die kleine Braut, umarmte ihren Geliebten und rief ihm lächelnd nach:

— Erst das Geschäft!

XXVII.

Harry Stendal — der echte Harry Stendal — war eines Sonntag Morgens auf directestem Wege von Washington in Prag angekommen.

Nicht einmal in Paris, wo die Versuchung so nahe lag, mit Herrn Jourdain oder dessen Chef ein Wort über diese Angelegenheit — untelegraphisch zu plaudern, hielt er sich länger als „entre deux trains“ auf und setzte seine Reise fort.

Im Reisecostüm fuhr er bei dem amerikanischen Consul in Prag vor, sandte seine Karte nebst der Empfehlung hinein und ließ beim Eintreten verabredetermaßen ein cramoisy Taschentuch fallen.

— O gut, daß Sie kommen, heut kommen, mein Herr! Es wäre morgen schon zu spät gewesen. Ich wollte schon auf eigene Verantwortung handeln, bis ein Uhr hätte ich gewartet, ich habe bereits heut früh an Lord Blookfield telegraphirt.

— O, das hätten Sie nicht thun sollen, Herr Consul.

— Weshalb?

— Herr . . . Consul . . . .

— Doch zur Sache. Ihr sauberer Spitzbube heirathet heut Mittag ein Uhr unter dem Namen Harry van Zuyden die Nichte des Herrn van Zuiden, eines mehrfachen Millionärs!

— O Gott! da preise ich die Vorsehung . . .

— Preisen Sie, erst aber frühstücken Sie, es ist erst zwölf Uhr.

— Aber Herr Consul, unnöthig.

— Verzeihen Sie, Mr. Stendal, das ist nicht so unnöthig, als Sie glauben. Sie bekommen vielleicht bis Abend nichts zu essen und an Aufregung wird es wohl nicht fehlen, ergo — frühstücken Sie, dort steht mein Déjeuner.

— Herr Consul sind zu freundlich . . . .

— Entschuldigen Sie, mein Herr, bei mir ist das Frühstücken zum System geworden. Keine wichtige Angelegenheit bei mir, ohne vorher zu frühstücken. Kein Frühstück . . . . keine angenehme Disposition des Magens, in Folge dessen eine mangelhafte Verdauung, welche mit Kopfschmerzen selbstverständlich enden muß.

Harry lächelte.

— Wirklich ein ganz vortreffliches Beefsteak, rief er aus, Sie haben Recht Herr Consul . . . .

— Wie fühlen Sie sich jetzt?

— Vollkommen gut.

— So wollte ich Sie haben, ohne Frühstück kein Mensch — kein gebildeter Mensch! Jetzt kommen Sie zur Kirche, das Pärchen wird wohl gerade jetzt hinfahren. Der Polizei-Director ist bereits advisirt. Selbst für den Fall, daß Sie nicht gekommen wären, hätte ich Mr. Schulz arretiren lassen — auf meine Verantwortung. Indeß, Sie sind hier, ich hatte ja auch telegraphirt — um so besser. Mr. Stendal, mein Wagen ist bereit, kommen Sie!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Leser erinnert sich genau der durch die Intervention der beiden Herren gestörten Trauung.

Harry war dem amerikanischen Consul, nach der Katastrophe in der Kirche, gefolgt und begab sich in dessen Wohnung.

Weshalb hatten die Herren sagen können:

— Das Verbrechen von Erquelines? Was wußten denn sie über Erquelines?

Der Leser soll es sogleich erfahren:

Als der Consul mit Harry eben den Wagen bestiegen hatten, um zur Kirche zu fahren, reichte ein ankommender Telegraphenbote dem Consul eine Depesche in den Wagen. Während der Fahrt las der Consul:

„In Erquelines (Belgien) liegt ein unbekannter Leichnam seit dem Tage, wo Mr. Schulz Paris verlasseu hat, melden Pariser Journale jener Zeit. Zufällig, Depeschen collationirend, Figaro gefunden!

Blookfield."

Als also Harry zu seiner Bestürzung nicht Edwin Schulz auf dem Altare sah, sondern einen fremden jungen Mann, rief er auf das Geradewohl:

— Das Verbrechen von Erquelines!

Nach kurzer Ueberlegung kamen beide Herren überein, noch am selben Tage in Begleitung eines Polizeibeamten nach Erquelines abzureisen. In zwei Tagen kamen sie daselbst an und stellten sich dem uns wohlbekannten, dortigen Polizei-Director vor, und erzählen denselben den Fall mit allen Details.

— Kann ich den Leichnam sehen? fragte zum Schluß Harry.

— Allerdings, antwortete derselbe, aber Sie werden nicht Viel von ihm mehr erkennen. Welche Haarfarbe hatte Ihr Commis?

— Er hatte rabenschwarze Haare.

— Allerdings, die hat der Todte.

— Kennen Sie seine Uhr.

— Ich erinnere mich nicht, daß er eine Uhr getragen hat.

— Trank er oft „Sleep well“?

— Was ist das?

— Ein Liqueur.

— Daß ich nicht wüßte.

— Glauben Sie, daß Ihr Gefangener den Edwin Schulz getödtet hat?

— Unbedingt, rief der amerikanische Consul.

— Aber die Leiche zeigt keine Spur von Vergiftung.

— Dann hat er ihn mit Luft getödtet, aber getödtet hat er ihn! versicherte der Consul.

Harry betrachtete die Leiche und glaubte noch den Commis wieder zu erkennen.

Alle Untersuchung und Mittheilungen wurden amtlich zu Papier gebracht, und die Copie derselben nach Paris gesandt.

Andern Tages traf Mr. Pin in Erquelines ein.

— Was habe ich nun gesagt? rief er beim Polizei-Director eintretend, ein: $A^3 + 2a^2 b + b^3 - 2ab^2 = x/y\, b^2$. Nun? Hatte ich Unrecht, Herr Director, daß man den Verbrecher in weiter Peripherie suchen mußte, also in Washington!

— Verzeihen Sie, der Verbrecher ist wohl Europäer!

Mr. Pin äußerte dann:

— Er hätte es doch anders machen können, es wäre vielleicht unpraktischer, aber — mathematischer gewesen.

Harry und der Consul waren nach Prag wieder abgereist.

XXVIII.

Amélie Gulon, die kleine fleißige Arbeiterin, hatte mit Schmerzen Felix's Rückkehr erwartet. Drei Wochen waren schon vergangen, und noch hatte er sich nicht bei ihr sehen lassen.

— Ich werde seine Wirthin fragen, dachte sie, und führte es aus.

Diese aber hatte gar keine Nachricht von Felix Stein empfangen und freute sich sehr, durch das junge Mädchen von ihrem „feschen" Miether zu hören.

— Das Beste wäre, schlug ihr die Wirthin vor, wenn Sie in seinem Comptoir fragten ....

— Nein, da genire ich mich; ich glaube, ich würde roth bis über die Ohren.

— Nun dann kann ich Ihnen nicht helfen, dann müssen Sie abwarten. Mein Gott! solch' junges Blut, das kennt man schon, die Ungeduld .... natürlich, viele Herrn Stein's giebt es nicht, auf der Straße sind sie nicht zu finden. Mein Gott, ein Banquier auf Geschäftsreisen ...., wissen Sie, Fräulein, von meinem Bräutigam habe ich einmal 1½ Jahr lang nichts gehört, eines schönen Morgens geht die Thür: Cathérine! rief er, wo bist Du? Dein Emil ist wieder da, keine Vorwürfe, mein Kind!

auf Geschäftsreisen ist das unvermeidlich. Er war Weinhändler. Einen Tag hier, einen Tag da . . . . Und Sie? Seit drei Wochen erst Wittwe . . . .

— Wittwe?! Madame Cathérine, wenn ich bitten darf, sich weniger indiscret auszudrücken!

— Indiscret? Du liebe Zeit. Stolz können Sie sein, solch einen . . . .

— Bräutigam, wollen Sie sagen.

— Meinethalben, Bräutigam zu besitzen.

— Er steht sich wohl sehr gut?

— Das weiß ich nicht, ich fordere nichts von ihm, ich bin nur glücklich, wenn er zu mir kommt, wenn wir Abends ausgehen. O! das ist herrlich!

— Also, liebes Kind, sein Sie vollkommen beruhigt, eines schönen Morgens, oder eines schönen Abends oder um Mitternacht . . . .

— Aber Madame, wie können Sie nur glauben?

— Ich bitte Sie, Fräulein, unter uns Frauen . . . .

Die kleine liebenswürdige Arbeiterin wurde puterroth im Gesicht und schlüpfte die Treppe hinab, als wenn sie von Furien verfolgt würde.

Wieder verging eine lange, bange Woche. Wer die liebe Kleine sonst gekannt hatte, wie sie bei der Arbeit sang und wie sie beim Singen arbeitete, der hätte sie nicht mehr wiedererkannt. Die Rosenwangen waren blaß geworden, und um die schönen hellen Augen lag ein so tief wehmüthiges Lächeln, als ob sie ahnte . . . ahnte von schlimmen Dingen.

Als aber der Winter dem Herbst gefolgt war und die ersten Schneeflocken den Pariser Macadam bedeckten, da hielt es sie

nicht länger, sie machte ihre kokketteste Toilette und eilte nach dem ihr wohlbekannten Bankgeschäft.

Wohl pochte ihr das Herz, als sie in den säulengetragenen Thorweg des stattlichen Hauses trat . . . sie stutzte . . . schon wollte sie den Entschluß aufgeben und wieder heimkehren, da aber schlug sie ungeduldig mit dem koketten kleinen Fuß das Mosaik des Fußbodens und rief mit undefinirbarer Pariser Nonchalance:

— Lieber gar nicht, als so!

Sie trat ein.

Die Blicke aller anwesenden Comtoiristen waren selbstverständlich auf sie geheftet, da der Besuch einer jungen Dame, und namentlich einer so schönen, sehr selten war.

Gleich am Eingang befand sich, wie wir wissen, die Kasse. Hinter dem Gitter arbeitete Herr Jourdain.

Dieser erkannte die junge Dame, welche er seiner Zeit an Felix Krankenbett gefunden hatte, sogleich wieder.

— Ach . . . ich wollte mich . . . nach der Adresse des Herrn Felix Stein erkundigen, hub sie schüchtern an, während Purpurröthe ihre Wangen bedeckte.

— Die sollten Sie doch wohl besser kennen als wir, erwiderte Jourdain mit höchst ironischem Lächeln. Hier ist kein Auskunftsbüreau für junge Damen. Herr Stein soll wohl wieder neue Toiletten kaufen, es ist wohl eine neue Façon bei Madame Gagelin Mode geworden.

— Aber, mein Herr . . .!

— Kurz, mein Fräulein, der Verschwender, Herr Felix Stein ist nicht mehr bei uns, und wir wollen auch nichts mehr von ihm wissen, in Mabille werden Sie wohl seine Adresse besser er-

fahren . . . Vielleicht auch von einer Ihrer Colleginnen oder Gesinnungsgenossinnen.

Bleich vor Schreck verließ Amélie das Büreau.

— Also dacht' ich's doch! . . . Verlassen! . . . Verstoßen! . . . Neue Toiletten! . . . Mabille! . . . Verrathen! . . . O, er liebt eine Andere! . . . er ist meiner überdrüssig geworden! . . . Der Schändliche! . . . Doch nein . . . nein! er wird sich vielleicht verheirathet haben und wollte mir den Schmerz nicht bereiten, es mir zu sagen. Sie brach in bittere Thränen aus. — O, mein Gott, was soll aus mir werden?! —

Sie schwankte auf die Straße hinaus und ging mit ungewissen Schritten weiter. Gewohnheitsgemäß nahm sie ihren Weg nach dem Blumenmagazin, um sich daselbst neue Arbeit zu holen, deren sie jetzt mehr als je bedurfte.

— Fräulein Amélie! herrschte sie die hochnäsige dame de comtoir, eine Frau mit ungeheurem embonpoint an, Fräulein Amélie, wenn Sie nicht Blumen mit Farben, wie *wir* sie wünschen, machen wollen, so können wir Sie nicht regelmäßig beschäftigen. Ich bin gewöhnt, daß die demoiselles, welche zu uns gehören, sehr dankbar sind, wenn sie Arbeit bekommen, an so difficilen Geschmack, wie Sie ihn zu belieben die Gnade haben, fügte sie satirisch lächelnd hinzu, sind wir gar nicht gewöhnt. Heut habe ich nichts für Sie, so schloß sie ihren impertinenten speech, indem sie Amélie ihren breiten Rücken, auf welchem sich ein enormer Puff hin und her bewegte, zudrehte.

Amélie verließ, ohne ein Wort zu sagen, das Magazin. Als sie unten im Corridor angekommen war, ging ein junger, sehr fesch gekleideter Herr die Treppe hinauf.

— Sind so schöne Augen zum Weinen erschaffen? begann er vertraulich näher tretend.

Amélie schluchzte weiter, ohne zu antworten.

— Mein Fräulein, hier ist meine Karte, ich bin Banquier; der Ultimo war zwar heftig, aber wenn man nur sonst munter ist, wir haben doch noch so 20,000 Francs in die linke Westentasche gefixt. Nebenbei gesagt, habe ich einen Landauer von Darry, einen Entresol mit tout ce qu'il faut pour fumer . . . wenn man Sie also trösten darf, um sechs Uhr dinire ich bei Bachette, es würde nichts schaden, wenn Sie decolletirt erschienen . . . wo darf man Sie abholen?

Amélie warf dem impertinenten Lumpen einen Blick voll tiefster Entrüstung zu.

— Mein Herr, Sie täuschen sich.

— Entschuldigen Sie, mein Fräulein, das sagt man mir an der Börse auch immer, wenn ich à la baisse gehe und schließlich wenn der Ultimo kommt, habe ich doch immer Recht gehabt.

— Ich werde Hülfe rufen, wenn Sie mich noch länger behelligen.

— Aha! Sittliche Entrüstung, Sensationsdrama in drei Acten, mit einem Vorspiel und durchgängig neuen Costümes! Das kennen wir, aber das giebt sich, mein Fräulein! fügte er mit infamer Frivolität hinzu, Sie haben meine Adresse, bis medio bin ich noch — „Brief".

Amélie spie auf die Visitenkarte und warf sie dem Frechen vor die Füße.

Der Per Ultimo-Ritter concentrirte sich rückwärts.

Amélie wollte fortgehen, als plötzlich eine, ihr bekannte, ältere Dame im Thorweg erschien. Es war eine auswärtige

Einkäuferin, welche in der Saison nach Paris zum Einkauf zu kommen pflegte.

— Guten Tag, mein Fräulein, sagte sie freundlich, Amélie die Hand reichend, sind Sie nicht die junge Dame, welche neulich die wunderbaren Coiffüren für mich gearbeitet hat?

— Allerdings, Madame, Sie meinen doch die Reseda?

— Ganz recht, die Reseda und die Camelien, aber was ist Ihnen, mein Kind! Sie scheinen ja bitterlich geweint zu haben?

— Ach ja, meine gute verehrte Frau, ich bin das unglücklichste Mädchen von der Welt, ich stehe ganz allein, bin eine Waise, mein Geliebter hat mich treulos verlassen, und jetzt verweigert man mir sogar hier oben die Arbeit, und dies in so beleidigender Art und Weise, daß ich lieber verhungern würde, als je wieder die Schwelle dieses Magazins betreten.

— Sagen Sie, mein Kind, versetzte die alte Dame, schnell, fesselt Sie irgend etwas hier an Paris?

— Nein, nichts, gar nichts, ich hasse dies Paris, in dem es so schlechte Menschen giebt, welche ein junges, arbeitsames Mädchen so schimpflich beleidigen. Stellen Sie sich vor, Madame, daß man mich innerhalb einer Stunde dreimal auf so böswillige Weise beschimpft hat, daß ich lieber in's Wasser springen möchte, als hier länger diese Luft einathmen.

— Soll ich Ihnen einen Vorschlag machen, mein Kind?

— Bitte, Madame, ich werde für Alles herzlich dankbar sein.

— Wollen Sie mit mir nach dem Ausland, ich kann eine so geschickte, liebenswürdige, junge Dame gerade placiren.

Amélie küßte die Hand der alten Dame mit Wärme und vergoß Freudenthränen.

— Hören Sie, mein Kind, ich will Ihnen sogleich meine Bedingungen sagen, ich gewähre Ihnen freie Wohnung, Essen und Wäsche bei mir und gebe Ihnen hundert Francs monatlich, zum Jahreswechsel bekommen Sie ein douceur.

— Mit tausend Freuden.

— Und können Sie schon morgen mit mir reisen?

— Gewiß, gewiß!

— Nun gut, so besuchen Sie mich morgen früh um zehn Uhr im Hôtel Beau séjour, wo ich abgestiegen bin, dann wollen wir über Alles Nähere sprechen, wie ist doch Ihr Name?

— Mademoiselle Amélie Gulon.

— Auf Wiedersehen, Mademoiselle Amélie, aber bitte keine Thränen und keinen Geliebten, beides kann man bei uns zu Lande im Geschäftsleben nicht vertragen.

Beide Damen trennten sich auf das Herzlichste. Amélie ging mit dem frohesten Herzen nach Hause, aber ihren Felix hatte sie nicht vergessen, es gab etwas, was unter ihrem Herzen an ihn mahnte, etwas . . . . etwas! . . . .

XXIX.

Harry Stendal und der amerikanische Consul hatten sich wieder auf die Rückreise begeben. Ihrer Sache ganz gewiß trafen sie in Prag ein. Sonderbarer Weise stieg Harry Stendal in demselben Hotel ab, als sein Namensvetter vor einigen Monaten abgestiegen war. Derselbe Oberkellner bat ihn um seinen Namen, selbstverständlich konnte Harry nur ebensolche Visitenkarte abgeben, als sein edler Namensvetter einige Monate zuvor abgegeben hatte. Die Herren hatten unterwegs ihr ferneres Verhalten in dieser Angelegenheit genau verabredet, es sollte ein gerichtliches Verhör aufgenommen werden, welchem beide Herren beiwohnen sollten. Vor allen Dingen war es Harry räthselhaft, was aus dem Hamburger Wechsel geworden war. Die Herren waren Abends angekommen und müde, Beide suchten daher also schnell das Bett auf.

Diese Nacht sollte verhängnißvoll für alle Betheiligten unserer Erzählung werden.

Julia hatte die ganze Zeit über in einen, dem Wahnsinn sehr ähnlichen Zustand vegetirt. Abgesehen davon, daß diese entsetzliche Episode ihr Gemüth auf das Furchtbarste berührt hatte, abgesehen davon, daß noch gar keine Beweise der Schuld für

ihren Bräutigam existirten, hielt sie ihn nicht allein für unschuldig, nein, — so rauh es klingt — sie liebte ihn. Wieder hatte sie einen an nervösen Aufregungen reichen Tag verbracht. Sie ahnte, daß der Augenblick der Entscheidung nahte. Der amerikanische Consul mußte Gewißheit mitbringen.

— Das Verbrechen in Erquelines! Hatte er es begangen? Sie war überzeugt davon, daß der Gefangene Harry Stendal sei, aber sollte Harry Stendal ein Verbrechen begangen haben? Hierüber mußte sie sich Gewißheit verschaffen, bevor der amerikanische Consul zurückkommen würde. Aber wie? Auch sie war bereits zur Ruhe gegangen, aber zu welch' einer Ruhe?! In den grellsten Farben zeigte ihr die Phantasie ihren Bräutigam bei einem Verbrechen. — Bei welchem? Es hielt sie nicht länger im Bett, sie kleidete sich an und trat mit einem angezündeten Licht in Frau von Sabrand's Zimmer, welches sich, wie wir wissen, in derselben Etage befand. Julia weckte die würdige Dame.

— Was giebt's? was giebt's? .... ist er da? ... wo ist er? rief sie aus dem Schlafe emporschnellend.

— Ich bin es, theuerste Freundin, es hält mich nicht länger, es bringt mich zum Wahnsinn, zur Verzweiflung, ich muß Gewißheit haben.

— Aber wa .... was soll ich thun?

— Sich anziehen.

— Und dann?

— Mich begleiten.

— Wohin?

— Zum Gefängniß.

— Unsinnige, dies wäre ja zwecklos, Niemand darf die Gefangenen sprechen, namentlich nicht bei Nacht.

— Wenn Sie nicht mitkommen, so fahre ich allein.

— Unmöglich, mein Kind, unmöglich!

— Ich habe vor keinem Menschen mehr Rücksicht zu nehmen, die ganze Stadt zeigt bereits mit Fingern auf mich.

— Gerade umgekehrt ist es, die ganze Stadt fühlt die lebhafteste Sympathie für Sie.

— Wie dem auch sei, ich gehe und, wenn Sie nicht mitkommen, allein.

— Einen Augenblick, warten Sie nur einen Augenblick, rief Frau von Sabrand, ich stehe schon auf, ich komme ja schon.

Julia verließ tief aufseufzend das Zimmer. Eine Viertelstunde später verließen beide Damen das Haus. Sie fuhren beim Gefängniß vor. Lange mußten sie warten, bevor der Portier öffnete.

— Wir möchten den Herrn Gefängniß-Director sprechen.

— Bedaure sehr, Se. Gnaden schlafen.

— Wir müssen ihn aber sprechen. Hier geben Sie ihm meine Karte, dies sagend, steckte sie ihm fünf Gulden in die Hand. Nach einigen Minuten wurden die Damen hinaufgebeten.

— Herr Director, begann Julia stürmisch, verzeihen Sie mir, aber ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, bei dem Grabe meines seligen Vaters schwöre ich Ihnen zu, daß, wenn ich nicht in der nächsten halben Stunde Herrn Harry Stendal im Gefängniß eine Frage ohne Zeugen vorlegen kann, ich mir heute Nacht noch das Leben nehme.

— Dann ist es meine Pflicht, gnädiges Fräulein, sowohl als Mensch, wie als Beamter, Sie polizeilich beobachten zu lassen.

— Um Himmelswillen, Herr Director, nur nicht auch noch diese Schmach, ich vergehe schon vor Scham.

— Um was handelt es sich also?

Die drei Herrschaften verhandelten etwa eine halbe Stunde unter inständigen Bitten der jungen Dame und unter heftigem Proteste des Directors, schließlich aber sagte er:

— Mag's drum sein, eigentlich verbietet es mein Dienst, aber um den Preis Ihrer Ruhe, mein gnädiges Fräulein, will ich es gern thun, wenn Sie mir schwören, keine Mittel anzuwenden, den Gefangenen zu befreien.

— Ich schwöre es Ihnen, versetzte sie, indem sie ihm die Hand herzlich drückte.

Der Director bot der jungen Dame seinen Arm und bat Frau von Sabrand inzwischen auf seinem Zimmer zu verziehen.

Bald darauf traten die Beiden in den Gefängniß-Corridor ein.

— Nummer sechszehn! rief der Gefängniß-Director.

— Hier, antwortete der Wärter.

Der Gefängniß-Director öffnete nun eine kleine Luke in der Gefängnißthür, durch welche man von außen den Gefangenen beobachten und ihm einen Handreich leisten konnte. Er deutete auf dasselbe, zog sich discret zurück und ersuchte den Wärter, ein Gleiches zu thun, welcher kopfschüttelnd davonging.

— Harry! rief die junge Dame durch die Oeffnung hinein.

— Wer ist da? rief es von innen, Du? . . . Sie?!

Das Gespräch mochte ungefähr zehn Minuten gedauert haben, es hatte keinen menschlichen Zeugen. Wie es schien, ging Julia

unendlich erleichtert fort, denn ihr Blick hob sich dankbar gen Himmel.

Mit heißestem Dank verabschiedete sich die junge Dame. Der Gefängniß-Director küßte ihr galant die Hand, worüber der Wärter mehr als erstaunt war. Das hatte er noch nie bei seinem Chef gesehen; die junge Dame mußte in Folge dessen wohl das „Höchste" sein.

Julia fuhr mit Frau von Sabrand nach Hause.

— Nun? fragte dieselbe in hohem Maße gespannt.

— Er ist unschuldig, wie ich gesagt habe, unschuldig.

Die Damen erreichten nunmehr ihre Wohnung. Frau von Sabrand ging wieder zur Ruh, Julia anscheinend auch. Kaum aber war sie allein, als sie auf den Spitzen zu ihrer Kammerzofe schlich und dieselbe weckte.

— Betty! rief sie derselben zu, kleiden Sie sich schnell an und kommen Sie in mein Zimmer.

Wenige Minuten später war die Zofe bei ihr.

— Betty! rief sie ihr zu, gehen Sie augenblicklich zu Herrn Rey hinauf und bitten Sie ihn, sofort zu mir hinunter zu kommen. Das Mädchen stutzte, führte aber schnell den ihr gegebenen Auftrag aus. Eine Viertelstunde später trat der Gerufene erschreckt in's Zimmer.

— Mein gnädiges Fräulein, Sie sehen mich im höchsten Grade überrascht . . . .

— Oswald, haben Sie die Büreauxschlüssel bei sich?

— Ja, aber weshalb?

— Folgen Sie mir!

Julia nahm ein angezündetes Licht und eilte die Treppe hinab, Oswald folgte ihr.

— Aber, mein verehrtes Fräulein!

— Oeffnen Sie gefälligst.

Oswald öffnete sprachlos die Thür, Julia ging mit dem Lichte voran, sie wendete sich zu dem kleinen Eckzimmer und trat an das Pult ihres Verlobten.

— Lieber Oswald, ich bitte Sie, mich auf fünf Minuten allein zu lassen.

— Aber, mein verehrtes, liebes Fräulein.

— Bei dem Andenken meines seligen Vaters beschwöre ich Sie und befehle Ihnen, mich allein zu lassen.

Kaum war Oswald aus der Thür gegangen, als sie eine auf der Tischplatte angebrachte, ihr wohlbekannte Feder drückte, wodurch die, mit derselben correspondirende untere Spindenthür aufsprang.

Julia mußte sehr genau von Harry unterrichtet gewesen sein, denn sie murmelte in abgebrochenen Worten vor sich hin:

— Ganz recht .... also hier die Cigarrenkisten, links die Briefbogen-Cartons. Sie packte Alles einzeln auf den Fußboden, während sie selbst auf demselben knieete und mit dem Wachslicht leuchtete.

— Es soll ganz hinten links in der Ecke hinter dem Cigarrettenkasten liegen, dort nicht ..... dort auch nicht ..... aber hier ..... da!

Sie griff zu einem kleinen Fläschchen und steckte dasselbe in die Tasche.

— Herr Oswald, rief sie, kommen Sie nur herein, Sie würden mich verbinden, wenn Sie mir beim Einpacken helfen ... ich kann wahrhaftig nicht mehr.

Oswald beeilte sich, dem Wunsche der jungen Dame zu entsprechen, die er angebetet, welcher er in uneigennützigster Weise

entsagt hatte, und für deren jetzige, unglückliche Lage er die tiefste Sympathie fühlte.

Bald war Alles wieder eingeräumt und die Spindthür zugedrückt.

— Haben Sie auch Alles Nothwendige gefunden, mein liebes Fräulein?

— Ich habe nur nachgesehen, ob nichts fehlt. Kommen Sie!

Beide gingen wieder die Treppe hinan, nachdem die Geschäftsthür verschlossen war. An dem Absatz der ersten Etage wollte sich Oswald empfehlen.

— Nein, Oswald, treten Sie einen Augenblick bei mir ein.

Oswald freute sich nun, die Lösung dieses Räthsels zu empfangen, statt dessen war er im höchsten Grade erstaunt, ja sogar erschreckt, als die junge Dame ihn plötzlich leidenschaftlich umarmte und einen innigen Kuß mit ihren glühenden Lippen auf die seinigen drückte.

— Sie, einziger Freund ..... wie danke ich Ihnen ..... für Alles .... Alles .... nun ist es gut, nun gehen Sie .... gute Nacht, mein lieber, einziger, duldender Freund, gute Nacht!

Oswald ging, schon hörte sie ihn die Corridorthür öffnen, da stürzte sie ihm nach und küßte ihn innig ....

Das war kein Kuß leidenschaftlicher Liebe, das war ein Abschiedskuß für ewig .... ewig!

Julia ging in ihr Zimmer zurück. Sie nahm das Fläschchen zur Hand und goß einen Theil desselben in das Flacon, welches sie an einer Kette am Gürtel trug. Sorgfältig verschloß sie beide wieder, schwankte in ein dunkles Zimmer und warf sich vor dem Bilde ihres Vaters auf die Kniee. Sie betete. Dann ging sie in ihr Schlafzimmer zurück und schrieb bei der

Wachskerze einen langen Brief. Als sie denselben beendet hatte, graute der Morgen. Jetzt warf sie einen Mantel um, nahm ein Capuchon auf den Kopf unb verließ die Wohnung und das Haus. Eine Viertelstunde später erreichte sie schneebedeckt das Gefängniß. Der Portier öffnete, Julia drückte ihm wiederum zehn Gulden in die Hand.

— Soll ich das gnädige Fräulein melden?

— Unnöthig, ich gehe direct zum Gefängniß, der Herr Director hat beim Wärter Anweisung hinterlassen. Julia schlüpfte hinweg. Im Corridor saß der Wächter bei einem Glase Schnaps in halbem Traume.

— Schon wieder? lallte er, . . . aber ohne Erlaubniß des Herrn Directors?

— Der Herr Director hat ja Anweisung hinterlassen, ich hätte nur ein Wort dem Gefangenen zu sagen, an das ich vergessen habe. Sie drückte dem Wärter zehn Gulden in die Hand, worauf derselbe schwankenden Schrittes die kleine Gefängnißluke öffnete und den Corridor hinabging.

— Hier, rief Julia, indem sie den Augenblick benutzte, das Fläschchen hineinzureichen.

— So, Herr Wärter, es ist schon abgemacht, ein schönes Compliment dem Herrn Director!

Der Wärter begleitete die junge Dame, die er nunmehr für das „Allerhöchste" hielt, bis zur Ausgangsthür.

Athemlos kehrte sie in ihr Schlafzimmer zurück, sie entkleidete sich und ging zu Bett. Auf das blauseidene Plümeau legte sie den in der Nacht geschriebenen Brief, dann nahm sie das kleine Flacon, blickte einige Minuten auf das, über ihrem Bette hängende Crucifix und — — trank.

XXX.

Am nächsten Morgen ging Harry, wie verabredet, um zehn Uhr zum Consul, welcher den Justizrath Grimm, den einzigen Freund der Familie, um dieselbe Stunde zu sich gebeten hatte. Alle drei Herren begrüßten sich herzlich. Der Consul hatte in gedrängter Uebersicht dem Justizrath ein Bild des Ganzen gegeben. Derselbe schlug die Hände über den Kopf zusammen. Als die drei Herren selbstverständlich bei einem guten Frühstück, denn ohne dies that es der Consul nicht, Platz genommen hatten, wurde beschlossen, daß man bei Fräulein Julia vor dem Verhör Visite machen solle.

Harry war damit vollkommen einverstanden.

— Die arme unglückliche Cousine, seufzte er.

Auf dieses Stichwort schien der Justizrath nur gewartet zu haben, um einen seit einigen Tagen gehegten Plan in Anregung zu bringen.

— Mein lieber Herr Stendal, ich wüßte ein Mittel, wodurch Alles geebnet und beruhigt werden könnte, die einzige Möglichkeit, alle Theile zu retten.

Die beiden Herren lauschten gespannt.

— Sie müssen Ihre Cousine heirathen, rief er aufspringend und dem jungen Manne die Hand reichend.

Harry blickte den Justizrath einige Secunden starr an.

— Unmöglich! rief er.

— Weshalb?

— Ich bin verlobt!

— Dann ist Alles aus, rief der Justizrath, das war meine letzte Hoffnung, dann ziehe ich aus dem Unglückshaus und ziehe aus der Stadt und aus dem Land. Leben Sie wohl!

— Aber Herr Justizrath! . . .

— Was soll ich weiter hier thun, Sie finden andere Todtengräber — als mich, leben Sie wohl!

Er eilte halb verzweifelt aus dem Zimmer.

— Kommen Sie, sagte der Consul zu Harry, wir haben noch einen schweren Tag vor uns. Noch ein Gläschen Benedictiner gefällig?

— Ich danke, Herr Consul.

Als der Wagen der beiden Herren nicht weit mehr von dem van Zuiden'schen Hause entfernt war, sahen sie bereits eine große Menschenmenge vor demselben versammelt und sich mit aufgeregten Mienen unterhalten.

— Was giebt's? rief der Consul aus dem Wagen.

— Fräulein van Zuiden hat sich heute Nacht vergiftet, ertönte ihm von verschiedensten Seiten als Antwort entgegen.

Sprachlos blickten sich beide Herren an, dann stiegen sie aus und eilten die Treppe hinan.

Da saßen im Vorzimmer Frau von Sabrand, Oswald Rey und der Justizrath mit stierem Blicke und verzweifelten Mienen.

Beide Herren traten näher und drückten den drei Trauernden die Hand. Die Herren traten in das Nebenzimmer. Da lag

Julia wie eine Heilige. Ihre schönen Wangen waren gebleicht und trugen Denkmäler furchtbarer Leiden der vergangenen Tage.

— Wie gelangte sie zu dem Gift? fragte endlich Harry die Umstehenden.

Oswald führte die Herren aus dem Zimmer und las ihnen Julia's hinterlassenen Brief vor, derselbe endete mit folgenden Worten:

Nun aber bin ich an die Grenze meines Leidens gelangt, ich wüßte nicht, wie ich den nächsten Tag verbringen sollte, ich könnte vor ihm nicht bestehen. Ich habe diesen Mann geliebt, und weil ich ihn geliebt habe, bringe ich ihm selbst das Gift in's Gefängniß. Möge er sich selbst richten. Mit demselben Gifte jedoch ende ich mein Dasein, welches ich, mit dem Bewußtsein der unabänderlichen Vergangenheit, in dem Hinblick auf die qualvolle Zukunft fürder nicht ertragen hätte. Ich fühle, das ganze Verbrechen, welches ich in diesem Augenblicke begehe, wenn ich das Saitenspiel meines zerrissenen Herzens für immer verstummen lasse. Dasselbe Gift, welches meinen Harry und mich befreit, hat jenen Franzosen in Erquelines getödtet!

Vergebt mir, wie ich ihm vergebe.

Julia.

In diesen letzten Worten lag das Geständniß, welches Felix Stein durch die Gefängnißluke seiner Braut in's Ohr geflüstert hatte, dort beschwor er sie bei ihrer Liebe flehentlich, ihm das Giftfläschchen zu senden.

Oswald Rey erzählte nun ausführlich die Begebenheiten der Nacht.

— Ja aber, rief jetzt Harry aus, ist denn der Gefangene noch am Leben?

Statt aller Antwort eilte Oswald aus dem Zimmer. Nach einer halben Stunde kehrte er zurück und rief:

— Todt!

Rathlos standen alle Anwesenden im Zimmer, sprachlos blieben sie den ganzen Tag über beisammen.

Harry war nunmehr der Erste, welcher zur Fassung kam. Er übersah das Ganze mit ruhigem Blick und erklärte jetzt die verschiedenen, bisher unaufgeklärten Eigenthümlichkeiten des Selbstmörders. Noch wußte er freilich nicht, wer der in Erquelines Getödtete war. Da durchkreuzte plötzlich ein Lichtgedanke sein Hirn.

Eiligst meldete er den Selbstmord des ihm noch Unbekannten an den Polizei-Director von Erquelines, welcher seinerseits diese Nachricht an die Pariser Polizeibehörde telegraphirte.

Felix Stein war von Niemandem vermißt und reclamirt worden, als aber Amélie Gulon ein neugeborenes Kind in den Armen wiegte, nannte sie es Felix. Auf Befragen ihrer Mutter, wer der Vater des Kindes sei, entschlüpfte ihr der Name Felix Stein.

Vergebens suchte die Mutter von Amélie Näheres über Felix zu erforschen. Amélie verweigerte jede Auskunft. Da schrieb die Mutter schließlich an Amélies frühere Wirthin nach Paris, von der sie erfuhr, daß Felix in dem uns bekannten Bankgeschäft gewesen. —

Frau Gulon betraute nun ihren Schwager mit der Mission, Felix Stein in Paris zu suchen.

Als derselbe Alles vergeblich durchstöbert hatte, gelangte er schließlich zur Polizei, woselbst er umständlichen Bericht über die Angelegenheit gab.

Die Polizei war soeben mit der Prag-Erqueliner Affaire beschäftigt. Der eigenthümliche Zufall, daß sowohl in der Harry Stendalschen als in der Felix Steinschen Sache dasselbe Bankhaus verflochten war, veranlaßten Mr. Pin nähere Erkundigungen daselbst einzuziehen.

Beide Angelegenheiten lagen in den betreffenden Acten auf Mr. Pin's Büreau. Er nannte das eine Actenstück X. und das andere Y., sich selbst jedoch Z. Er resümirte wie folgt: Z. weiß nicht wer X. ist und Z. weiß nicht wer Y. ist, also X. = Z. und Y. = Z., also, da zwei Größen, die einer dritten gleich sind, untereinander gleich sind, ist X. = Y., also sind beide, also X. und Y. = Felix Stein.

Dieses Resultat wurde mittelbar durch den Polizei-Director von Erquelines telegraphisch an Harry Stendal, welcher seine Adresse daselbst zurückgelassen hatte, nach Prag gemeldet.

Also auch dieser Zweifel war für ihn gelöst. Edwin Schulz hatte jedenfalls das Accreditiv nach Hamburg gefordert, um das Ziel seiner Reise nicht dem Pariser Bankhause zu verrathen, Felix Stein, der es ihm entwendet hatte, mochte wohl erst den geeigneten Zeitpunkt abwarten wollen, den betreffenden Betrag einzukassiren. Vorläufig mußte es ihm wohl wichtiger gewesen sein, sich in seine neue Rolle hinein zu finden, er mochte also wohl das Accreditiv vernichtet haben, um sich nicht möglicher Weise zu compromittiren. Die räthselhaften, mit „Gilbert, Coiffeur" bezeichneten Flacons enthielten, wie man sich bei der betreffenden Firma in Berlin erkundigte, ein Haarfärbemittel.

Durch dieselbe Firma erfuhr man, daß Felix Stein auf seiner Hinreise nach Prag in Berlin gewesen war. Er hatte blondes Haar, und da der von ihm getödtete Edwin Schulz schwarzes gehabt, hatte er das seinige sich wohl auch schwarz färben lassen.

Jetzt erinnerte man sich auch jener kleinen Französin, welche bei Gelegenheit des Hutverkaufes, ohnmächtig wurde, als sie Felix Stein sah, und daß sie auf seine Veranlassung nach Frankreich zurückgekehrt war. Je länger man nachdachte, desto deutlicher traten alle diese Einzelheiten hervor. Ein einziger Umstand war und blieb Allen unerklärlich, das Verhältniß der Miß Pynes zu Felix Stein.

War die Jettator- oder Mal-ochio-Doctrin, welche Felix Stein vorgab, auch nur ein Märchen?

— Allerdings, natürlich! rief Harry plötzlich aus, ich glaube auf den Grund gekommen zu sein, weshalb Felix Stein der Engländerin ausgewichen ist: er glaubte, daß er durch diese zuerst compromittirt werden müsse.

— Weshalb? fragte man allgemein.

— Weil Felix Stein unbedingt kein Englisch verstanden, noch gesprochen hat, und da er vorgab, in Amerika sein ganzes Leben fast verbracht zu haben, so hätte schon dieser Umstand ihn entlarven müssen. Er benutzte also die Mal-ochio-Doctrin nur als Vorwand, um die Engländerin aus dem Hause zu verbannen.

Unter solchen Vermuthungen und Erklärungen verbrachte man den nächsten Tag.

Als der, unter einem Paradiese von Blumen bedeckte Sarg in die Erde hinabgelassen und man von Julia's Leichenbegängnisse zurückgekommen war, nahm der Justizrath das Wort:

— Mein verehrter Freund, sagte er zu Harry, ich begrüße Sie hiermit als Herrn des Hauses, als Herrn Harry van Zuiden.

— Nicht so! rief Harry, ich heiße Harry Stendal und werde diesen Namen tragen, bis zum Ende meines Lebens. Ich segne das Andenken meines in Gott ruhenden Vaters, — meinen Namen, meine Stellung und mein Vermögen will ich aber nur mir selbst verdanken! Ich hasse Söhne, welche auf das Erbtheil ihrer Väter warten, ich verachte Söhne, welche im Vertrauen auf dies einstige Vermögen ihre Jugendzeit thatenlos dahin faulen lassen, ich fluche Söhnen, deren ganze Existenzfrage eine Speculation auf den „Ultimo“ ihres Vaters ist.

Ich verzichte auf Alles. Möge Herr Oswald Rey, welchen mein verstorbener Vater anfänglich zu seinem Schwiegersohne ausersehen hatte, das Haus und die Firma im Sinne des Verstorbenen für eigene Rechnung fortführen.

Was meinen Antheil an dem Geschäft und an dem hinterlassenen Vermögen betrifft, so bestimme ich es zu dem Bau eines Waisenhauses, das ich nach dem Namen meines seligen Vaters Leopold van Zuiden genannt wünschte, in ihm soll das Andenken an den braven Mann leben bleiben.

— Laßt mich in meine Heimath zurückkehren, dort winkt mir die Liebe zur Seite eines Mädchens, welche ich stolz bin, die meinige zu nennen, dort winkt mir ein Haus, welches ich mir durch Arbeit begründet habe und dessen First hochzuhalten mein stetes Streben sein wird. Lassen Sie mir meinen ehrlichen Namen Harry Stendal, ich trage ihn zur Ehre meiner Mutter!

Eine Stunde vor seiner Abreise besuchte er noch einmal den Friedhof.

Gedankenvoll schritt er durch den breiten Mittelpfad, zu dessen beiden Seiten die Gräber unter einer Schneedecke ruhten. An Julia's Grabe, welches mit Blumen, grünem Laube und Palmenzweigen bedeckt war, hielt er tiefaufseufzend an. Er murmelte ein kurzes Gebet und trocknete heiße Thränen. Dann nahm er zwei Palmenzweige von demselben und legte einen auf des Vaters und einen auf Sabrand's Grab.

— Friede mit Euch, Ihr theuren Dahingeschiedenen! Liebe, Freundschaft, Ehre sind die unverwelklichen Blumen, die auf Euren Gräbern sprießen. Sie bilden das einzige, kostbarste Gut, das ich von Euch in meine neue Heimath mit mir nehme. Lebet wohl . . auf immer!

So verließ Harry Vater, Freund und die ihm zugedachte Braut!

Es war dunkel geworden. Lautlose Stille, heiliger Frieden, selige Ruhe schwebten über dem geweihten Orte.

Doch da . . dort . . in jener Ecke . . dort drüben . . und wieder dort . . ächzte, stöhnte und flüsterte es . . so unheimlich aus Gräbern hervor.

* * *

— Seid ihr es, Menschenseelen, die auf dem Baalsaltare der Speculation dahingeopfert wurdet, bevor der Todesengel euch abrufen sollte?

— Ruht in Frieden!

Auf diese thränenbenetzten Gräber aber hat der Zeitgeist ein schwarzes Banner gepflanzt. Aus dem Trauerflor, welcher dasselbe verhüllt, treten zwei, mit Flammenschrift geschriebene, die Mitwelt mahnende, die Nachwelt warnende Worte hervor:

Per Ultimo!

Druck von Hornberg & Meyer in Berlin.

Moor, Franz

Per Ultimo! oder: Das Verbrechen von Erquelines. Roman von Franz Moor

Berlin (1876)